



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

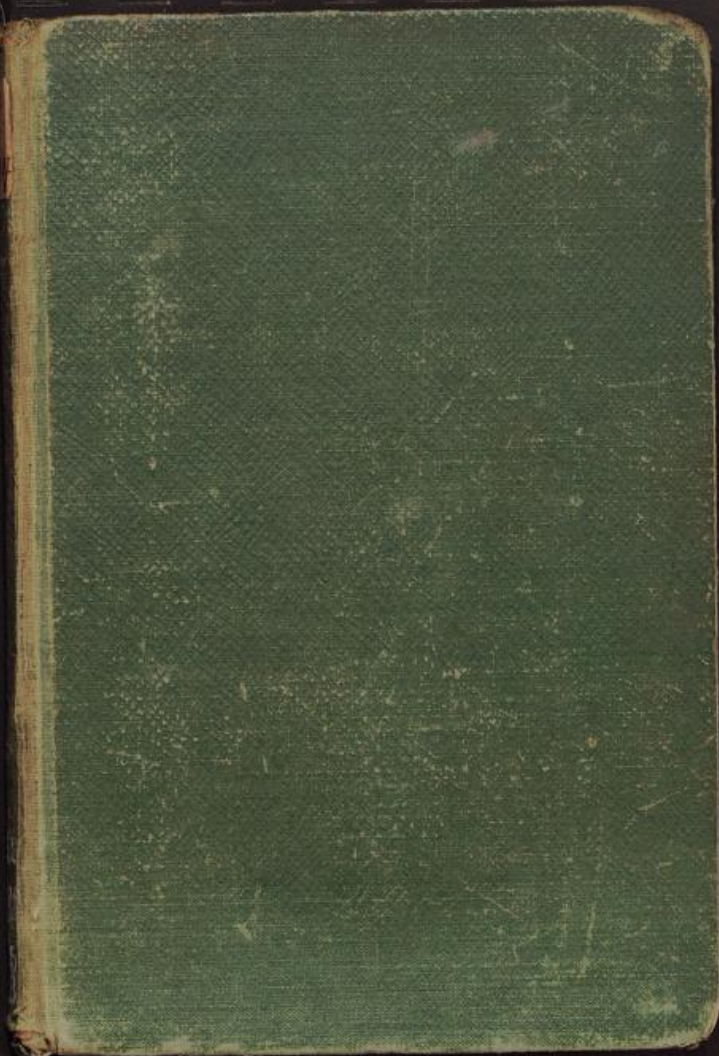
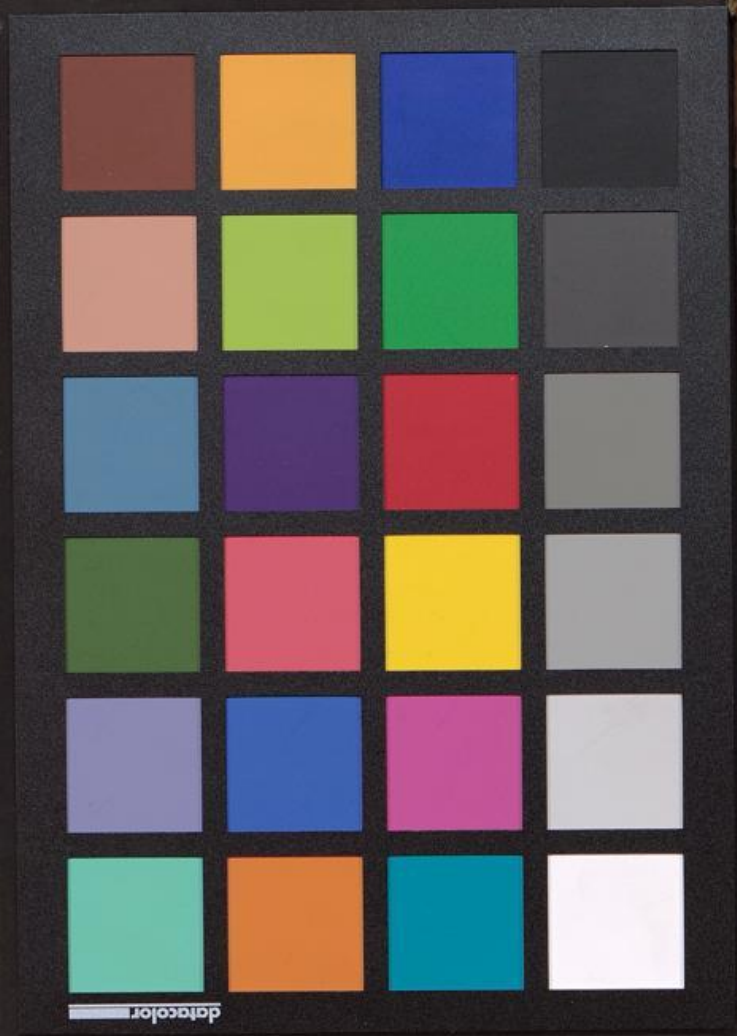
DFG-Projekt "Digitale Sammlung Deutscher Kolonialismus"

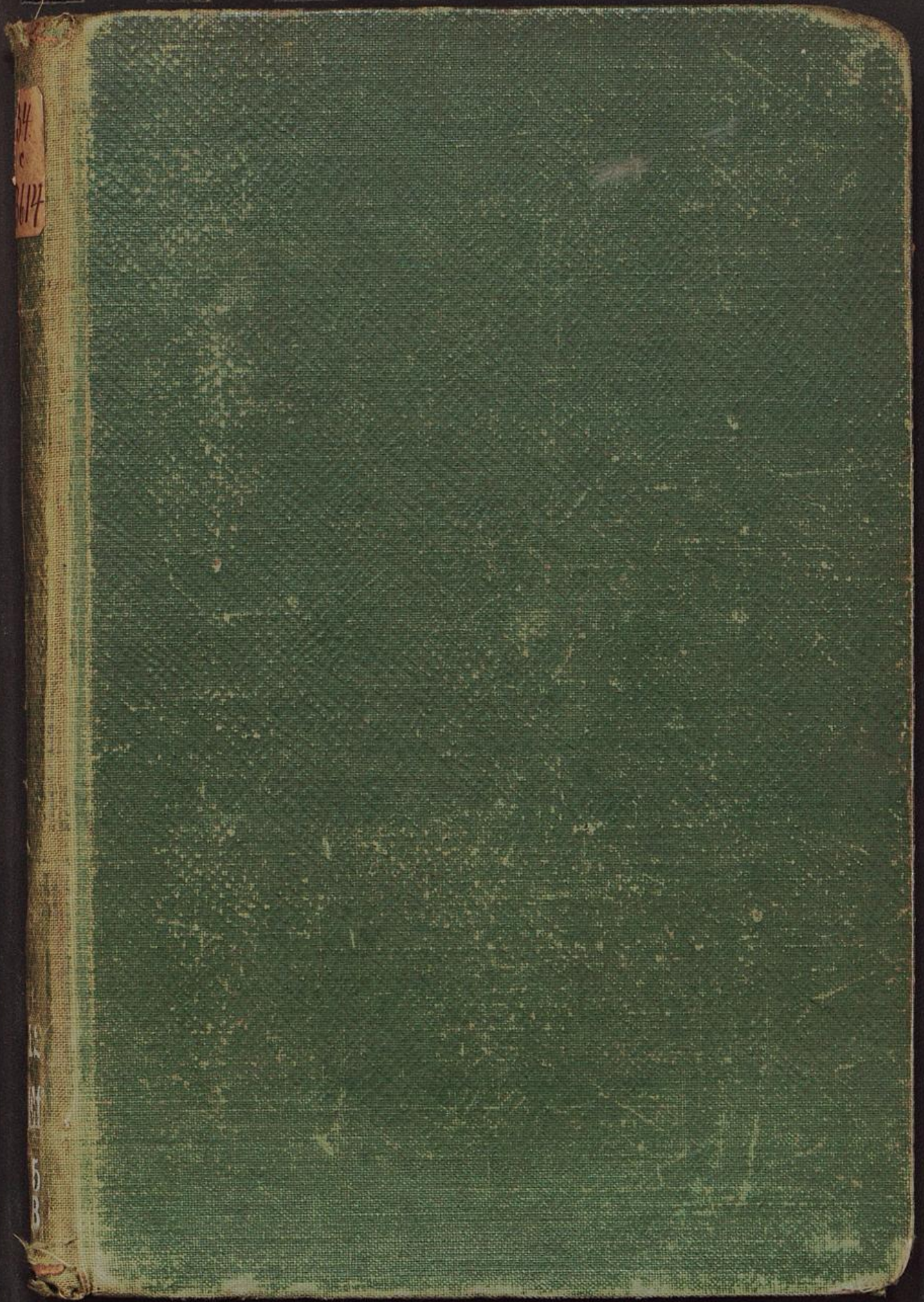
Auf Bergeshöhen Deutsch-Afrikas

Falkenhorst, C.

Stuttgart [u.a.], 1890

urn:nbn:de:gbv:46:1-14009





34c3614

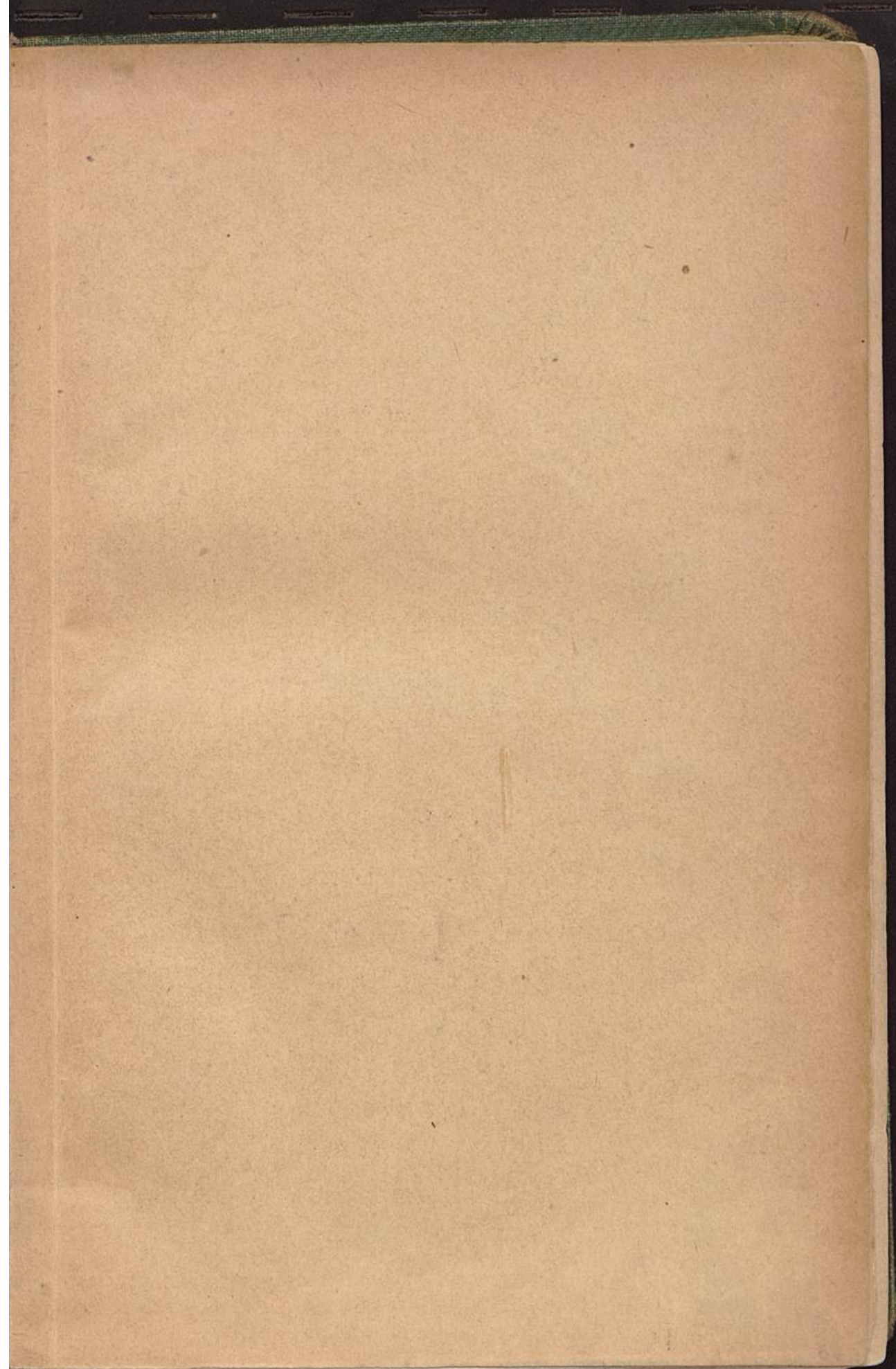
12 Taf 5 b

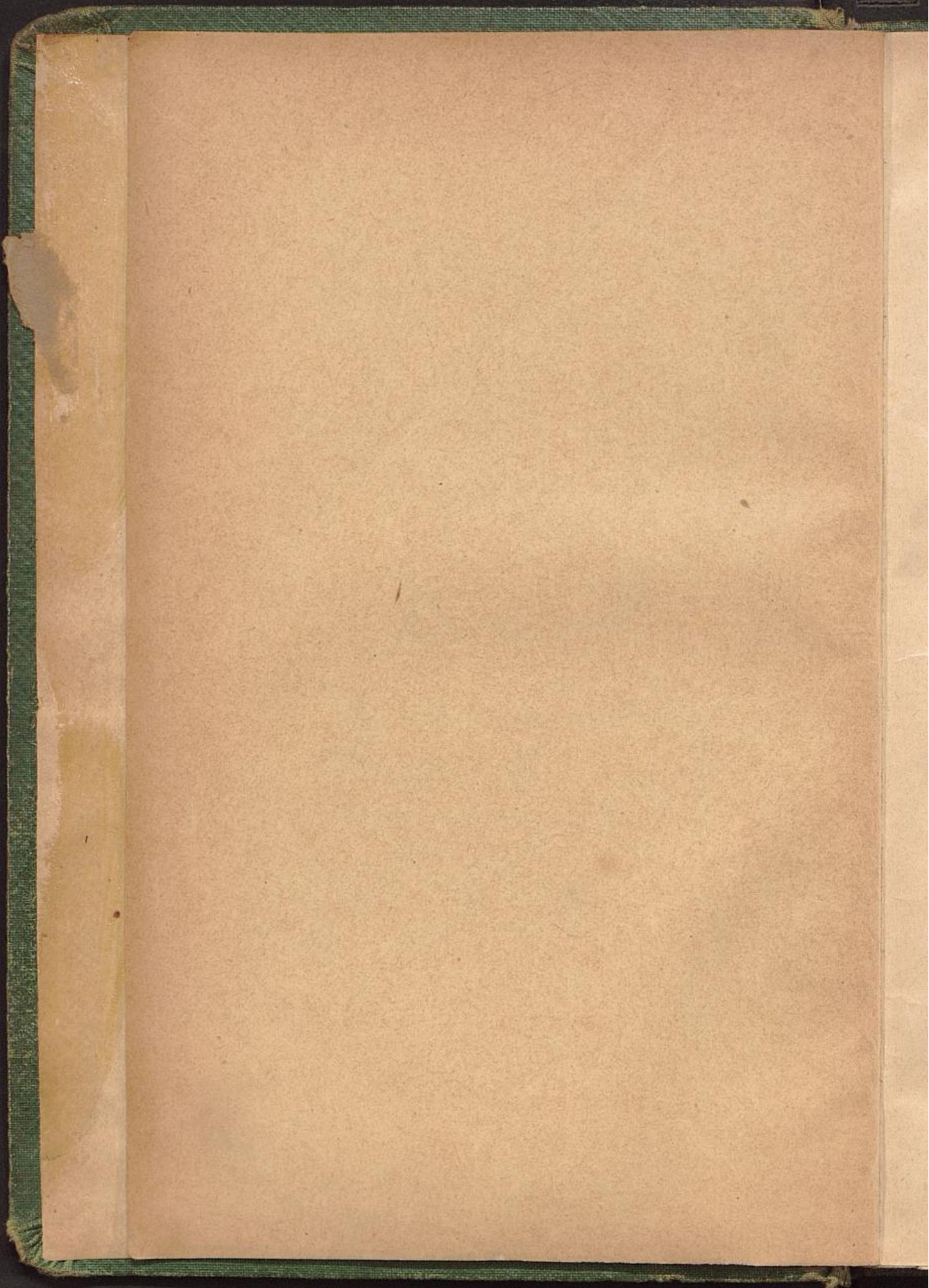
enthält

eine Tafel als Titel-
bild und Tafeln auf

Seite: 14. 42. 138.

146. 170.





Bibliothek der
Lesehalle in Bremen



Auf dem Kriegspfad in Massailand.

Bibliothek
denkwürdiger Forschungsreisen. V.

Auf

Bergeshöhen Deutsch-Afrikas.

Von

C. Falkenhorst.



Stuttgart, Berlin, Leipzig.
Union Deutsche Verlagsgesellschaft.

7890

Alle Rechte vorbehalten.

3/1135



34c3614

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Inhalt.

| | Seite |
|--|-------|
| Einleitung | 1 |
| In den Kamerunbergen. Bergreisen in Kamerun | 6 |
| Die landschaftliche Schönheit des Kamerungebirges. — Der erste Versuch, den Pit zu besteigen. — Aufzählung der Besteigungen. — Die Ambasbuch. — Temperaturunterschiede. — Der Aberglaube. — Der Urwald. — Sandfliegen. — Wanderameisen. — Die Verpflegung. — Abhärtung der Neger. — Wassermangel. | |
| Rob. Ed. Flegel auf der Kamerunspitze | 15 |
| An der Mannsquelle. — Baumzeichen. — Weilchen und Kessel im Urwalde. — Eine Welt von Kratern. — Russischer Winter. — An der Jägerhütte. — Grenzen des Pflanzenlebens. — Auf dem Pit. | |
| Hugo Zoellers Expedition zum „Götterberg“ | 20 |
| In der Ambasbai. — Der „Götterberg“ in Blichbeleuchtung. — Ein Entschluß. — Auf dem Jägerpfad. — Die Ausrüstung. — In Mofunda. — Ein Meer von Vegetation. — Die Trommelsprache. — Gastzimmer beim Häuptling. — Nahrungsmangel. — Wie Häuptling Monika die Cigarre rauchte. — Ratten als Ruheförder. — Das Hauen des Pfades im Urwald. — Alpenhörner. — An der Mannsquelle. — Die Hütten der Schweden. — 70 erloschene Krater. — Das Nachtlager. — Antilopen. — Bei fünf Grad Kälte auf der Spitze des „Götterberges“. — Prairiebrand im Hochgebirge. | |
| Die Schweden von Mapanja | 43 |
| Die jugendlichen Schwärmer. — Enttäuschung. — Die Entdeckung der Kautschuklaine. — Die erste Faktorei in Mapanja. — Herren und Diener. — Die Erweiterung des Etablissements. — Die Gewinnung des Kautschuks. — Hinterwäldler der Neuzeit. — Der Tod in der Ferne. — Unwillkommene Gäste. — Mapanja, ein Rebellort. — Mapanja-Kaffee und -Schokolade. | |
| Die Tiroler von Kamerun | 54 |
| Auf der afrikanischen Alm. — „Fla-Fla“ und „Kankeln“. — Jäger im Hochgebirg. — Die „Sennerinnen“. — Das schwarze „Schwarzblatt“ oder das schönste Mädchen von Bonjongo. — Buea, ein Sanatorium. — Kleidung und Schmutz der Bakwiri. — Grenlicher Appetit. — Palmwein und schwefelsaurer Fusel. — Trauer um die Toten. — Pantoffelschwingende Weiber. — Musikalische Unterhaltung. — Bakwirimärchen. — Die Blutrache. — Hexenprozesse. — Eine Nacht im Gebirge. | |
| Der Kilimandscharo. Die Entdeckung des Kilimandscharo | 70 |
| Das Mondgebirg und der Berg Olympus. — Deutsche Missionare. — Krapfs und Nebmanns Reisen. — Der erste Anblick des Kilimandscharo. — Die Entdeckung des Kenia. — Die Kritik in der Gelehrtenstube. — Baron Klaus von der Deckens Reisen. — 5894 Meter hoch. — Spätere Reisen. — Deutsche Forschung. — Der Kilimandscharo deutsch. | |
| Wie man nach dem Kilimandscharo reist | 77 |
| Rundreisebillet. — Afrikanische Touren. — Geldsorten des dunklen Weltteils. — Neu-Kuppin. — Die Träger. — Die Sanfarneger. — | |

| | Seite |
|---|-------|
| Der Einfluß der Araber. — Wie man eine Expedition unmöglich macht. — Die Soldaten. — Verproviantierung. — Die Stärke der Karawane. — Billig oder teuer? | |
| Der Weg durch die Wildnis | 85 |
| Der fruchtbare Küstenstrich und Njika, die Wildnis. — Davonlaufende Träger. — Afrikanische Schlachtfelder. — Der Busch von Duruma. — Wasser mit „Körper und Bouquet“. — Wie man die Füße wäscht. — Der größte Feind des Reisenden. — Märsche ohne Wasser. — Teitaberger. — Toiletten schwarzer Damen. — Begegnung mit Jägerkarawanen. — Der König der Berge und der König der Tiere. — „Laputa.“ — Im Bereich des Kilimandscharo. | |
| Das Paradies von Ostafrika | 100 |
| Taweta. — Ein afrikanisches Nürnberg. — Knotenpunkt der Karawanen. — Die Waldseite. — Ein Aprilmorgen. — Rundreise um das Paradies. — Im Urwald. — Eine tavetaniische Burg. — In der Hütte. — Am Lumi und Dschipesee. — Auf der Tanzwiese. — Die Nacht in den Tropen. — Unterschlagungen. — Schneiderarbeit. — Die Brücke über den Lumi. | |
| Auf dem Sockel des Kilimandscharo | 109 |
| Noch einmal mitten unter Dornen. — Das Lager unter der Sykomore. — Eine nächtliche Löwensymphonie. — Dschagga. — Das künftige Kulturland. — Schönfärberei? — Ein Blick auf Moschi. — Das Urteil zweier Engländer. | |
| Das Volk von Dschagga | 117 |
| Moschi. — Das Volk in Waffen. — Der Krieges Schmuck — Speer und Schwert. — Blutige Schlachtfelder. — Dschaggadörfer. — Der Ackerbau. — Bewässerungskanäle. — Vieh und Geflügel. — Industrie. — Das Bluttrinken. — Die Imkereei. — Dschaggaschmiede. — Wasserdichte Körbe. — Religion und Sitten. | |
| Sultan Mandara | 128 |
| Erbliche Monarchie. — Mandaras Jugend. — Die Sklavenhändler. — Schlechte Ratgeber. — Der Raubfürst. — Der Raubkrieg. — Ein König ohne Land. — Die Wiederaufrichtung des Reiches. — Stehendes Heer. — Weiße Besucher. — Mandara in Person. — Wie er pfeift. — Die Residenz. — Zwei Märchen. — Vor der galvanischen Batterie. — Unser Bundesgenosse. — Zwei Briefe. — Das Felsenest Marangu. — Sultan Mareale. — Eine Hose und zwei Teufel. — Palastrevolutionen. | |
| Von den Palmen zum ewigen Schnee | 148 |
| In ernster Stimmung. — Der Buschwald. — In der Wolkenregion. — Der düstere Urwald. — Das Grasgebiet. — Befestigtes Lager. — Dr. Meyers Route. — Zum Gebirgssattel. — Die Flora des Kilimandscharo. — Die Schneequelle. — Erstes Biwak. — Auf dem Sattel. — Wildspuren. — Frostige Nacht. — Die Weißen allein. — Zum Ribogipfel. — Erschöpft. — Der Eiswall in 5450 Meter Höhe. — Ehlers' Besteigung. — Der Kima-wenji. — Schneewechsel. — Der Elefant und der Büffel an der Schneegrenze. — Der Dschallosee. — Naturforschung und Dichtung. — Kima-wenji der ältere. — Die Entstehung des Kibo. — Die letzte Eruption. — Ein Loblied. — Der Rival des Kilimandscharo. — Wachtürme der Zivilisation. | |
| Anhang. Der Kenia | 173 |

Einleitung.

Das Hochgebirge ist erst in neuester Zeit für die Wissenschaft und die Menschheit erobert worden. Eine heilige Scheu hielt in früheren Zeiten die Menschen von den schneegekrönten Bergspitzen zurück, über deren Natur die wunderbarsten Ansichten im Schwange waren. Dort oben auf den Gletschern war nichts zu holen und die Welt war blind für die erhabene Schönheit der Berge. So kam es, daß die Ozeane durchschifft und die mit ewigem Polareis bedeckten Länder des Nordens aufgesucht wurden, bevor die höchsten Spitzen der europäischen Berge erstiegen waren.

Nur bei besonders wichtigen Anlässen wagte man sich in solch bedeutende Höhen, und sonderbarerweise wurde die erste Bergbesteigung in größerem Stil nicht in der Alten sondern in der Neuen Welt ausgeführt. Der „rauchende Berg“, der 5928 Meter hohe Vulkan Popocatepetl war das Ziel jener kühnen Bergsteiger, welche zu den besten Rittern Ferdinand Cortez', des Eroberers von Mexiko, zählten.

Das erste Mal bestiegen sie ihn aus Bravour, um den Eingeborenen, die den Berg mit Dämonen bevölkerten, zu zeigen, daß die Spanier keine Furcht kennen. Das zweite Mal verfolgte die Besteigung einen hochernsten Zweck. Cortez marschierte gerade gegen das alte Tenochtitlan, um Rache für die ersten Niederlagen zu nehmen und den heldenmütigen Guatemozin niederzuwerfen, und da seine Kriegsrüstung zum Teil verloren gegangen, zum Teil erschöpft war, sollten seine Ritter von dem Krater des Vulkans Schwefel zur Pulverfabrikation holen. Die Lösung der

Aufgabe gelang, und noch heute wird am Popocatepetl in den Ruhepausen desselben Schwefel gewonnen. Kaiser Karl V. mußte diese That zu würdigen und der Führer dieser Bergbesteiger, der tapfere Diego d'Orta, der später auf seinen Fahrten nach dem Dorado ein vorzeitiges Ende am Drinoco fand, durfte in seinem Wappen einen feuer-speienden Berg führen.

Es dauerte lange, bis die kühnen Abenteuerer Nachfolger fanden. Der Naturforscher Saussure, welcher sich die Erforschung der Alpen zur Aufgabe machte, eröffnete gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts eine neue Aera der Gebirgsforschung und der mit ihr verbundenen Gebirgsreisen. Nach jahrelangen mühevollen Versuchen gelang es dem Genfer Gelehrten, endlich im Sommer 1787 die Spitze des Montblanc mit seinem kühnen Führer Jacques Balmat zu erreichen. Von dem Dorfe Chamouny ausgehend, kletterten sie etwa sechs Stunden lang, bis sie die Höhe von etwa 3000 Meter erreichten und hier die Nacht in einem Zelte zubrachten, welches sie an der Grenze des Gletchers der Montagne de la Côte aufschlugen. Am nächstfolgenden Mittag waren sie erst 600 Meter über der Grenzlinie des ewigen Eises. Sie brauchten acht Stunden, um sich weitere 600 Meter hinaufzuarbeiten, wobei sie die Sonne zum zweitenmal untergehen sahen. Hier an einer der Stufen zwischen den Grands Mulets und dem Montblanc übernachteten sie zum zweitenmal.

In einer Schneehöhle wurde ein notdürftiges Zelt errichtet; die Kälte war empfindlich, ihr Wasser gefror, und die Wärme der mitgenommenen Kohlenbecken reichte nicht hin, um für die zwanzig Personen der Karawane genügend viel Wasser zu schmelzen. Von hier gelangten die Bergsteiger auf die unter dem Namen des großen Plateaus bekannte Eisebene und hier stellten sich bei ihnen die Athmungsbeschwerden ein, welche die Höhenluft mit sich bringt. Sie vermochten nicht zwanzig Schritt zurückzulegen, ohne erschöpft stehen zu bleiben und erst nach unaussprechlichen Anstrengungen erreichten sie den letzten Gipfel.

„Endlich,“ schreibt Sauffure, „befand ich mich am Ziele meiner Wünsche. Da ich aber die Landschaft während der letzten zwei Stunden ununterbrochen vor Augen gehabt, so hatte sie kaum noch einen Reiz für meine ermüdeten Sinne. Jenes freudige Erstaunen, welches im Anblick einer neu aufgethanen Welt den kühnen Gebirgssteiger belohnt, blieb mir fremd. Mein lebhaftester Eindruck war vielmehr der, an das Ende meiner Unruhe und Angst gelangt zu sein, denn die Länge des Kampfes und die Erinnerung an die Beschwerden, welche dieser Sieg gekostet, erzeugte fast ein Gefühl von Gereiztheit. Ja ich leugne es nicht, ich setzte meinen Fuß mehr mit einer Regung von Zorn als mit einem Gefühle von Freude auf diesen Felsen, der schon seit Jahren das Ziel meiner Sehnsucht gewesen war. Ueberdies war mein Zweck nicht bloß, den Gipfel des Berges zu erreichen. Ich hatte Beobachtungen und Experimente zu machen, welche allein dem Unternehmen einen Wert geben konnten und in begründeter Sorge befürchtete ich, außer stande zu sein, meine Absichten in Ausführung zu bringen. Ich hatte schon gefunden, daß selbst auf dem Plateau, wo wir schliefen, die Verdünnung der Atmosphäre jede sorgfältige Beobachtung ungemein erschwerte; denn es ist fast unmöglich, sich einer solchen zu widmen, ohne unwillkürlich den Atem anzuhalten. Hier aber fließt die Luft den dürstenden Lungen so spärlich zu, daß man zu verdoppelten Atemzügen genötigt ist, und daß mithin jede Stockung des Atmens ein sehr merkbares Uebelbefinden erzeugt.“

Die erste Besteigung des Montblanc machte die Welt sogleich mit allen Gefahren bekannt, welche dem Alpinisten drohen, und welche ein berühmter Bergreisender, Dr. Güzfeld, kurz aber treffend in folgenden Worten zusammengefaßt hat:

„Die Gefährdung, welche dem Wanderer im Hochgebirg droht, ist mannigfacher Art: Er kann stürzen und während des Falles sterben; mit zerbrochenen Gliedern an eine Stelle geschleudert werden, wo er liegen bleibt, ver-

hungert und erfriert; in eine Gletscherspalte stürzen, ohne Schaden zu nehmen, dagegen nicht im Stande sein, dieses Eisgrab zu verlassen: dann erfriert er, noch ehe er verhungert ist; er kann auf Schnee, welcher brückenartig über eine Eiszerreißung gespannt ist, durchbrechen und zwischen den zusammenschlagenden Flügeln der eingesunkenen Brücke ersticken; von Nebel überfallen werden, seine Kräfte mit Umherirren erschöpfen — und muß sich dann zum Sterben niederlegen; er kann in einem Gletscher, dessen Oberfläche nur noch ein Gewirr von Schründen und bizarren Eisfiguren darbietet, durch einen niederbrechenden Eisblock erschlagen werden; in eine Lawine geraten; in schwindelnder Höhe auf scharfem Schneegrat zu stehen vermeinen, während ihn in Wirklichkeit nur eine ausladende, zum Einsturz bereitete Schneecorniche von dem Abgrund trennt; Steine, welche wie Geschosse zur Tiefe fahren, können ihn zu Tode treffen oder ihn aus seinem Standort herauschlagen, daß er stürzt.“

Alle diese Gefahren reizen den Menschen unserer Tage mehr zu Bergbesteigungen, als daß sie ihn abhielten, trotz der vielfachen Unfälle, die sich jahraus jahrein in den Bergen ereignen. Alpine Touren sind zum Sport geworden und der Montblanc ist bereits von mehreren Hunderten Menschen bestiegen worden. Es gibt in Europa noch kaum eine Spitze, auf die nicht ein kühner Tourist seinen Fuß gesetzt hätte.

Aber nicht allein Lust an Abenteuern und das Vergnügen, welches im Erproben eigener Kräfte liegt, führen die Menschen zu jenen erhabenen Höhen, auf denen der Schnee niemals schmilzt. Saussure verfolgte die ernstesten Zwecke der Wissenschaft und der Montblanc allein gab ihm und seinen Nachfolgern die wertvollsten Aufschlüsse über die Natur der Gletscher und die alpine Flora. Die Wichtigkeit solcher Bergbesteigungen wurde allgemein anerkannt, und wir wissen, daß Humboldt auch den Versuch gemacht hatte, den Chimborazo zu besteigen. Den europäischen Touristen wurden die heimischen Berge zu klein und sie zogen in die

ferne Welt, um dort höhere Bergkuppen aufzusuchen. Solche Reisen waren zumeist mit wissenschaftlichen Zwecken gepaart. Ende der siebziger Jahre gelang es Whymper, der von piemontesischen Führern begleitet wurde, den Gipfel des Chimborazo zu erklimmen und Dr. Güßfeldt erreichte einige Jahre darauf den Gipfel des Maipo und war nahe bis zur äußersten Spitze des Aconcagua, des höchsten Berges von Amerika vorgedrungen.

Auch die afrikanischen Berge wurden das Ziel vieler Expeditionen. Das Atlasgebirge, die Kamerunberge und der Kilimandscharo wurden nach allen Richtungen bis zur äußersten Zinne durchforscht und gerade die zuletzt genannten Forschungen verdienen unsere besondere Aufmerksamkeit. Sind doch diese Berge seit einigen Jahren sozusagen deutsche Berge, da sie in unseren kolonialen Schutzgebieten liegen.

Den zahllosen Freunden der deutschen Gebirgswelt dürften darum die nachstehenden zusammenfassenden Schilderungen des Kamerungebirges und des Kilimandscharo willkommen sein. Sie finden in ihnen in aller Kürze die wesentlichsten Züge unsrer neuen Berge, welche die alten in der Heimat bedeutend an Höhe überragen, wiedergegeben. Sie werden daraus Land und Leute in unseren afrikanischen Alpengebieten kennen lernen und einen Rückblick auf die Forschung der vergangenen Jahre gewinnen.

Allerdings ändern sich überall mit der Zeit die Verhältnisse und in neu erworbenen überseeischen Gebieten treten die Aenderungen oft in überraschend kurzer Zeit ein. Das Bild aber, welches wir in den nachstehenden Kapiteln zusammengestellt haben, besitzt einen bleibenderen Wert. Denn es stellt diese afrikanische Gebirgswelt mit ihren Bewohnern so dar, wie wir sie übernommen haben. Ein Stück noch ziemlich unverfälschten Afrikas ist es, das der Leser an der Hand der hervorragendsten Afrikaforscher kennen lernen soll . . . Der wilde Boden ist es, auf den wir jetzt säen, um später zu ernten.

In den Kamerunbergen.

Bergreisen in Kamerun.

Kamerun, die zukunftreiche deutsche Kolonie in Westafrika, ruft in der großen Masse daheim die Vorstellung eines fieberschwangeren Sumpflandes. Man ist zu sehr an die Schilderungen gewöhnt, die von den ersten Faktoreien daselbst entworfen wurden. Die Einfahrt in den Fluß bietet keine landschaftlichen Reize, die Ufer bestehen hier aus Hunderten kleiner Inseln, auf denen dichtes Mangrovegehölz wuchert und die zur Flutzeit oft im Wasser verschwinden. So weit das Auge reicht, umrahmt der blaßgrüne Mangrovenwald die weite Wasserfläche. Unzählige Kanäle durchziehen diese Wildnis, in welcher der Mensch nicht vordringen kann und in der nur Vögel nisten und Affenbanden ihr Unwesen treiben.

Aber nicht ganz Kamerun sieht so aus; naht man dem Lande von Westen her, so entzückt hier die schönste Landschaft unser Auge. Auf der einen Seite steigt aus dem Meere der herrliche und schön geformte Pic von Fernando Po, auf der anderen ragen, mit üppigem Grün bekleidet, die vulkanischen Gebirge von Kamerun empor, über deren gewaltiger Kette die fahlen Spitzen des „Götterberges“ thronen.

Es gibt Reisende, welche diese Landschaft nicht nur für die schönste in Westafrika, sondern für die schönste der Welt überhaupt erklären möchten. Jedenfalls bildet das

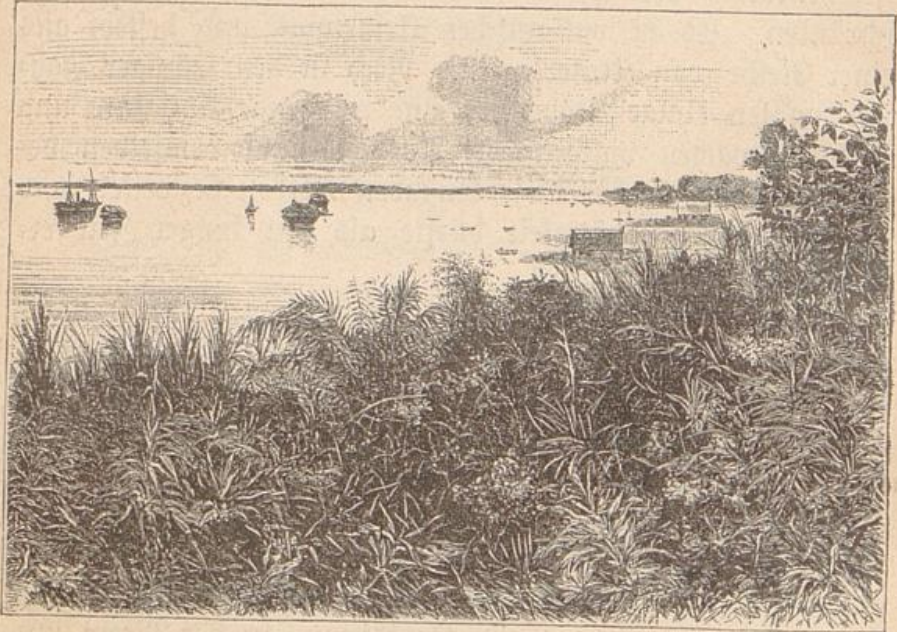
Kamerungebirge die höchste Erhebung in Westafrika und die höchste Spitze desselben, die wir den großen Kamerunberg und die Eingeborenen Mongo-ma-Loba, d. h. den „Götterberg“ nennen, überragt alle Berge unserer Heimat. Er ist dagegen weit niedriger als der Montblanc; denn nach den neuesten Berechnungen beträgt seine Höhe 4190 Meter, und auch das ganze Gebirge scheint sich nur auf den Flächenraum von etwa 500 Quadratkilometern zu beschränken. Es ist vulkanischen Ursprungs und besteht aus einer Reihe von Kraterkegeln. Noch in den sechziger Jahren wollten einige Beobachter eine rauchende Solfatara und einen schwachen vulkanischen Ausbruch auf demselben beobachtet haben, aber diese Angaben werden bezweifelt und die vulkanische Thätigkeit dürfte als seit langer Zeit erloschen betrachtet werden.

Den ersten Versuch, den großen Kamerunberg zu besteigen, unternahm im Jahre 1847 Merrick; es gelang ihm, die Grenze des Urwaldes zu überschreiten, er mußte jedoch auf den weiten offenen Grasflächen der höheren Region umkehren, da ihn Kälte und Durst hierzu zwangen.

Kälte und Durst waren auch die Ursachen, die den deutschen Botaniker Mann zur Umkehr im Jahre 1860 veranlaßten. Ein Jahr darauf rüstete der bekannte Afrika-reisende Konsul Burton eine Expedition, an der Mann und der Spanier Calvo teilnahmen. Diese verlief günstig und der Kamerunberg wurde zum erstenmal bestiegen.

Die Ehre, den Gipfel zum zweitenmal bestiegen zu haben, nimmt der englische Missionar Comber für sich in Anspruch. Dies soll ihm auf einer achttägigen Reise im April 1867 gelungen sein. Da er aber darüber niemals etwas Ausführlicheres veröffentlicht hat, so wird diese Besteigung in Zweifel gezogen. Zwölf Jahre später unternahm der verdienstvolle, im afrikanischen Boden ruhende Forscher Robert Ed. Flegel eine neue Expedition, die dreizehn Tage dauerte. Am 14. Februar 1879 erreichte er in Begleitung des Engländers Kirk die Spitze. In einer vielbewegten Zeit, wo in Kamerun die Flaggen gehißt wurden

und Deutsche und Engländer in der Besitzergreifung von Kamerun einander zuvorzukommen suchten, wurde der Berg zum viertenmal bestiegen. Die Weißen, die auf der Spitze desselben eine Urkunde niederlegten, waren Hugo Zoeller, Rogozinski und Janikowski, ein Deutscher und zwei Polen, die trotz einer scharf ausgeprägten politischen Feindseligkeit sich zu diesem Zwecke verbanden.



Landschaft am Kamerunflusse.

Die Geschichte der beiden letzten Besteigungen soll den Inhalt des nachstehenden Kapitels bilden. Bevor wir jedoch mit dieser beginnen, müssen wir noch zum besseren Verständnis einige allgemeine Bemerkungen vorausschicken.

Den Ausgangspunkt der Kamerunbesteigungen bildet der westlich vom Kap Bimbia gelegene Küstenstrich: Hier liegt die Ambasbai, in deren Mitte sich zwei Inselchen, die Ambasinsel und Mondole befinden. Die ganze Bucht ist ein paradiesisches Stück Land, aber leider höchst ungesund und die ehemals viel umstrittene englische Baptisten-Mission Victoria zählte zu den berüchtigtsten Fiebernestern. Es herrscht hier eine wahre Treibhaustemperatur, während man

oben auf der Spitze des Götterberges von Zeit zu Zeit eine leichte Schneehülle beobachten kann. Dieser gewaltige klimatische Unterschied zwischen der Gegend im Thale und den

Rennschneehöhe bildet die kalte Schneehülle

Lieber Leser!

Bücher sind theuer und leiden beim Gebrauch weit mehr als du denkst. Du meinst zwar, dich ginge diese Bemerkung nichts an, aber denke einmal nach:

Läßt du die entliehenen Bücher nie in andere Hände — namentlich in Kinderhände — kommen?

Liesest du sie nie auf dem Weg? in der Straßenbahn? bei der Arbeit? beim Essen?

Liesest du nie mit ungewaschenen oder feuchten Händen?

Berührst du die Papierflächen nicht vielfach überflüssig mit den Händen, hältst z. B. das Blatt, das du wenden willst, schon lange vorher zwischen den Fingern? oder legst die flachen Hände auf das Buch?

Seuchtest du nie die Finger an, um die Blätter bequemer wenden zu können?

Bist du dir einer von diesen übeln Angewohnheiten bewußt, so stelle sie schleunigst ab, denn sorgfältige Leser hält das Buch wohl achtzig und mehr aus, Leser von solchen Gewohnheiten keine vierzig!

Eine eifrig benutzte Bibliothek braucht jährlich, auch wenn ihr Material sehr geschont wird, bis zu fünfzehn vom Hundert ihres Anschaffungswerthes zum Ersatz verdorbener Bücher. Für die Lesehalle in Bremen macht das im Jahr Tausende aus, und je mehr zum Ersatz verbraucht wird, je weniger kann für die Vermehrung ausgegeben werden. Wenn du nun unsere Bücher so achtlos behandelst, daß sie keine vierzig Verleihungen aushalten — was, geehrter Leser, wird die Folge sein? Du hast rechnen gelernt: rechne einmal nach!

Und wer soll die Kosten tragen?

werte da oben zeigen, Schutzrecht kommen.

welche der ist die Kälte selten unter Luftenthalt in wird gegen es sich, daß Temperatur um-Kälte gleich-die höher im , aber allen en Berg mit t, die Spitze erig, Führer unterschätzende

cains in Be-ter deckt den tale von den einmal diese en Weg mit In diesem he Moskito, c: die Sand-zen schildert: Sandfliegen, den ihr Opfer bedecken und eugen. Sie gen im dich-ge und späht infuckucke sich Vögel; noch hten Blätter-

12 Cf 5 b

und Deutsche und Engländer in der Besitzergreifung von Kamerun einander zuvorzukommen suchten, wurde der Berg zum viertenmal bestiegen. Die Weißen, die auf der Spitze desselben eine ~~Umfunde niederlegten~~ ~~waren~~ ~~für~~ ~~den~~ Rogozinski und die trotz einer sich zu diesem



Die Gesch
Inhalt des na
mit dieser begi
nis einige allg

Den Aus
der westlich v
liegt die Amb
Ambasinsel u
ein paradiesisc
und die ehema
Victoria zählt

herrscht hier eine wahre Treibhaustemperatur, während man

oben auf der Spitze des Götterberges von Zeit zu Zeit eine leichte Schneehülle beobachten kann. Dieser gewaltige klimatische Unterschied zwischen der Gegend im Thale und den Bergeshöhen bildet die erste Schwierigkeit, welche der Reisende zu überwinden hat. An und für sich ist die Kälte oben nicht groß und das Thermometer dürfte selten unter 0° sinken; aber der durch einen selbst kurzen Aufenthalt in Victoria geschwächte und entnerzte Europäer wird gegen Kälte besonders empfindlich und so erklärt es sich, daß Merriek und Mann wegen der niedrigen Temperatur umkehren mußten. Die Kamerunneger können die Kälte gleichfalls nicht gut vertragen; nur die Bakwiri, die höher im Gebirge wohnen, jagen in höheren Regionen, aber allen Negern ist ein Aberglaube gemeinsam, der den Berg mit allerlei Zaubereien umgibt, so daß keiner wagt, die Spitze zu besteigen. Infolgedessen ist es äußerst schwierig, Führer zu erlangen, und dies bildet die zweite nicht zu unterschätzende Schwierigkeit.

Ferner kommt die Beschaffenheit des Terrains in Betracht. Bis zu der Höhe von etwa 2900 Meter deckt den Berg ein dichter Urwald, in dem es nur schmale von den Negern ausgetretene Pfade, oft aber nicht einmal diese gibt, so daß der Bergsteiger genötigt ist, sich den Weg mit der Art oder dem Buschmesser zu bahnen. In diesem Waldesdickicht schwärmen nicht nur gewöhnliche Moskitos, sondern noch andere viel schlimmere Plagegeister: die Sandfliegen, welche Dr. A. Reichenow folgendermaßen schildert: „Viel lästiger als die Moskitos werden die Sandfliegen, mikroskopisch kleine Insekten, welche zu Tausenden ihr Opfer überfallen, Gesicht und Hände plötzlich schwarz bedecken und ein unerträgliches Jucken auf der Haut erzeugen. Sie werden zum Fluch des Naturforschers. Verborgten im dichten Gebüsch steht dieser, die Flinte im Anschlage und späht hinauf zu den Baumkronen, wo eine Schar Helmfuckucke sich vernehmen läßt. Näher und näher fliegen die Vögel; noch wenige Augenblicke, so müssen sie sich im lichten Blätterwerke da oben zeigen, schußrecht kommen. Schon sieht der

12 Cf 56

Jäger im Geiste einen Balg dieser prächtigen Tiere in feiner Sammlung, da fallen jene Ruhestörer über ihn her. Mit kräftigen Zügen facht er seine Tabakspfeife an, umgibt sich mit einer Rauchwolke; aber auch der Tabaksdampf, dieses Schreckmittel der Moskitos, vertreibt die Sandfliegen nicht. Man schüttelt den Kopf, verzieht das Gesicht, immer noch die Augen in die Höhe gerichtet, wo die gewisse Beute sich zeigen soll; aber immer entsetzlicher peinigen die Fliegen. Jetzt hat sich das Jucken zu Unerträglichkeit gesteigert — „Fahrt zum Kuckuck, ihr Kuckucke!“ Ueber die Schulter wirft der Jäger die Flinte und läuft, was er laufen kann, um seinen Peinigern zu entgehen. Hinter ihm aber höhnen mit laut tönenden Stimmen die Vögel, triumphierend über den Sieg ihrer winzigen Beschützer.“

Ein anderes gefürchtetes Insekt, welches in dem Urwald lebt und dem gegenüber der Mensch nahezu ohnmächtig entgegentritt, ist die Wanderameise (Ponera). In geschlossenen Reihen marschieren die nach Millionen zählenden Scharen dieser Tiere durch den Wald. Als ein schwarzes, etwa zollbreites Band zieht sich das Heer auf dem Boden durch das Gras hin. Sobald Wege oder freie Stellen zu überschreiten sind, werden zur Sicherung des Zuges die Soldaten aufgestellt. Man kann stundenlang an solchen Stellen den Zug beobachten, ohne das Ende oder eine Verminderung der Ziehenden wahrzunehmen. Wehe dem Wesen, das in die Schar gerät. Insekten und kleinere Tiere werden sofort unter den Zangen der Soldaten. Aber auch der Mensch hütet sich wohl in die Reihe zu treten; denn im Augenblicke sind Hunderte der Kerse an den Füßen in die Höhe gelaufen und rächen sich für die Störung mit wütenden Bissen. Diese Wanderameisen zwingen selbst die Eingeborenen, wenn sie in deren Wohnungen geraten sind, zur Flucht und eines Nachts mußte ihnen sogar eine Missionsstation das Feld räumen.

Mit solchen Gütern ist der Kameruner Bergwald versehen und wir haben zwei derselben darum ausführlicher geschildert, um zu zeigen, daß ein Marsch durch diesen Ur-

wald mit einer Tour durch einen europäischen Bergwald nicht zu vergleichen ist. Der letztere wirkt stärkend und erquickend; der erstere ist eine Mühsal, die noch durch die zahllosen kleinen Widerwärtigkeiten gesteigert wird.

Auch die Verpflegung in diesem Gebirg ist eine ganz andere als bei uns. Die letzten bewohnten Dörfer liegen etwa in der Höhe von 5—600 Meter, wenigstens auf dem Wege zum Gipfel ist dies der Fall. Hier muß man sich mit Lebensmitteln für mehrere Tage versorgen; aber in jenen Dörfern erhält man für vieles Geld herzlich wenig. Ein paar Hühner, Coca, Hams, Palmwein und etwa ein Spanferkel, das ist alles. Darum muß der Bergsteiger sich schon an der Küste verproviantieren und zum Transport des Proviandes sind auch Träger nötig. Die Ausrüstung artet zu einer kleinen Karawane aus; denn aus der Treibhaustemperatur soll man in wenigen Tagen in eiskalte Regionen gelangen und es müssen darum Kleider, Decken u. s. w. mitgenommen werden. Die Neger sind gegen den Witterungswechsel eigentlich mehr abgehärtet als wir Europäer und hier, wo von grellen Temperaturunterschieden die Rede ist, dürfte es am Platze sein, das Zeugnis einzufügen, welches Wismann seinen Trägern auf der ersten Afrikareise ausstellt. Die meisten Afrikareisenden erzählen, daß sie im dunklen Weltteil überhaupt mehr gefroren als geschwitz haben. So erging es auch Wismann auf dem Hochplateau von Kimbundu (1250 Meter Höhe). „Das niedrigste Minimum,“ schreibt er, „welches hier mit 5° und 6° verzeichnet wurde, macht sich so sehr empfindlich, weil der Reisende im tropischen Afrika kaum zum Schutze gegen solche Temperaturen eingerichtet ist. Wir froren unter drei wollenen Decken und oft hatte ich, besonders morgens, wenn die in der trockenen Jahreszeit häufigen Nebel die Sonne nicht durchkommen ließen, bis 9 Uhr steife Finger, so daß mir das Schreiben erschwert wurde. Man mache sich eine Vorstellung von der Abhärtung der Träger, die in solchen Nächten auf einer Antilopenhaut oder Grasmatte, nur von einem elenden Stückchen dünnen Kalikos bedeckt, um ihr

Feuer lagern, das sie auf der einen Seite fast röstet, während sie auf der anderen Seite erstarren! Eine so auffällige Widerstandsfähigkeit gegen Witterungseinflüsse wie beim Neger ist wohl kaum bei einer anderen Rasse zu beobachten. Morgens muß der Mann, ohne Zeit zu haben, etwas zu genießen, durch das mit Tau behängte übermannshohe Gras, das bei jeder Berührung einen Guß über



Krumneger-Wohnungen.

den vor Kälte zitternden Träger ergehen läßt, bergauf, bergab, durch Flüsse und Sümpfe, die 80—100 Pfund schwere Last mehrere Stunden dahin schleppen. Wenn die Temperatur nun oft in nur sieben Stunden von einem Minimum von 5° auf 29 ja 30° im Schatten steigt, so kann man sich eine Vorstellung davon machen, was andererseits ein Träger leistet, der in der schattenlosen Savanne, den glühenden Sonnenstrahlen ausgesetzt, durch die flimmernde Luft, die der ausgedorrte und mit schwarzer Asche der gebrannten Gräser bedeckte Boden ausströmt, mühsam sich fortbewegt.

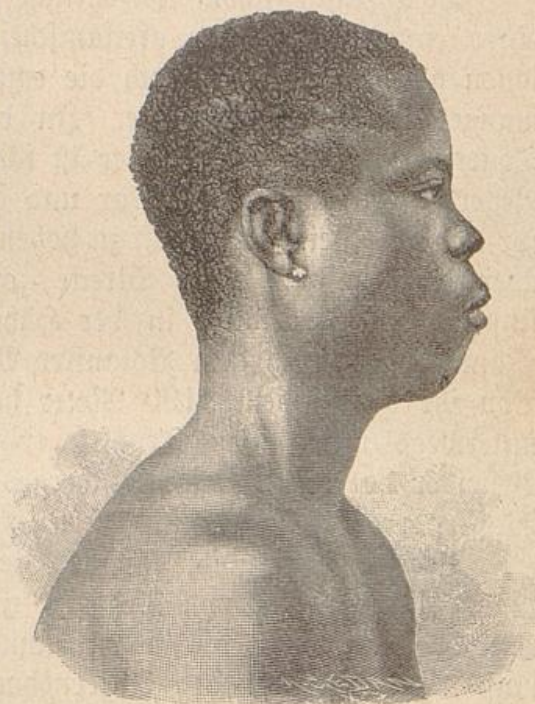
Es ist auffallend, daß trotz der kalten Nächte und der brennenden Hitze der trockenen Zeit sämtliche Leute diese der Regenzeit vorziehen, einer Zeit, in der der Himmel bedeckt ist, die Nächte warm sind. Erklärlich ist dieser Umstand erst, wenn man sieht, wie die nackten Körper der Leute bei einem Regenguß konvulsivisch vor Kälte zittern.“

Auf den Höhen von Kamerun trafen diese Witterungswechsel die Neger ebenso empfindlich wie die Weißen, denn die Neger, welche die Weißen hier als Träger benutzen, gehören nicht zu den abgehärteten Stämmen.

Unter den westafrikanischen Küstennegern gibt es fast nur einen einzigen Stamm, der sich an Weiße zu Arbeiten vermietet; es sind dies die an der Küste von Sierra Leone bis Kap Palmas wohnenden Kruleute.

Sie treten in den Dienst in Trupps, die unter einem Hetmann (Hauptmann) stehen, bleiben aber in diesem höchstens ein oder zwei Jahre, um dann in ihre Heimat zurückzukehren. Auf den Schiffen entlasten die Krulegen die Mannschaft und bewähren sich hier vortrefflich, weniger brauchbar sind sie auf Märschen. Alle Krulegen, deren wahre Namen zu schwer auszusprechen sind, haben noch englische „noms de guerre“. Bei dieser seltsamen Art von Taufe geht es etwa wie folgt zu:

„Wie heißt du denn?“ fragt der Weiße. „Erbjen-suppe!“ antwortet der Schwarze. „Und du?“ „Seebrise.“



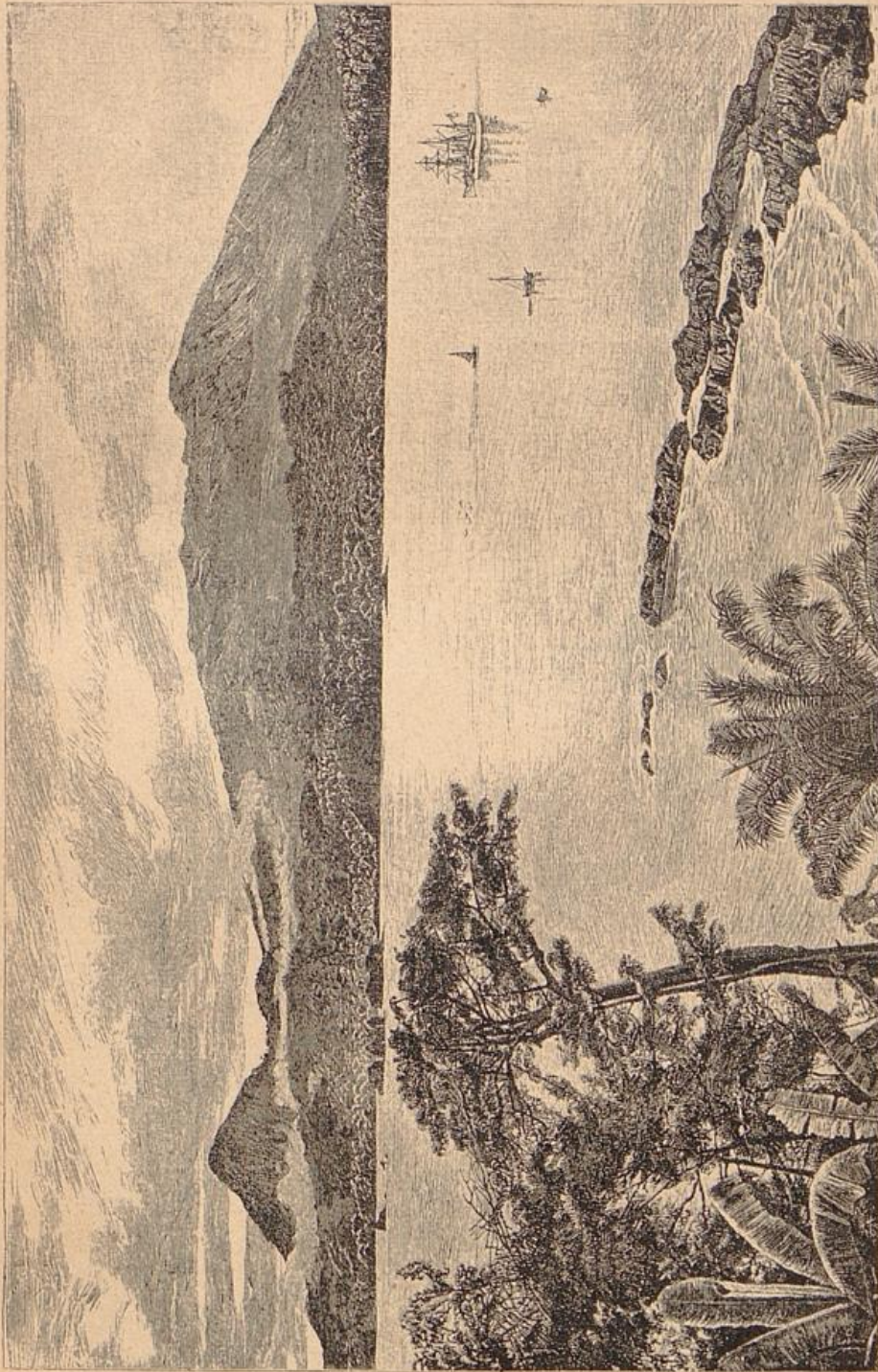
Kruleger.

„Und du?“ „Affenschwanz.“ Zoeller notierte folgende Namen: Pfannkuchen, Sonntag, Weinglas, Papagei, Theetopf, Napoleon, Bratpfanne, Fünfgroschen, Fliegende Wolke, Bismarck und Moltke. — Als Träger namentlich in den Bergen sind die Burschen wenig zuverlässig, weil sie das kalte Klima nicht vertragen können.

Dies sind schon wesentliche Unterschiede zwischen einer europäischen und afrikanischen Bergbesteigung. Zu ihnen gesellt sich zuletzt noch die empfindlichste: der Wassermangel im Kamerungebirge. In den Hochalpen kann der Tourist nicht verdursten. Hier ist schon in den hochgelegenen Negerdörfern das Wasser rar und der Bergsteiger muß es für sich und seine Leute oft zu hohen Preisen kaufen. Dann aber gibt es eine weite Strecke, auf der keine Quelle zu finden ist, bis endlich in der Höhe von 2200 Meter die Mannsquelle (nach dem Botaniker Mann genannt) auftritt. Von ihr bis zu dem 4190 Meter hohen Gipfel findet man unterwegs nicht einen Tropfen trinkbaren Wassers. Der Besteiger des großen Kamerunberges muß also sogar seinen Wasservorrat mitschleppen.

Bedenkt man noch, daß der Reisende von einer wenig zuverlässigen Schar von Trägern umgeben und von Führern begleitet wird, die diesen Namen kaum verdienen, so muß das Gelingen des Unternehmens als das Resultat einer energischen Anstrengung angesehen werden. Die Neger dringen zwar bis in die Höhe von 3000 Meter vor, um auf den Grasflächen zu jagen; aber bis zur eigentlichen Spitze hat sich kein Schwarzer verstiegen und so muß der Weiße hier sein eigener Pfadfinder sein.

Wir haben alle diese Momente zusammengefaßt, damit der Leser beim Verfolgen der anziehenden Schilderungen von Flegel und Zoeller nicht denke, es handle sich bei der Besteigung des „Götterberges“ um einen gewöhnlichen touristischen Ausflug. Der Genuß der herrlichen Naturscenerie muß mit Mühe und Schweiß errungen werden, wenn auch keine Gletscher den Weg zur Spitze hemmen.



Das Kamerungebirge.



Das Kamerungebirge.

Bibliothek der
Leschalle in Bremen

Rob. Ed. Flegel auf der Kamerunspitze.

Flegel und Kirk traten ihre Wanderung von Victoria an und verfolgten die von Burton früher eingeschlagene Richtung. Die eingeborenen Führer folgten dabei so genau der von den ersten Besteigern gewählten Tour, daß Flegel unterwegs an einem Baume die Zeichen „N. Mann 680 B.“ fand, welche dieser im Jahre 1862 in die Baumrinde eingeschnitten hatte. Je höher man stieg, desto mehr verlor die Vegetation den tropischen Charakter und nahm mehr und mehr die Formen der gemäßigten Zone an. Bevor Flegel die Mannsquelle erreichte, war sein Wasservorrat erschöpft und er freute sich, mit den reifen Früchten aufgefundener Brombeersträucher seinen Durst löschen zu können. Mehr aber ergözte ihn ein anderer Fund mitten im Urwald in der Nähe des Äquators: ein duftig Beilchen! „Wie von einem Zauber berührt“, schreibt er, „flogen meine Gedanken zurück um Jahre, über viele Meilen, Meer und Land hin zurück in die Heimat. Noch mehr alte Bekannte aus der Heimat sollten mir hier gewahr werden. Als ich mich bückte, das Beilchen zu pflücken, stach mich eine Nessel; das Beilchen blieb ungepflückt. Ich eilte den andern voraus, um allein zu sein in dem majestätischen Urwald, dessen Größe, Pracht und ehrfurchterweckendes Rauschen und geheimnisvolles Dunkel ich voll zu genießen in der rechten Stimmung war. Das Scheffellied klang mir in die Ohren: „O, Heimat, alte Heimat, was machst du das Herz mir schwer!“

In der Nähe der Mannsquelle erreicht der Wald sein Ende und es beginnt ein weites busch- und strauchloses Grasland. Die Quelle selbst ist ein mehrere Quadratfuß Oberfläche enthaltendes, kaum einen halben Meter tiefes Loch, zu dem das Wasser von höheren Bodenschichten nur langsam herabsickert und von dem es nur in spärlicher Menge abfließt. Das Wasser aber ist kalt und krystallrein, das herrlichste, das man je in Afrika trinken kann.

Die Quelle bildet die wichtigste Etappe auf dem Wege zum Gipfel, und während die Träger hier rasteten, bestieg Flegel einen benachbarten fahlen Kraterfegel und wurde hier durch eine prachtvolle Aussicht, durch den ersten Einblick in die Welt der Kamerunspitzen, belohnt.

„Ein Bild, wie ich es noch nie gesehen, entfaltete sich hier vor meinen Augen; ich befand mich auf dem Rande eines mächtigen trichterförmigen Kraters, dessen schöner,



R. G. Flegel.

regelmäßiger Kreis nur nach Südwest nicht vollkommen geschlossen war. Im Norden vor mir lag eine herrliche Gruppe von fahlen Bergen (Heleneberg u. s. w.) von rotbrauner und strohgelber Färbung, hier und da durchzogen mit dunkleren Streifen, Lavawegen. Im Osten begrenzte ein hoher, nach Südost sich senkender Kamm, gebildet von einem mächtigen Lavaström, den Horizont, im Süden erfreute der schöne, von lichten Wolken umflatterte Fegel des kleinen Kamerun, Mongo-ma-Stindeh, das

Auge, während im Westen dichtbewaldete grüne Hügel den Kreis schlossen; und wo das Auge in der Tiefe einen Ruhepunkt suchte, war nichts als Lavageröll und Kraterschlünde. Ringsumher großartiges Schweigen, nur zuweilen durch den Schrei eines hoch über mir schwebenden Adlers unterbrochen. Ich schaute bald hinauf, bald um mich her, bald hinab in die Tiefen, bis ein dichter Nebelschleier alle Herrlichkeiten meinen Blicken verbarg.“

Der Aufenthalt bei der Mannsquelle bedeutet auch einen Wechsel der Ausrüstung. Die Neger ändern hier ihre Toilette und rüsten sich aus, als ob ein russischer Winter bevorstände. Das Thermometer zeigt noch 12—14° C.,

aber es gibt hier auch kühlere Tage und allen Ernstes erzählt der Führer den Bergsteigern, daß hier in letzter Regenzeit ein alter Jäger vor Kälte umgekommen ist, ja, er zeigt sogar die Stelle, wo man ihn tot gefunden. Und darum ziehen jetzt die schwarzen Träger dicke wollene Strümpfe und Hosen an, setzen Mützen mit Ohrenklappen auf ihr krauses Haupt und vergessen nicht die wollenen Decken.

Der Weiße marschirt aber weiter in dem blauen Flanellhemd und -Hose, das zusammengerollte Plaid auf dem Rücken, den Bergstock in der Rechten und eine Flasche Wasser aus der Mannsquelle über der Schulter

Die Graslandschaft ist hier und dort von schmalen Fußpfaden durchkreuzt, es sind Jägerpfade, auf denen man wandert, und von Zeit zu Zeit springt eine Antilope auf und verschwindet hinter den höher gelegenen Graten. Immer höher hinauf zieht sich diese Bergsteppe, man zieht auf ihr, bis der Abend naht, die Sonne untergeht und neue Raft gehalten wird. In einer Bodenvertiefung, welche einigen Schutz gegen den kalten Wind gewährt, wird das Lager aufgeschlagen und mit Morgengrauen geht es wiederum vorwärts.

Nun hört das Gras auf, die Landschaft wird wilder; nichts erblickt das Auge als Lavagerölle und Kraterhöhlen, tiefe Spalten und Risse im Gestein, bedeckt mit Asche und den Wurzelresten der Büschelgräser; denn auch hier wird in der Trockenzeit die Savanne in Brand gesteckt. An Lavafäulen, an mächtigen Blöcken von wunderlichsten Formen vorüber führt der Weg zu einem malerisch wilden Landschaftsbilde. Eine breite und tiefe Spalte in der Lavamasse, umgeben von wunderbar geformten Blöcken, kreuzt unsern Weg; an der Stelle, wo wir passieren, ist sie überdacht, zur Linken eine weite und tiefe Mulde bildend, mit wenigen verkrüppelten Bäumen und gelben Strohblumen bestanden.

Hier ringt noch die Pflanzenwelt um die Herrschaft mit dem toten Gestein. Und noch einmal flackert sie auf wie die verlöschende Lampe. Wiederum beginnt die Graslandschaft; ein Thal schlängelt sich neben unserem Wege;

dort muß eine verborgene Quelle rieseln, denn grüne Bäume und Blumen sprießen in der Thalsohle auf. Und wahrlich dort tritt eine Quelle zum Vorschein, aber nur ein fauliges Wasser sickert aus dem humusreichen Boden; ein Wasser, das man unmöglich trinken kann.

Wir haben die Höhe von 2830 Meter erreicht und sollen nunmehr das letzte Zeichen menschlicher Thätigkeit schauen. Wir trauen kaum unsern Augen. Hat hier ein Alpenklub in der Höhe eine Schutzhütte errichtet? Ein „Haus“ steht dort, wie die Neger sagen, dem Weißen kommt es eher wie ein elender Hundestall vor, ein auf den Erdboden gestelltes Hausdach aus Zweigen und Palmblättern. Eine Schutzhütte ist es doch, zwar nicht für die Touristen, wohl aber für eingeborene Jäger bestimmt; denn hier enden die Jägerpfade und beginnt die öde Wildnis.

Der Weg ist nicht eben; Kessel und Mulden muß man übersteigen und man spürt auf diesem Marsche die Wirkung von Wind und Sonne. Auf den Höhen weht ein scharfer Ostwind und hier ist es eisig kalt; in den Mulden brütet die Sonnenhitze und so zieht man durch kalt und heiß, gewaltige Temperaturunterschiede auf nur 20 bis 30 Schritt Entfernung erleidend.

Die wenigen Sträucher, die noch zu sehen sind, werden immer krüppelhafter, auch die Blumen werden spärlicher, bis endlich nordisches Moos unter dem Aequator zur Herrschaft gelangt und die Lavafelder mit viele Zoll hohem weichem Polster überzieht. Bald verschwindet der große Pic hinter steil aufsteigenden Graten, bald tritt er in den Einschnitten der Schluchten hervor — näher und näher!

Aber es ist noch weit zum Ziel.

Um keinen Preis würde der Neger weiter gehen und so bleiben die schwarzen Träger zurück und die Weißen klettern allein empor über Felder mit weichem Zinder, über Geröll und Schluchten.

Die Gefährten trennen sich, um den besten und bequemsten Anstieg zur höchsten Höhe zu finden. Endlich setzt Flegel den Fuß auf die Spitze des Berges; ein lautes „Zuhubeihu!“

entringt sich seiner Kehle, schallt über die Berge und kehrt laut zu dem Rufer zurück.

Welcher Rundblick bietet sich hier dem Auge! Lassen wir jetzt den Augenzeugen, einen der wenigen Sterblichen, die dort hoch über afrikanischen Landen ihren Fuß auf den Götterberg gesetzt, von der Aussicht berichten:

„Es war ein Bild von mächtig die Seele packender Großartigkeit, das ich da überschaute. Im Westen ein tiefer steiler Abgrund, die Wand rot. Gegenüber zwei gewaltige Kraterschlünde, schwarz und gähnend, eine grauenvolle, schweigende Tiefe. Der zur Linken fast kreisrund, sein rechter Nachbar nach oben kreisförmig, nach unten die Öffnung in Zacken auslaufend. Nach Norden lag eine Kuppe, die dem Anschein nach noch höher war als der Punkt, auf dem ich mich befand, wahrscheinlich die Albertspitze.

„Ich durfte den Versuch nicht machen, auch dort hinauf zu gelangen, der vorgerückten Zeit wegen, und schien es fast auch eine Unmöglichkeit, über die weiten Zunderfelder zu gelangen. Nach Nordosten und Osten senkten sich erstarrte Lavaströme zu Thal. Im Südwesten hoben sich wieder mächtige Kämme und im Westen und Nordwesten tief unter uns lag eine Welt von Kraterschlünden und Lavageröll, begrenzt durch sehr viele und gezackte Bergrücken. Die beiden großen Kraterschlünde würden unter Künstlerhand ein Gemälde geben, wie es ernster und großartiger nicht erfonnen werden könnte.

„3 Uhr 35 Minuten traf auch Kirk ein und war gleich mir entzückt von dem Anblick. Ich forderte den Mann der Mission, der ein schönes Organ hat und gute Worte braucht, auf, hier ein Gebet zu sprechen und dem Allgütigen zu danken für diesen köstlichen Augenblick, und wir knieten nieder, während er betete. Bevor der Abstieg angetreten wurde, leerten wir noch den letzten Tropfen des in Glasgow gebrannten Hochlandwassers, grüßten die vier Gegenden mit Revolvergeschüssen und freuten uns am Wiederhall, steckten die leeren Patronenhülsen und einen Zettel mit genauer Angabe von Datum und Stunde und unsern Namen in die leere

Flasche, welche wir alsdann wohlverkorft zwischen Lavageröll borgen.

„Um 4 Uhr nahmen wir Abschied vom Pico grande, der den Beinamen der Große mit Recht führt. Um 5 Uhr 30 Minuten erreichten wir unsere Leute, welche ebenso hungrig, durstig und abgemattet waren wie wir. Die Sonne sank nun bald und benahm uns die Hoffnung, unsern Lagerplatz mit den warmen Decken zu erreichen. Unser Führer war unwissender als wir in Bezug auf die Richtung, und so lagerten wir denn auf einer Höhe von etwa 3350 Meter in einer kleinen runden Vertiefung im Boden, wo wir etwas Schutz vor dem kalten Ostwinde fanden und mit Hilfe eines Feuers uns leidlich warm erhielten. Tief unter uns grollte ein Gewitter und oben über uns leuchteten die Sterne so freundlich, wie stets, wenn es im Herzen fröhlich ist.“

Ed. Robert Flegel war kein Naturforscher; er war Kaufmann von Beruf und verfolgte durch seine Reisen in Afrika kolonialpolitische Pläne, aber wer ihn näher kannte, der wußte, daß seine Seele poetisch gestimmt war und so hat er uns den großen Kamerun nicht gelehrt geschildert, sondern ein echtes Stimmungsbild jener eigenartigen Höhenwelt entworfen. Freilich wußte er damals noch nicht, daß in wenigen Jahren diese Welt von Kratern ein Stück deutschen Gebietes werden sollte!

Hugo Boellers Expedition zum „Götterberg“.

Hugo Zoeller, der im Jahre 1884 die Besteigung ausführte, schlug einen andern Weg ein. Er wählte das Dorf Bota an der Küste der Ambasbai zu seinem Ausgangspunkt. Sein Bericht, der in dem Werke „Kamerun“ enthalten ist, führt uns mehr in das Detail ein. Zoellers Expedition war mit größter Hast ausgeführt. Bevor er nämlich noch erfahren, daß Rogozinski mit den Häuptlingen im Kamerungebirge Verträge im englischen Interesse abgeschlossen hatte, verabredete er mit diesem die Expedition. Zoeller wollte sein Wort halten und so einigten sich die Reisenden dahin, daß

sie während der Besteigung die Politik ruhen lassen würden, Zoeller aber nach Beendigung derselben alles daran setzen würde, die Pläne und Abmachungen Rogozinskis zu durchkreuzen. Veranlassung dazu gab nach Zoellers eigener Aussage der Kamerunberg selbst.

Als das Schiff sich Kamerun näherte, brach ein Tornado aus und nach dem Vorüberziehen desselben begab sich Zoeller auf das Verdeck. „Noch herrscht“, so berichtet er, „eine undurchdringliche Finsternis und doch genieße ich mit kurzen Unterbrechungen einen Anblick von so schauerlich großartiger Schönheit, daß, wie ich fest überzeugt bin, selbst die lebendigste Beschreibung auch nur annähernd zutreffende Vorstellung von der Wirklichkeit zu geben vermöchte. Das Ungewitter hat sich verzogen, vielmehr, wie das an dieser merkwürdigen, von den höchsten Bergriesen Westafrikas überragten Meeresbucht besonders häufig vorkommt, in mehrere Teile zerpalten. Während die eine Hälfte noch weit draußen im Meere durch das elektrische Leuchten der schwarzen Wolken erkennbar ist, umhüllt die andere gleich einer gigantischen Kappe den Gipfel des Götterbergs, der, während in dieser Sekunde schwärzeste Finsternis alles umhüllt, schon in der nächsten, von dem Lichte zahlloser Blitze umstrahlt, in beinahe greifbarer Nähe hervortritt. Man wird vielleicht für eine Uebertreibung halten, was dennoch die vollste und buchstäbliche Wahrheit ist, daß ich nämlich den westafrikanischen Montblanc mehrfach so dicht vor mir sah, als ob ich nach ihm hätte greifen können, und daß ich dann wieder zu seiner in unnahbarer Ferne erscheinenden Riesenspitze hinaufschaute, als ob sie just im Zenith gestanden hätte; solche Täuschungen



Hugo Zoeller.

bringt die wunderbare Durchsichtigkeit der Luft mit sich, wie sie ausnahmslos jedem Tornado zu folgen pflegt.

„Das seltsame fremdartige, nie gesehene Bild hatte mein innerstes Wesen aufgewühlt, hatte eine Stimmung in mir hervorgerufen, die ich nicht besser zu schildern weiß, als indem ich gestehe, daß ich mir selbst in jener Stunde den Schwur leistete, falls es Menschenmöglichkeit sei, dieses Zauberland oder wenigstens einen Teil davon für mein Vaterland zu retten.“

Die Marschroute, welcher Zoeller folgte, war von Rogozinski auf Grund früher bei den Eingeborenen eingezogener Erkundigungen entworfen worden. Sie führte über Bota und Boanda auf einem alten Jägerpfade; sie bot den Vorteil, daß der Anstieg sanft war, aber sie hatte auch den Nachteil, daß der Pfad, den einmal schwarze Jäger in den Urwald eingeschnitten haben mochten, längst wieder zugewachsen war und die Reisenden sich demnach selbst eine Straße eröffnen mußten.

Die Ausrüstung für die Expedition besorgte Zoeller teils in Fernando Po, teils in Victoria. Für die Europäer wurden hauptsächlich europäische Fleischkonserven, Biskuits und Wein (in einer 17 Flaschen enthaltenden Demijohnflasche), zu Geschenken für die Eingeborenen Zeuge und Blättertabak und als Nahrung für die zehn von Rogozinski gestellten schwarzen Träger 120 Pfund Reis, sowie etwas Rum mitgenommen. Eine besondere Schwierigkeit bestand darin, die Schwarzen, die an das kältere Klima des Gebirges nicht gewöhnt waren, mit wärmenden Kleidungsstücken und Decken auszustatten. Da Zoeller in Fernando Po und Victoria eine hinreichende Anzahl von Wolldecken nicht hatte aufreiben können, so war er gezwungen, deren an den verschiedensten Orten zu leihen. Das gesamte Gepäck wog beim Aufbruch etwas weniger als 600 Pfund und wurde in zehn ungefähr gleiche Lasten verteilt. Als Führer sollte derselbe in Angola geborene, aber in Victoria lebende Schwarze Namens Silva dienen, der bereits Comber, wenn nicht zur Spitze, so doch sehr hoch hinauf begleitet hatte.

Am 8. Dezember 1884 setzte die Expedition, Zoeller, Rogozinski, Janikowski, der Führer und die zehn Träger, von der Insel Mondole nach Bota hinüber. Der Stamm, der hier ansässig ist, ist der Bakwiristamm; in dem schlecht gebauten Dorfe regierte damals „König“ John, der eine bleierne Krone trug und ziemlich albern war. Hier wurden die Kru-Leute, die als Träger dienten, mit Alpenstöcken ausgerüstet, und man brach nach einem kurzen Aufenthalte nach dem nächsten Dorfe Mokunda oder Mufunda auf. Der Weg führte beständig durch ein tiefes, jede Aussicht abschneidendes Meer von Vegetation, welches unbeschreiblich schön und unbeschreiblich üppig erschien. Hier und dort erhoben sich in dem dichten Gewirr von Bäumen und Lianen Delpalmen, welche deutliche Spuren menschlicher Pflege verrieten; am Erdboden lagen Tausende und Abertausende verfaulender Drangen. Der Marsch in diesem Walde war jedoch äußerst beschwerlich, obwohl es einstweilen gar nicht besonders steil bergan ging. Die Hitze war unerträglich und das Thermometer zeigte 35° C. im Schatten. „Man denke sich eine Besteigung des Montblanc bei der Temperatur eines wohlgeheizten Palmenhauses!“ Nach andert-halb Stunden wurde Mokunda erreicht. Vor dem Dorfe, in den breiten, in den Wald gehauenen Richtungen standen mit Steinschloßgewehren bewaffnete Schildwachen. Mokunda befand sich im Krieg mit einem benachbarten Dorfe.

Von hier ging es zu dem auf dieser Seite des Gebirges höchstgelegenen Dorfe Boando. Die Entfernung bis dahin betrug 2¹/₂ Stunden. Vulkanisches Gestein oder dunkelbrauner Lehm bildete den Boden, auf dem sich der Pfad bergauf und bergab schlängelte. Nicht ein einziger Bach war zwischen Bota und Boando zu finden, wohl aber passierte die Expedition Thäler, durch die zur Regenzeit



Keumeger.

reißende Bergbäche dahinsausen mögen. Die Vegetation war, da ja die Regenzeit erst eben zu Ende gegangen war, unbeschreiblich üppig, aber die große Menge der vermodernden Pflanzenstoffe verbreitete einen nichts weniger als angenehmen und an unsere Kirchhöfe erinnernden Verwesungsgeruch. Man schreitet durchweg in engem Gange dahin, sei es zwischen hohem Schilf oder Riedgras, das sich zwischen unsern Köpfen zusammenschließt, sei es zwischen Buschwerk, sei es zwischen den von hohen Palmen, Akazien oder afrikanischen Eichen herunterhängenden Lianen, die, wo sie den Weg versperren, mit dem Buschmesser durchhauen werden müssen. Anders als auf den schmalen Fußpfaden und im Gänsemarsch vorzudringen, würde hier, wo der Pflanzenwuchs so äußerst dicht ist, ganz unmöglich sein. Auf der letzten Strecke vor Boando ging es so äußerst steil bergauf und an schlüpfrigen Pfaden wieder bergab, daß die Reisenden ihre Alpenstöcke dringend nötig hatten. Uebrigens merkten sie schon in Mokunda an der Häufigkeit der Bergstöcke, daß hier ein an Gebirgsreisen gewohntes Volk wohnt.

Die Ankunft der Weißen in jenen Dörfern bildet immer ein Ereignis und auch die Ankunft der Zoellerschen Karawane wurde von Mokunda nach Boando gemeldet und zwar durch die berühmte Trommelsprache. Einige Stämme des Kamerunvolkes, und zwar in erster Linie die Dualla, haben es in Bezug auf Lautsignale weiter gebracht als irgend eine europäische Nation. Vermittelt verschiedenartiger, namentlich auch langer und kurzer Trommellaute, können sie sich auf weite Entfernungen alle möglichen Nachrichten mitteilen. Bisweilen hört man ganze Nächte hindurch dieses Trommeln von Ort zu Ort und von Landschaft zu Landschaft herüberschallen. Die Signale gleichen nicht etwa den bei unserem Militär üblichen, sondern wir haben es hier mit einer vollkommen ausgebildeten Sprache zu thun, vermittelt deren man nicht nur einige der Zahl nach sehr beschränkte Befehle, sondern alles und jedes mitteilen kann. „Häufig,“ berichtet G. Zoeller in der Gartenlaube, „wenn ich mit den eingeborenen Begleitern aus dem unteren Kamerungebiet land-

einwärts reiste, war es mir angenehm, durch ihre Kenntniss der Trommelsprache zu erfahren, womit man sich in den umliegenden Dtschaften beschäftigte, und was man etwa gegen uns im Schilde führte. Bald hieß es, der und der habe seinen Bruder zum Abendessen eingeladen, bald teilte ein König seinem Volke mit, daß er sehr böse sei, weil ich ihn beim Vorübermarsch nicht besucht und ihm keine Geschenke gegeben habe, bald wurde jemand beauftragt, Palmwein zu holen, oder es erging auch wohl der Befehl, sich auf einen etwaigen feindlichen Ueberfall vorzubereiten. Die Trommelsprache muß gleich jeder andern Sprache erlernt werden, und es gibt recht begabte und hochstehende Neger, wie z. B. Jim Squalla in der Didostadt, die ihrer nicht mächtig sind. Auf Dualla heißt Wasser ‚Madiba‘, aber in der Trommelsprache heißt es: ‚To-fu-lo-o-fu‘. Da das Instrument, dessen man sich zur Trommelsprache bedient — ein ausgehöhlter Holzkloß — bloß wenige, allerdings sehr modifizierbare Töne besitzt, so müssen die Worte der Trommelsprache natürlich sehr lang werden. Obwohl die Trommelsprache im großen und ganzen innerhalb jenes Gebiets, wo sie überhaupt bekannt ist, die nämliche zu sein scheint, so gibt es doch gewisse örtliche Verschiedenheiten, die ich nicht in der Ebene, wohl aber im Gebirge angetroffen habe und die es mit sich bringen, daß sich hier bloß gewisse Gruppen von Dörfern untereinander verständigen können. Von keinem anderen Volke der Welt weiß man, daß es ein ähnliches Verständigungsmittel erfunden hätte. Zwar kennt man auch am Kongo Hornsignale, durch die sich gar mancherlei mitteilen läßt, aber soviel bekannt, ist auf der ganzen Erde einzig und allein im Kamerunland das Signalwesen zu einer vollkommenen Sprache ausgebildet worden. Und das seltsamste ist, daß diese Sprache nicht bloß getrommelt, sondern auch, wie ich bereits oben mit dem Worte ‚To-fu-lo-o-fu‘ angedeutet habe, gesprochen, beziehentlich mit dem Munde nachgeahmt werden kann. Wenn die Eingeborenen, Händler, sich in Gegenwart von Europäern, die des Dualla-Idioms mächtig sind, untereinander verständ-

digen wollen, so ahmen sie die Trommelsprache nach. Jedenfalls gehört ein außerordentlich feines Gefühl dazu, um diese Sprache verstehen zu können."

Dank dieser Trommelsprache waren die Einwohner von Boando auf die Ankunft der Touristen vorbereitet. Aber in den Negerdörfern gibt es keine Wirtshäuser und so stritten um die Ehre und den Gewinn des Empfanges der weißen Gäste die beiden Häuptlinge des Dorfes Monika und Mukumba. Der erstere war als ein Kaufbold verschrien und so wurde bei Mukumba Quartier genommen. Leider gibt es in den Bakwirihäusern auch keine Gastzimmer, das Haus Mukumbas bestand aus einem einzigen großen Gemach, dessen Fußboden gestampfter Lehm bildete. Die Weißen mußten diesen Raum nicht nur mit dem Häuptling und dessen zahlreicher Familie, sondern auch mit den Kruleuten und — vielen Ziegen, Hunden und Hühnern teilen. Die Touristen mußten sich nun helfen, so gut sie eben konnten; vermittelst der Gepäckstücke errichteten sie einen reservierten Platz für sich, ließen einige der geschweiften Stühle der Neger herbeibringen und stellten sie zu Betten zusammen.

Dann sah man sich in Boando um. Die Lage des Ortes war nicht übel. Palmen und Bananen wachsen hier noch, tragen aber keine Früchte; hier in einer Höhe von 500 Meter scheint die Grenze der Palmen zu beginnen. Man sah auch bestellte Felder, auf denen Koka, Jams und Bataten gepflanzt waren; obwohl aber die Reisenden hohe Preise für diese Lebensmittel boten, wurde nichts verkauft, denn die Bakwiri behaupteten, diese Lebensmittel reichten gerade noch für den eigenen Bedarf aus. An Kühen, Ziegen und rüudigen Hunden schien dagegen kein Mangel zu sein, die letzteren von einer besonders häßlichen und schäbigen Spielart gelten hier als Leckerbissen.

Nach der öffentlichen Begrüßung, wobei Zoeller ein halbes hundert unsaubere Pfoten hatte drücken müssen, wurde ihm nicht ohne einen gewissen Pomp ein mageres Spanferkel überliefert. Das war das übliche Geschenk, für welches die Neger eine Gegengabe erwarteten, welche in einigen

Bündeln Tabak bestand. Die Bakwiri waren damit zufrieden, denn sie sind starke Schnupfer und führen ihre eiförmigen hölzernen Tabaksdosen stets mit sich. Sie trockneten auch den geschenkten Tabak ohne Verzug und zerstampften ihn zu Schnupftabak. Das Rauchen ist bei ihnen nicht üblich, und Hauptling Monika, der auf Zoellers Vorschlag geneigt schien, seinen Namen in Harmonika zu verändern, widerfuhr es mehrfach, daß er das verkehrte, bereits angezündete Ende der ihm geschenkten Zigarre in den Mund steckte. —

Die erste Nacht auf dem Wege zum großen Kamerunberge verlief nicht besonders angenehm. In dem einzigen Gemach brannte die ganze Nacht hindurch Feuer und erfüllte die Luft mit dichtem Qualm, der die unerträglichen Sandfliegen vertreiben sollte. Er vertrieb aber nicht ein anderes Geschlecht der Nacht, die eilfertigen Ratten, die plötzlich über die Schlafenden hinweghuschten und ihre langen Schwänzchen über das Gesicht des Erwachenden gleiten ließen. Dabei litt Zoeller bereits am Fieber.

Der Morgen brach an und die Temperatur wurde gemessen. Sie hatte am vorhergehenden Tage in Bota um 10 Uhr morgens 35° C., in Klein-Mokunda um 1 Uhr mittags 31° C., in Boando um 6 Uhr abends 37° C. betragen und jetzt um 6 Uhr morgens zeigte das Thermometer 23° C. Der Morgen brachte neue Sorgen.

Der Führer Silva, der behauptet hatte, den Weg genau zu kennen, hatte den Weißen etwas weisgemacht. Schon beim Aufbruch von Boando stellte sich heraus, daß Silva nicht wußte, wohin. In dem Gewirr des Urwaldes konnte man auf eigene Faust unmöglich vordringen, und so mußte man sich nach einem Führer umsehen, der die Expedition wenigstens bis zur Mannsquelle geleiten würde. Dies war leichter gesagt als gethan und der Vormittag verging, bis sich vier Leute bereit erklärten, für je zwei Faden Zeug und ein Bündel Tabak als Wegweiser zu dienen und einen Pfad durch den Urwald zu bahnen.

Zum drittenmal verschwand die Expedition in dem

dichten Urwald, der so feucht war, daß man am Grunde des Meeres durch die dortige üppige Tang-Vegetation zu marschieren glaubte. Hier trat ein neues Hindernis hinzu. Den Pfad, auf dem man bergauf schritt, hatten einst Bakwirijäger gehauen; er war für Zoellers Karawane zu niedrig; denn die Bakwiri tragen ihre Lasten auf dem Rücken, die Krus dagegen auf dem Kopfe. Darum mußte der Gang jedesmal erweitert werden, wodurch sich das Vordringen arg verzögerte. Eriodendren und Wollbäume waren auch hier die Riesen des Waldes. Ab und zu ging es aber auch einmal durch Dickichte von Blattpflanzen, die von doppelter Mannshöhe sein mochten, dabei war der Pfad keineswegs glatt getreten. Verwesende Pflanzenreste, Baumwurzeln bedeckten ihn überall, so daß man nicht ging, sondern vielmehr vorwärts stolperte; außerdem mußten jede paar Minuten umgestürzte Baumstämme, die quer über dem Pfad lagen, überklettert werden. Daß auf einem solchen Wege bei der unerträglichen Hitze die mit 50—60 Pfund Gepäck beladenen Krus nur langsam vorwärts konnten, erscheint selbstverständlich.

Den Pfad der Jäger kreuzten von Zeit zu Zeit andere Pfade. Es waren jene Gänge, welche die Elefanten auf ihren Wanderungen in dem Urwald zu brechen pflegen. „Sehr häufig,“ berichtet Zoeller, „sahen wir die roten Beeren jener wildwachsenden Kaffeepflanze, aus der wahrscheinlich durch Beredlung der Liberiakaffee entstanden ist. Da der Gedanke, als ob hier im Urwalde und in niemals bewohntem Lande jemals Kaffee gepflanzt worden sei, vollkommen ausgeschlossen ist, so muß also der Kaffee hier wohl einheimisch sein. Uebrigens soll in dieser und in mancher andern Hinsicht eine auffallende Ähnlichkeit zwischen der Pflanzenwelt Abessinians und der des Kamerungebirges bestehen.“

Der Marsch an diesem Tage wurde noch durch einen anderen Umstand verzögert. Abseits von dem eingeschlagenen Wege in der Entfernung von einigen Kilometern liegt der von Thomson entdeckte Wasserfall des kleinen Flüsschens Kelle,

das zwischen Lay Limbo und Kap Debundscha ins Meer mündet. Da man nicht sicher wußte, wann die Mannsquelle erreicht werden würde, wurden einige Krus nach dem Wasserfall gesandt, um in großen forbumflochtenen Flaschen (Demijohns) Trinkwasser zu holen.

Nachmittags 5 Uhr traf die Expedition auf einem freien runden, von hohen Bäumen überragten Platze ein, hinter dem sich eine kleine Höhle befand, welche von den Eingeborenen Issuma, d. h. Loch, genannt wird. Da diese Höhle den Krunegern einigen Schutz gewähren konnte, beschloß man, zu halten und die Nacht dort zu verbringen. Die Temperatur war hier bereits bedeutend kühler und betrug 3 Uhr morgens 15° C., 6 Uhr morgens 17° C. Die Sandfliegen ließen sich hier nicht mehr sehen, um so lästiger wurden aber von jetzt ab wilde Bienen und verschiedene Ameisenarten.

Am nächsten Morgen, dem dritten Tage des Aufstiegs, blieb die Scenerie dieselbe. Es ging unaufhörlich bergauf, bald durch buschbewachsene Thäler, bald über Felsgrate, die mit gewaltigen, von Lianen umschlungenen Riesenbäumen bestanden waren. Allerwärts herrschte eine Neppigkeit des Pflanzenwuchses, die von wenigen Tropenländern, wenn überhaupt von einem übertroffen werden dürfte. Ueber der Lava, deren verwitterte Blöcke überall umherliegen, lagert eine dicke Schicht dunkelbrauner, fetter und äußerst fruchtbarer Humuserde. Jeden Augenblick versinkt man, wenn morsche Aeste oder Bäume unter den Füßen zusammenbrechen, in tiefe Löcher und mehrmals stürzten die Kruleute mitsamt ihren Lasten zu Boden. In solchem Walde vermischen sich Tod und Leben, aufsprießende und absterbende Vegetation auf eine wunderbare Art. Moosbedeckte härtige Bäume, Farne in allen Formen, und etwas höher hinauf auch Baumfarne, verleihen der Scenerie ein ganz eigenartiges Gepräge.

Zoeller marschierte jetzt immerfort an der Spitze, wo unter seinen Augen die Bakwirileute um so eifriger an der Dichtung des Weges arbeiteten. Unter ihren fäbelartigen

Buschmessern knickten die Nester zusammen und lüchtete sich das Buschwerk, daß es eine Freude war zuzusehen, und wenn manchmal ein Knäuel von Lianen zerhauen wurde, sah man den milchfarbenen Kautschuksaft hervorquellen, der mit der Zeit wohl zu einer Quelle des Wohlstandes für die Neger werden wird!

Kurz vor Mittag kam unerwartete Hilfe für die Bahnbrecher. Einer der Häuptlinge von Boando, Namens Dikko, erschien mit sieben Leuten, einer Lebensmittel tragenden Frau und einem jungen Mädchen, um den vier Führern beim Buschlichten behilflich zu sein. Natürlich dachte er dabei an gute Belohnung, die ihm die Weißen geben würden, aber er wurde gern begrüßt. In der kühleren Luft (die Temperatur betrug selbst um 12 Uhr mittags erst 19° C.) fühlten sich die Weißen frischer, aber die Kruleute froren bereits und zeigten sich erschlaft und ermattet, während die nur mit einem leichten Hüftentuch bekleideten Bakwiri an das Gebirgsklima gewöhnt waren. Der Weg wurde jetzt rascher gebahnt. Die Marschkolonne, die nunmehr aus 25 Köpfen bestand, nahm eine nicht unbeträchtliche Länge an. Die Tete mit Zoeller war den Trägern stets ein bis zwei Kilometer voraus. Die vordersten konnten auf dem schmalen gewundenen Pfade die hintersten nicht sehen, aber die Bakwiri hatten ihre Alpenhörner mitgebracht und verständigten sich durch diese mit den Zurückgebliebenen. Unter Hornesklang zog man also bergan, und wenn die Hörner schwiegen, hörte man Vogelgesang oder die eigenartigen Rufe nichtsingender Vögel und dazwischen das Regen verkündende Gebrüll der Affen.

Als die Sonne am höchsten stand, wurde auf einem Felsgrat Halt gemacht. Bald flackerte lustig das Lagerfeuer und man kochte ab. Dieselbe Ration wie immer. Für die Weißen Cornedbeef, Reis für die Neger. Die Bakwiri aber sammelten sich um den großen Winzerkorb, den die Frau auf ihrem Rücken bergauf geschleppt hatte, und langten nach Koka und Plantanen. Man aß mit Appetit und war gehobener Stimmung, denn der Wald sollte

halb enden. Um 2 Uhr 20 Minuten brach die Expedition wieder auf. Der Weg war sehr steil, aber der Pfad lichter, schien in jüngster Zeit mehrmals benutzt worden zu sein. Es gab darum weniger Aufenthalt.

„Urpflözlich — es war 4 $\frac{1}{2}$ Uhr,“ berichtet Zoeller, „sah ich, ohne daß die Vegetation sich im mindesten geändert hätte, etwas Dunkelbraunes durch das Grün des Waldes hindurchschimmern. Sollten dies endlich jene des Waldkleides entbehrenden höheren Teile des Gebirges sein, denen wir uns nun schon mehrere Tage lang genähert hatten, ohne sie auch nur ein einziges Mal zu Gesicht zu bekommen? Noch war ich im ungewissen, als ich am Rande des hier so scharf wie mit einem Messer abgeschnittenen Waldes stand und eine gewaltige, anscheinend kahle, aber wie ich später fand, mit Gras bewachsene Bergmasse sich vor mir aufstürmen sah. Eine gleich scharfe Trennung zwischen Wald und urwaldlosem Gebiet habe ich bei keinem anderen Gebirge der Welt beobachtet. Es fehlt jeder, auch der leiseste Uebergang. Hier Gras ohne Baum und ohne Busch, dort, ein paar Fuß weiter, himmelauftragende Bäume mit ebenso dichtem Unterholz wie drunten an der Bai von Victoria.“

Von hier war die Mannsquelle nur anderthalb Stunden entfernt. Wo lag sie aber? Mußte man geradeaus, rechts oder links gehen? Der Führer Silva schwieg; er kannte den Weg nicht und der wegefundige Dikko setzte sich mit seinem Gefolge am Rande des Urwaldes nieder. Mit freudigen Blicken beobachtete er die wachsende Verlegenheit der Weißen. Sie wollten dort oben hinauf zum Sitz des Götterberges, den kein Schwarzer ungestraft betreten darf. Was suchten sie dort? Der Neger wußte es: eine Medizin. Und sie mußte besonders wertvoll sein, da sie so weit hergekommen waren, um sie zu holen. Er freute sich wie ein glücklicher Jägersmann; sie mußten ihn um Hilfe bitten und ihm diese Hilfe gut bezahlen. Und es kam so, wie Dikko dachte. Die Weißen baten und Dikko wurde nach langem, klugem Zögern mit ihnen handelseins; durch die

braune Hochgebirgsfavanne geleitete er sie sicher, wenn auch auf einem beschwerlichen Wege, zu der Quelle, die wir schon mit Flegel besucht haben.

Seit dem Jahre 1877 hatte sich hier manches verändert. Einige hundert Schritt von der Quelle, in einem kleinen Walde, der in einem geschützten Thale lag, standen vier Hütten. Es waren jene billigen, aus den Blattstielen der Raphiapalme erbauten Häuser, von denen ein Stück etwa 30—40 Mark kostet. Sie haben nur ein Zimmer, aber keine Fenster, und eine Thür, die nicht verschlossen werden kann, weil nur die Thüröffnung vorhanden ist. Sie standen leer. Wer hatte sie gebaut und verlassen? Das ist eine interessante Geschichte, die wir später noch ausführlich erzählen werden: die Geschichte von den Kameruner Schweden, die anfangs 1884 nach Kamerun gekommen waren und berühmte Jäger, wie Coopers Wildtöter, werden wollten. Sie hatten sich bis zur Höhe der Mannsquelle verstiegen und hier gelebt und gejagt, bis sie erkannten, daß man mit Phantasien nicht weiter vorwärts in der Welt kommen kann und nach Mapanja an den Flanken des Kamerunberges gingen, um dort eine segensreiche Thätigkeit zu entfalten.

Dikko, der Führer, eilte mit seinen Leuten voraus und belegte die beste der Hütten mit Beschlag. Es war die Hütte, in der die Schweden selbst gewohnt hatten. Er blieb aber nicht lange im Besiz derselben; die Weißen, anfangs über die Unbescheidenheit verwundert, glaubten doch, an die Hinterlassenschaft der Schweden ein besseres Anrecht zu haben und ermittelten Häuptling Dikko samt seinen Mannen, Weib und Mädchen. Sie nahmen die beste Hütte für sich, die zweitbeste wurde den Krus angewiesen und zwischen den beiden schlechtesten konnte Dikko nach Belieben wählen.

Die schwedischen Jäger hatten in der Nähe der Hütten auch einen sehr gut gepflegten Garten angelegt; er war noch nicht ganz von Unkraut überwuchert, und Zoeller entnahm demselben Petersilie, Rüben und einige andere Gemüse, aus denen mit Zusatz von Cornedbeef eine Suppe gekocht werden sollte. Inzwischen trugen die Leute Brenn-

holz und Wasser herbei. Bald flackerte die Flamme und über den Hütten kräuselte ein Rauchwölkchen empor. Leben herrschte wieder in der kleinen verlassenen Siedelung — dem stillen Jägerheim.

Die guten Schweden. Sie hatten ein paar Britschen zurückgelassen, auf denen die Weißen ihre Decken ausbreiten konnten und nach langer Zeit die Wohlthat einer europäischen Bettstelle genießen durften. Der gute und der schlechte Führer, Silva und Dikko, wurden jetzt zu Gnaden aufgenommen; es wurde ihnen gestattet, das Gemach mit den Weißen zu teilen, aber mit der Verpflichtung, das mitten in der Hütte angezündete Feuer, welches die ganze Nacht hindurch brennen sollte, gut zu nähren. Die Schweden hatten in der That dafür gesorgt, daß die deutsch-polnische Expedition an der Mannsquelle eine regelrechte Schutzhütte vorfand. Zoeller war um diese Zeit noch etwas leidend. „Mir mußte noch ein wenig Fieber im Kopfe stecken,“ schreibt er, „denn halb im Traum glaubte ich mehrfach durch die dichten Rauchwolken unseres Feuers hindurch die Gestalt eines fremden weißen Mannes zu entdecken, der die Eindringlinge in diese Hütte zu betrachten schien.“

Am andern Morgen trat Dikko mit seinen Leuten an und nahm den Führerlohn in Empfang; die Gesellschaft trollte mit Baumwollzeug und Blättertabak ab, hinab ins Thal. Die Herren mußten zufrieden sein, denn noch aus weiter Ferne ertönten lustig ihre Alpenhörner.

Um 8 Uhr setzte sich aber die auf 14 Köpfe zusammengeschrumpte Karawane der Bergsteiger in Bewegung, um den Pfad zur „Jägerhütte“ aufzusuchen.

Die Europäer marschierten noch wie früher, bloß mit Stiefeln, Strümpfen, Hemd, Hose und Helm bekleidet, und fühlten sich wohl, obwohl sie bereits ein europäisch frischer Lusthauch umspielte. Immer gewaltiger wurden hier die Spuren früherer vulkanischer Ausbrüche. Der Weg führte über erstarrte, gleich endlosen Eisenbahndämmen das Land durchziehende Lavaströme, die sich hier und dort zu abenteuerlich aussehenden Riesengebilden aufgetürmt hatten. Unter

anderem war auch eine große Fläche zu sehen, wo dichtgedrängt spitze, beinahe nadelförmige Blöcke emporragten, als ob es ein Maisfeld wäre. Alle diese Lavaströme verraten durch starke Verwitterung ihr hohes Alter. Trotz der Schwierigkeiten, die das Terrain bietet, ist der Marsch doch angenehm, denn in dieser Höhe gibt es keine Sandfliegen, keine Moskitos und keine Schlangen mehr.

Eine Stunde ist bereits verflossen, seitdem man die Mannsquelle verlassen, da wird der Fußpfad erreicht; er ist schmal und tief ausgetreten, eine Rinne, nicht breiter als der Negerfuß. Er ist kein Jägerpfad, wie man annehmen möchte, sondern ein Saumpfad, eine Handelsstraße, die über den Gebirgskamm von Dorf zu Dorf führt. Freilich liegen die Dörfer tief unten; denn die höchstgelegenen Ortschaften des Kamerungebirges sind in einer Höhe von 900—950 Meter zu finden, während wir hier schon 2400—2700 Meter über dem Meerespiegel stehen; doch der Pfad steigt noch höher hinan bis zu 3300 und 3600 Meter. Mit europäischen Stegen kann man den Pfad nicht vergleichen; der Europäer kann in dieser ein paar Zoll tiefen Rinne kaum vorwärts kommen und nach einer Viertelstunde verläßt er ihn und marschirt daneben.

An der Grenze des Waldes ist das bräunliche Gras sehr hoch und erschwert in höchstem Grade das Gehen; aber einige tausend Fuß höher verkrüppelt es im steinigen Boden. Nur in Mulden und Thalkesseln, die Feuchtigkeit ansammeln und vor den Winden geschützt sind, findet sich eine üppigere Vegetation. Hier treten noch kleine Baumgruppen auf, oder die Kessel sind mit hellfarbigem, beinahe gelblichweißem Buschwerk besetzt. Aber es sind nur winzige Oasen, die man in diesem Grasgebiete antrifft, und die namentlich darum unser Interesse fördern, weil wir hier vorwiegend europäische Pflanzen vorfinden.

„Die Scenerie ist hier oben großartiger, wenn auch vielleicht weniger anmutig als drunten im Waldlande. Ringsumher sieht man, während Nebel und phantastisch geformte Wolkengebilde durch die Thäler aufwärts getrieben

werden, bräunliche, ab und zu mit grünen Waldflecken bedeckte Berge, aber der Gipfel des großen Vulkans bleibt zunächst noch unsichtbar. Wir lassen den großen ‚Erdwerk-Krater‘, der wie eine Redoute aussieht, zur linken Hand liegen und passieren binnen einer Stunde noch drei andere winzige Krater. Was auf den Karten als Kamerunberg bezeichnet ist, stellt in Wirklichkeit gar keinen einzelnen Berg, sondern ein ganzes Gebirge von mehreren hundert auf einem sehr unebenen Plateau aufsteigender Bergkegel dar. Es scheint, wenn man Stunde um Stunde bergauf und bergab steigt, als ob man einen ganzen Weltteil von bräunlichen, grasbewachsenen Ruppen vor sich hätte. Das Kamerungebirge soll — aber niemand hat sie gezählt — etwa 70 erloschene Krater umfassen.“

In der Nähe der Jägerhütte geht es steil bergan und man gelangt aus dem Bereich des Grajes hinaus in einen schönen, ein äußerst flaches Thal ausfüllenden Wald. Es sind hohe, lichte, den Individuen unserer europäischen Wälder gleichende Bäume, nur mit dem Unterschiede, daß außer ungeheuren Troddeln silberweißen Moooses auch tropische Lianen von ihren Aesten und Zweigen herunterhängen. Das Unterholz und Gestrüpp scheinen fast bloß europäische Pflanzen zu enthalten. Da sind Farne wie in unsern Wäldern, Heidekraut, duftende Minze und allerlei buntblühende Blumen der Heimat.

Jetzt erblickt man auch zur Linken einen gigantischen von Ost nach West sich erstreckenden Bergwall, auf dem einige vulkanische Bergriesen, unter ihnen der große Kamerunberg, auffitzen.

Um 10 Uhr 45 Minuten, also nach etwa dreistündigem Marsch, wurde die „Jägerhütte“ erreicht. Wir kennen sie bereits aus der Beschreibung Flegels. Von hier aus sollte die Besteigung des Pits unternommen werden. In der Nähe der Hütte fand der Hauptmann der Kruleute in einem Thale eine Lache schmutzigen Wassers, dieses aber war völlig untrinkbar, und die Vorsicht riet den Bergsteigern, hier in dem Bivak sich mit einem reichlicheren Wasservorrat zu ver-

forgen. Er sollte nachmittags von der Mannsquelle heraufgeholt werden. Inzwischen wurde wieder abgekocht.

Die Hütte wurde den Krus angewiesen, für die Europäer dagegen, nachdem der Boden ein wenig von Pflanzen und Reifig gereinigt und Zeltstangen gehauen worden waren, ein Zelt aufgerichtet. Bald flackerte hier, wo es durchaus nicht an abgestorbenem und saftlosem Brandholz fehlte, ein lustiges Feuer zum Himmel empor. Kessel über Kessel wurden darauf gesetzt, und bald verbreitete sich in der Atmosphäre ringsumher der Duft von kochendem Reis, von Cornedbeef und Thee. Der „Tisch“ wurde gedeckt, er sah nicht besonders reinlich aus, denn man mußte mit Wasser sparsam umgehen, und Teller, Messer und Gabel wurden nur mit einem aus Blättern gefertigten Wisch gereinigt. Aber unter solchen Umständen muß man schon ein Auge zudrücken.

„Wir Weiße,“ schreibt Zoeller, „hatten inzwischen auf einer Stelle, die bereits von Gras und Unterholz gereinigt worden, unsere Decken ausgebreitet und alle, Schwarze sowohl wie Weiße, gaben sich, während zahllose Vögel in den Bäumen über uns sangen und zwitscherten, während Bienen summten und Grashüpfer zirpten, der wohlverdienten Ruhe hin. Ich habe niemals einen Ort gesehen, wo Moose in solch verschiedenen Arten und Formen zu finden gewesen wären, wie hier bei der Jägerhütte. Und dann die Farne und die Blumen und die lianenumschlungenen Riesenbäume, auf denen ein Reichthum von großen und kleinen Vögeln sich wiegte, wie man ihn in unseren eigenen Wäldern seit Erfindung der Feuergewehre nicht zu sehen und zu hören bekommt.“

Hier oben auf der Höhe von 2800 Meter war es nicht mehr so feucht wie im Waldgebiet, und um 12 Uhr mittags zeigte das Thermometer, während die Sonne schien, 18° C. und, wenn sie von Wolken umhüllt war, 16°.

Nachmittags wurde alles noch vorhandene Wasser in Kessel und Töpfe gefüllt, und Freiwillige, die sich von den Krunegern meldeten, noch einmal mit den leeren Demijohns zur Mannsquelle geschickt. Sie kehrten schon um 5 Uhr mit dem köstlichen Naß zurück.

Obwohl in diesen Höhen selbst Ratten und Mäuse fehlen, verlief die Nacht nicht besonders ruhig. Die Weißen im Zelte wachten von Zeit zu Zeit auf; denn eine innere Unruhe erfüllte sie: die Frage, ob auch morgen das Werk gelingen werde. Und noch bevor die Sonne aufging, war in dem Bivak alles auf den Beinen.

Die Temperatur betrug um 4 Uhr 12° C.

Die drei Weißen, der berühmte Führer Silva und fünf Krüjungen, mit warmen Kleidungsstücken versehen, rückten zum Berggipfel aus. Die Krus trugen das Zelt, die Zeltstangen, Brandholz, Reis, sowie etwas Cornedbeef und Cognac. Die Uebrigen blieben im Bivak zurück. Der Führer hatte zu Ehren des Tages einen kurzen Jagdrock, Hosen, Stiefel und Gamaschen angelegt und sah in dieser nicht unvorteilhaften Kleidung wie ein regelrechter Alpensteiger aus. Als aber alles zum Aufbruch bereit stand, war er urplötzlich verschwunden und mußte eine halbe Stunde lang wie eine Stecknadel gesucht werden.

Sturm und Gemitter, die in der Nacht getobt, hatten sich gelegt und um 7 Uhr begann der Aufstieg des bereits erwähnten Bergwalles. Ein eisig kalter Sturmwind umsauste den kleinen Trupp und verursachte ein unangenehmes Gefühl der Entzündung in Brust, Rachenhöhle und Nase. Von übermäßiger Wärme oder starker Transpiration konnte hier selbst beim angestrengtesten Bergsteigen keine Rede mehr sein. Die Landschaft hatte sich verändert. Die Bergriesen, der kleine Kamerunberg, der Erdwerk-Krater, der Helenenberg u. s. w. lagen tief unten. Noch tiefer abwärts schwebte, den Anblick der See verhüllend, ein in fast unheimlicher Weise durcheinander gewirbeltes Wolkenmeer. Auch über den Köpfen der Steiger jagten Wolken über Wolken dahin, bloß ab und zu den Sonnenstrahlen freie Bahn lassend. Die Träger mußten alle halben Stunden Halt machen und ihre Lasten ablegen, um auszuruhen.

Bäume gab es nicht mehr, durch die Büschel des verkrüppelten gelben Grases schaute überall die schwarze Lava hindurch, gelb mit grauschwarz untermischt war hier die

Farbe des Gebirges. Um ein Viertel nach 8 Uhr zerteilten sich die Wolken, und Zoeller erblickte zum erstenmal in weiter Ferne, und auch bloß auf ganz kurze Zeit, die als drei Schwestern bezeichneten Kuppen des Götterberges.

Die Temperatur betrug an einer vom Wind geschützten Stelle 18° C. in der Sonne, im Schatten 16° C. und an windigen Stellen sank sie auf 14° C. Sobald aber die Sonne hinter den Wolken verschwand, trat sofort eine Abkühlung um mehrere Grade ein. Als ein dichter Nebel über die Berge hinwegzog, wurde die Kälte so groß, daß die Kruleute zu heulen begannen und dicke Thränen aus ihren Augen hervorquollen. Sie wurden, so gut es eben ging, in Decken eingewickelt. Dies geschah auf dem Kamm der ersten Kette, aber dahinter türmten sich viele Berge und Krater und auch eine noch höhere Bergkette auf.

„Unser Führer,“ fährt Zoeller fort, „begann plötzlich laut zu rufen und mit allen Gliedern seines Körpers in der unbeschreiblichsten Weise zu gestikulieren. Dicht vor ihm war aus weichem Mooslager eine mächtige, die Größe eines mittelgroßen Hirsches erreichende Antilope aufgesprungen. Sie schien gar nicht geneigt, sich sonderlich zu beeilen und schaute uns mehrmals, nach kurzem Lauf wieder stehen bleibend, mit ihren großen Augen an, bis wir etwa auf 50 Schritte herangekommen waren. Während wir Weiße uns an der Schönheit und gemäßenartigen Anmut des Tieres erfreuten, wollte Silvas Bedauern, daß er auf unsere Veranlassung hin sein Gewehr zurückgelassen habe, gar kein Ende nehmen. In diesem schwarzen Angolamann war mit einem Schlag ein wildes Jagdfeuer entbrannt und beim Anblick jeder weiteren Antilope, deren wir im ganzen sechs sahen, geriet er in förmliche Ekstase.“

Um 11 Uhr wurde vor einem ungeheuren, einem sturm- bewegten See gleichenden Lavafelde Halt gemacht. Silva riet, die Träger hier zurückzulassen, da diese mit ihren nackten Füßen schwerlich über die spitzigen Nadeln des Lavafeldes würden hinüber gelangen können. So schritt man zur Wahl des letzten Lagers. Hinter einem ungeheuren Lava-

walle, der das Lavafeld von einer Seite einschloß, fand man Schutz vor dem eisigen Winde, denn die Temperatur war bereits auf 10° C. gesunken. Das Aufstellen des Zeltes nahm längere Zeit als gewöhnlich in Anspruch, denn die Zeltstangen konnten in den harten Boden nicht eingeschlagen werden. Man half sich dadurch, daß schwere Lavablöcke herbeigeschafft wurden, welche die Zeltleinwand festhalten sollten.

Der Kamerunberg war in Nebel gehüllt, als aber dieser nach anderthalb Stunden zerriß, traten die Weißen, von dem Führer geleitet, den letzten entscheidenden Anstieg an. Das Lavafeld, über das jetzt der Marsch gemacht wurde, war drei Kilometer breit. Die Lava ist hier in unzählige kleine und große Blöcke zerpalten, auf denen eine eisgraue, in einzelnen Gegenden von Angola als Geld dienende Moosart wuchert. Der Nebel zog sich wieder zusammen. Silva aber kannte hier den Weg. Er war früher mit dem englischen Missionar Comber in diese Höhe vorgedrungen und hatte einen niedrigeren, am Ende des Lavafeldes gelegenen Berg bestiegen. Comber dachte anfangs, daß er sich auf dem Gipfel selbst befinde, bis sich der Nebel zerteilte und der Anblick der drei Schwestern ihn über seinen Irrtum aufklärte.

Endlich wurde das Lavafeld und ein hinter diesem gelegener Gebirgssattel überschritten, und die Bergsteiger standen am Fuße der höchsten Erhebung des Kamerungebirges.

„Es war 1 Uhr 45 Minuten. Vor uns türmte sich in unheimlicher Steilheit (aber ausgenommen den höchsten Kamm ohne senkrechte Abstürze) eine 600 Meter hohe Bergmasse empor. Sollten wir, so freundlich auch die drei Schwestern herunterzuwinken schienen, noch zu später Stunde das Wagnis unternehmen? Die Ueberlegung dauerte bloß wenige Minuten, dann hieß es: „Vorwärts, vorwärts!“ Eine fliehende Antilope, deren Fußspuren wir noch weit bergaufwärts verfolgen konnten, schien uns den Weg zeigen zu wollen. Aber welche Riesenarbeit hatten wir ohnehin

schon Ermüdeten unternommen! War man auf Händen und Füßen vorwärts strebend zu einem Absatz oder Haltepunkte gelangt, so entsank beinahe der Mut, wenn man, zurückblickend, die zurückgelegte Entfernung mit der noch übrigbleibenden verglich.

„Am 2 $\frac{1}{2}$ Uhr stand ich in der Mitte eines Bergrutsches von vulkanischem Sand auf einem daraus hervorragenden hohen Felsen. Bald mußten wir über Lavablöcke, bald über vulkanischen Sand dahinklettern. Letzterer war am unangenehmsten, weil man, indem man drei Schritte machte, stets wieder zwei Schritte zurückrutschte. Allmählich wurde ich heiser und immer heiserer, bis ich schließlich gar nicht mehr sprechen konnte; erst nach kurzem Ausruhen auf dem Gipfel kehrte mir die Stimme zurück. Die Steilheit des Berges und die Schwierigkeit des Steigens wurden, je weiter wir gelangten, immer größer. Ab und zu machte man auch wohl eine unfreiwillige und nicht sehr sanfte Rutschpartie. Ob die Seite, die wir zum Aufstieg gewählt hatten, die günstigste ist, vermag ich nicht anzugeben; mir scheint es, als ob man vermittelst eines mehrstündigen Umwegs auf bequemere Art zum Gipfel gelangen könnte. Glücklicherweise erwies sich meine Besorgnis, von der Bergkrankheit befallen zu werden, unbegründet.

„Am 3 Uhr 45 Minuten standen wir drei Weiße auf jener stolzen, erst dreimal vorher bestiegenen Höhe, von der aus wir, trotz der undurchsichtigen Luft, doch noch immer ein kleines Königreich zu überblicken vermochten. Leider fehlte jedes, auch das kleinste zum Rasten und Ausruhen einladende Plateau. Die drei Kuppen, von denen die mittlere — der eigentliche Götterberg — die höchste ist, liegen in einer Linie, und da von dem ehemaligen Krater des Götterberges, nachdem die Nordhälfte abgesprengt wurde und hinunterstürzte, bloß ein zackiger Rand stehen blieb, so gleicht der ganze Gipfel mehr einem Kamm als einer Fläche.

„Auf der einen Seite (Nord) ein grauenhafter senkrechter Absturz von rotem Gestein, auf der andern ein steiles, mit kümmerlichen Moosen bestandenes Gehänge, auf dem man mit

großer Vorsicht einerschreiten muß, wenn man nicht von dem rasenden Sturmwind über jenen Kamm geschleudert werden will, hinter dem sich der Abgrund eröffnet. Es schauderte mir, als ich vorsichtig auf Händen und Füßen mich fortbewegend hinunterblickte. Zu unsern Füßen schien jene ganze Fabrik des alten Zeus zu liegen, in der zur Beruhigung der armen Sterblichen Wolken und Wetter, Donner und Blitz gemacht werden. Wenn ich ein Maler wäre, so würde ich mir diese abenteuerlichen und riesenhaften, an die Figuren der nordischen Mythologie erinnernden Wolkengebilde zum Gegenstand eines Bildes gewählt haben. Leider schienen dieselben Wolken, deren Majestät wir bewundern mußten, neidisch alles übrige verhüllen zu wollen. Als aber endlich, vom Sturme gerüttelt, der dichte Schleier sich ein wenig lichtete, da war der Blick auf diese Krater, diese Lavaströme und Lavameere unbeschreiblich, unnennbar, namenlos großartig.

„Vom Sturmwind umheult, legten wir uns nieder, um, obwohl unsre erstarrten Hände kaum die Feder zu halten vermochten, eine Urkunde über unsre erfolgreiche Besteigung abzufassen. Dieses Papier wurde dann in eine Flasche gesteckt und mit derselben zwischen herbeigetragenen Steinblöcken vor der Gewalt des Windes geschützt. Das Schriftstück war in Latein abgefaßt, da weder der Deutsche den Gebrauch der polnischen Sprache gern gesehen haben würde, noch die Polen den der deutschen.

„Die Temperatur betrug oben um 4 Uhr nachmittags, wenn Wolken vorüberzogen, 4° C., wenn die Sonne schien, 5° C. und beim Auflegen des Thermometers auf den Boden 6° C. Stieg ich aber auf der andern, vor dem Winde geschützten Seite des Berges bloß ein klein wenig abwärts, so zeigte das Thermometer beim Auflegen auf den Erdboden 10° C.

„Da einesteils die Kälte (die auch durch das Auffinden eines erfrorenen Vogels veranschaulicht wurde), andernteils die Notwendigkeit, vor Einbruch der Nacht wieder mit unsern Leuten zusammenzutreffen, zum Ausbruch drängten, so verbrachten wir bloß 40 Minuten auf der sturmmühausten Höhe.

Beim Abwärtssteigen waren wir sehr besorgt, ob wir auch unsre Schwarzen finden und nicht etwa einem der zahlreichen Abstürze allzu nahe kommen würden. Glücklicherweise zerriß der Nebel, während wir noch mehr herunter rutschten als stiegen und von jetzt ab dienten uns die bekannten Bergformen als Richtschnur. Mit großer Freude sahen wir von der Stelle aus, wo wir uns von dem Führer getrennt hatten, Rauch aufsteigen. Unsre Schwarzen, obwohl vor Kälte zitternd, begrüßten uns, als wir 1 $\frac{1}{4}$ Stunden nach dem Aufbruch vom Gipfel bei ihnen eintrafen, mit aufrichtiger Freude. Weniger erfreulich war es, daß sie während unsrer Abwesenheit alles bei ihnen zurückgelassene Wasser bis auf den letzten Rest getrunken hatten, so daß wir, obwohl vor Durst fast vergehend, bis zur Ankunft in der Jägerhütte am folgenden Tage warten mußten, ehe ein Tropfen Wasser über unsre Lippen kam."

Am andern Morgen wurde um 9 Uhr 35 Minuten die Jägerhütte erreicht. Die zurückgelassenen Kruteute erzählten, daß sich in der Nähe derselben einige Buealeute gezeigt hätten, die aber Reißaus genommen hätten, als sie die Fremden bemerkten. Zoeller wollte die Schutzhütte nicht umsonst benutzt haben und ließ als Bezahlung für die Benutzung der Hütte ein Bündel Tabak darin aufhängen. Dann wurde der Rückmarsch zur Mannsquelle angetreten.

In der Nähe derselben nahm der Führer mit geheimnisvoller Miene ein Feuerzeug aus der Tasche, trug etwas Reisig zusammen und zündete ein Feuer an, das der Windrichtung folgend in dem hohen trockenen Grase ziemlich schnell, obwohl bei weitem nicht so schnell wie die landläufigen Schilderungen von Prairiebränden es darstellen, um sich griff. Bald wälzte sich das improvisierte Prairiefeuer mit starkem Gefnatter und ungeheuren Rauchwolken aufwirbelnd an verschiedenen Abhängen empor. Anfänglich waren die Weißen beinahe entsetzt über die Wirkung, sahen dann aber, als sie erfahren hatten, daß jedermann, der eine größere Fläche trockenen Grases finde, das nämliche thue, mit Entzücken dem großartigen Schauspiel zu.

Die müden Wanderer hatten sich nach den harten Britzchen der Schweden in den Hütten an der Mannsquelle gesehnt. Kaum aber hatten sie sich auf diesen niedergelegt, so wurden sie bald durch die entsetzlichen und sehr großen Wanderameisen aufgeschreckt, deren Biß recht schmerzhaft ist, und sie mußten Feuer anzünden lassen, um die unbequemen Insekten durch den Rauch zu vertreiben.

In die Rinde einiger Bäume an der Mannsquelle waren schon einige Namenszüge der Schweden eingeschnitten; die Besteiger des großen Kamerun thaten dasselbe; um diese Zeit erschienen einige mit Steinschloßgewehren bewaffnete Buealeute, welche Koka, wilden Honig und andere Dinge zum Kauf anboten. Mit erstaunten Blicken betrachteten sie die in die Bäume eingemeißelten Namenszüge, und da dieselben nach ihrer Ansicht Fetisch, so etwas wie Zauberei waren, so durfte man mit Gewißheit voraussetzen, daß kein Eingeborener es wagen würde, sie zu zerstören.

Ueber die Jssuma-Höhle wurde nun in unglaublich kürzerer Zeit der Rückmarsch nach Boando zurückgelegt, der Weg im Urwalde war ja bereits gebahnt und die Kruleute waren des größten Theils ihrer Lasten entledigt. Am Abend des achten Tages der Reise schifften sich die Reisenden in Bota auf sechs Kanoes ein, und erreichten Mondole. — Hier sollte sich Zoeller von seinen Begleitern trennen, um das zu verwirklichen, was er sich angesichts des blickumleuchteten Kamerungebirges geschworen, um das Zauberland für Deutschland zu gewinnen.

Die Schweden von Mapanja.

Es mag ein erhebendes Gefühl sein, auf den höchsten Höhen zu weilen, herzerquickend ist es nicht. Dort fesselt uns die Majestät der Natur, wir beugen uns vor ihr, aber mit kaltem Herzen. In den Bergen geht das Herz auf, wie man zu sagen pflegt, aber dies geschieht noch in Höhen, auf denen der Pulsschlag des Lebens vernehmbar ist, in Wäldern, wo die Hirsche streifen, auf Matten, wo die Glocken

der Röhre klingen, auf der Alm, wo der Fuchzer schallt. Hier bestrickt uns die Bergwelt durch ihren Liebreiz, durch Anmut und unverdorrene Reinheit... nicht die Bergwelt allein thut es, auch die Alpleute tragen dazu bei. Wenn dem nicht so wäre, wir würden sie nicht in Liedern und Romanen und Gemälden verherrlichen!

Die Kolonie Kamerun hat ein Hochgebirge, wir haben es durchgewandert vom Fuß, der sich in dem Meer badet, bis zu der Höhe, welche die Wolken hüllen; wir haben es im Fluge durchwandert; der einst flammensprühende, jetzt tote Gipfel war unser Ziel. Steigen wir noch einmal von den Mangrovewäldern in das Hochland hinauf, um dort zu verweilen, wo Menschen wohnen, um zu sehen, ob dieses Gebirge auch eine Zukunft hat.

An der Mannsquelle haben wir Spuren menschlicher Thätigkeit gefunden — einige Hütten, die dort von Weißen erbaut wurden. Was hatte dieselben hierher, an die Grenze des Urwaldes getrieben?

Das ist eine für die Geschichte Kameruns gar wichtige Episode. Wenn die Zeit vieles verändert, wenn die Kultur in Afrika Triumphe gefeiert haben wird, dann nach Jahrzehnten oder nach Jahrhunderten wird man sich jener Hütten erinnern und in der blühenden Kolonie Kamerun von den Schweden sprechen, wie man in dem herrlichen Virginien vom Kapitän Smith erzählt*).

Herrenlos war noch Kamerun, als im Frühjahr des Jahres 1884 junge Leute aus Schweden in das Land herüber kamen. Knut Knutson und Georg Waldau hießen sie, der eine 27, der andere 22 Jahre alt — außen und innen echte Germanen, hochgewachsen, muskelstark, anspruchslos und unerschrocken, mit blauen Augen und treuen Herzen. Sie kamen von ihrem nordischen Gestade, um, wie ihre Vorfahren, die alten Normannen ihr Glück im Süden zu versuchen. Sie hatten zwei Diener mitgebracht, die aber von ihnen wie Freunde gehalten wurden. In ihrer Heimat hatten

*) Vgl. „Staatenzerstörer und Staatengründer“.

sie von dem Riesenflusse und den Urwäldern an dessen Ufern gehört, von den Riesenbergen, die von Wäldern und Steppen gekleidet werden, von den Elefanten, die ihre Pfade in dem Pflanzenmeer der Tropen bahnen, und den Antilopen, die wie Gamsen über die alten erloschenen Krater huschen. Da erwachte Wanderlust in ihrem Herzen, die Gestalten des alten „Lederstrumpf“ gaukelten vor ihren Augen, die Poesie begann um den Gipfel des Götterberges zu weben und die Schweden träumten von einem Jägerparadies unter den Palmen und hoch über den Wogen des Meerbusens von Guinea.

Mit Flinte, Pulver und Blei zogen die vier den Berg hinauf, bis zur Mannsquelle. Aber das erträumte Paradies war hier nicht zu finden. Das Bild war feltener, als man dachte, dagegen das Klima rauher, die ganze Gegend unwirtlich. So ließen sie die Hütten stehen und wanderten 1600 Meter tiefer nach Mapanja, wo die schwarzen Tiroler wohnen.

Und im Dezember desselben Jahres bot sich dem deutschen Reisenden, der das Gebirgsdorf aufsuchte, ein origineller Anblick dar.

Am höchstgelegenen Punkte des Ortes steht ein Komplex von kleinen Häusern, die sich in nichts von denjenigen der Neger unterscheiden und neben diesen flattert an hohem Mast die blaugelbe schwedische Flagge. Vor der größten dieser Hütten, die anscheinend als Wohnsitz dient, sind die Felle jagdbarer Tiere wie z. B. Buschtaxen, Antilopen u. s. w. zum Trocknen ausgespannt. In der Thür steht mit Trapperhut, Wollhemd und naturfarbenen Stiefeln ein junger rotwangiger Mann, der mit dem Putzen und Reinigen einer mächtigen Elefantenbüchse beschäftigt ist. Es ist Gustavsohn, einer der Diener der schwedischen Herren. Diese sind zu einem mehrtägigen Jagdzug nach dem Mongo-ma-Stindeh aufgebrochen und der andere Diener ruht bereits, ein Opfer des Fiebers, in afrikanischer Erde.

In dem Innern des Hauses starrt es von Jagdtrophäen, wie Hörner, Felle u. s. w., sowie von Gewehren

aller möglichen Systeme und Kaliber. An den Wänden sind diwanähnliche, mit Decken belegte und den Betten der Eingeborenen nachgeahmte Holzgestelle angebracht. In der Mitte steht ein urwüchsiger Tisch, an den man, um den Mangel an Stühlen zu ersetzen, Koffer oder Kisten heranzuschieben pflegt. Ein Seitenzimmer zur linken oder vielmehr ein durch Teppiche und Bretter gebildeter Verschlag enthält das kleine Warenlager, aus dem heraus durch ein kleines, mit einem Tisch versehenes Fenster mit den Kautschuk anbietenden Eingeborenen Handel getrieben wird. Kleine Bakwiri-Knaben, possierlich wie die Affen, fungieren als Diener und Aufwärter und hantieren auch in der in einem Nebenhause befindlichen Küche.

Das ist das Heim der Schweden in Mapanja, kein echtes Jägerheim mehr; denn die Jäger haben auch hier in den unteren Regionen die Jagd nicht genug ergiebig gefunden. Es gab hier wohl Elefanten, aber es war nicht so leicht, dieselben zu schießen und schwieriger noch die Zähne zu gewinnen; denn mehrere selbst zu Tode getroffene wußten sich in dem Dickicht des Urwaldes durch rasche Flucht ihren Verfolgern zu entziehen und nur ein einziger blieb auf der Strecke und ließ die Zähne. Aber als die Schweden durch den Wald schweiften, nach Wild forschend, fanden sie etwas, von dessen Vorhandensein in Kamerun noch niemand wußte, fanden Kautschuklianen in Hülle und Fülle, sammelten selbst den milchigen Saft und brachten es den Bakwiri bei, denselben gleichfalls zu sammeln und zu kochen. Damals im Dezember 1884 waren sie noch halb Jäger, halb Kautschukhändler, aber bald darauf hängten sie bis auf gelegentliche Bergnützigungsjagdpartien das tödliche Rohr an den Nagel und warfen sich dem Stande friedlicher Händler in die Arme. Gegen die verschiedensten aus den deutschen Faktoreien an der Küste bezogenen Waren tauschten sie die Produkte des Gebirgsnegers ein, namentlich den Kautschuk, der erst durch ihr Verdienst aufs Repertoire gekommen ist. Und als etwa ein Jahr darauf der deutsche Forschungsreisende Dr. Bernhard Schwarz Mapanja besuchte, da konnte er bereits ein

folgendes Bild der Kautschuksammler in den Kamerunbergen entwerfen:

Die Pflanze, die den Gummi von Mapanja liefert, ist eine Liane, die eine gewaltige Höhe erreicht. Am besten eignet sie sich für den in Frage kommenden Zweck, wenn sie etwa 150 bis 200 Fuß aufgeschossen ist. Ueber 60 Fuß wenigstens erzeugt sie noch keine brauchbare Ware. Das letztere soll auch der Fall sein, wenn ihr Standort ein Terrain von geringer absoluter Höhe ist. Zwischen 3000 bis 5000 Fuß zeigt sie, wie man gefunden haben will, die zufriedenstellendste Ergiebigkeit. Das nützliche Gewächs ist, so scheint es, im ganzen Kamerungebiet verbreitet. Es gedeiht vorzüglich auf den Flanken des Pits, aber man findet es auch stark wie ein Arm und hoch wie ein Turm noch in den Urwäldern von Ikatta ab bis Basarami hin. Es wird ohne Zweifel in der Entwicklung unserer jungen Kolonie noch eine große Rolle spielen. Hier liegen noch Naturschätze, die größer sind als die, welche all die vielen Elefanten des nämlichen Gebiets in ihren Zähnen mit sich herumschleppen. So dehnt sich am Südostabhang des Kamerungebirges noch ein kolossales Gebiet aus, das eine wahre Ueberfülle von jenen Lianen aufzuweisen hat. Freilich ist dasselbe noch ganz ohne menschliche Ansiedlungen und deshalb seine Ausnützung nicht wenig erschwert.

Die Neger von Mapanja gewinnen den Kautschuk nach der Anleitung der Schweden in folgender Weise.

Mit den sogenannten Cutleries, einer Art Faschinenmesser, die aus Europa stammen und das Universalinstrument der Schwarzen darstellen, werden Einschnitte in die Rinde des Baumes gemacht. Dann setzt man am Fuße desselben Gefäße nieder, um die austretende Milch aufzufangen. Diese läßt man nun beim mäßigen Feuer kochen, damit der reichliche Wassergehalt verdampfe. Der Rückstand wurde darauf in erster Zeit in Stücken von der Größe etwa einer kurzen dicken Gurke mit weißgrauer Färbung an die Faktorei der Schweden abgeliefert. Ein Pfund desselben wurde seiner Zeit mit Waren im Wert von einer halben Mark bezahlt, während

die deutsche Faktorei in Victoria dasselbe für eine Mark kaufte.

Bernhard Schwarz war Zeuge, daß Knutson an einem einzigen Tage 200 Pfund dieses Gummis ankaufte. Die redliche Arbeit trug gute Früchte. Schon in den ersten Jahren betrug der Jahresumsatz der Schweden ca. 20000 Mark, und sie mußten daran denken, ihr Etablissement zeitgemäß zu erweitern. Neben dem ursprünglichen Wohn- und Geschäftshaus, einer elenden Jägerhütte, in der man sich kaum umdrehen oder aufrecht stehen konnte, wo den Fußboden eine Staublage von $\frac{1}{4}$ Elle Mächtigkeit bildete und die Betten rohe, windschiefe Pfahlgestelle darstellten, entstand ein stattliches Gebäude, das auf hohen Koft gestellt und mit Bretterdiele versehen wurde. Dichte feste Baumrinden bekleideten das Sparr- und Fachwerk aus den unvermeidlichen Bambulatten und der große Raum im Innern wurde in mehrere ganz gefällige Gemächer abgeteilt. Zur Zeit der Anwesenheit Bernhard Schwarz' war der weiße hügelige Hof mit einem Rohrzaun eingefast und das darin wuchernde Unkraut samt den zahlreichen Blöcken eines mit einer durchlöcherten, schmutziggrauen Verwitterungskruste umgebenen stahlharten Basalts beseitigt, um Platz für Anbauversuche mit Tabak und Kaffee zu schaffen.

Alles dies wurde mit Hilfe der Negerhände erreicht. Die Schweden üben auch auf die Einwohner einen großen Einfluß aus, der am besten durch die Worte eines Eingeborenen gekennzeichnet wird: „Wenn die Schweden gehen, weinen wir alle.“

Die Kautschukhändler von Kamerun setzten dabei ihre einfache spartanische Lebensweise fort. Ihre Hauptnahrung bildeten die Kokawurzeln, die sie von den Eingeborenen bezogen, und Thee, sowie allenfalls noch etwas deutsches Bier waren ihre einzigen Genüsse, zu denen noch bei besonderen Anlässen der schwedische Punsch hinzukam. Aber sie lebten nicht wie die Hinterwäldler in Amerika, denn sie, die guten Familien entstammten, hatten geistige Interessen und blieben selbst in Mapanja mit der zivilisierten Welt in möglichst

reger Verbindung. Schwedische und deutsche Zeitschriften waren bei ihnen zu finden, und auf ihren Streifzügen im Gebirge dienten sie auch der Wissenschaft. Sie sammelten eifrig für die schwedischen Museen und hatten während der kurzen Zeit ihres Anfangsaufenthaltes Hunderte von Gegenständen der Zoologie, Botanik und Ethnographie nach Europa gesandt.

Mögen ihre Arbeiten durch die der Nachfolger, die mit größeren Mitteln ausgestattet waren, überflügelt worden sein, ihr Verdienst bleibt dabei ungeschmälert. Sie waren in den Bergen jedenfalls die besten Pioniere der Kultur, und daß sie die ersten waren, welche die Kautschuklianen entdeckten und auch wirklich ausbeuteten, läßt dieses noch größer erscheinen; denn dadurch allein haben sie für Kamerun mehr gethan, als alle englischen Missionare, die jahrelang am Fuße des Gebirges lebten und den Negern nichts Nützliches beibrachten.

Und doch blieben unsern nordischen Freunden schwere Schicksalsprüfungen nicht erspart. „Der Tod,“ schreibt Bernhard Schwarz, „der im dunklen Erdteil so reiche Ernte hält, hat auch an ihre Pforte geklopft und ihr schönes gesegnetes Wirken und einträchtiges Zusammenleben gestört. Zunächst raffte plötzlich das tödtliche Fieber einen von ihnen dahin; ach, und die armen Menschen hatten, fern von aller Kultur nicht einmal die Möglichkeit, den entschlafenen Bruder nach der Sitte der fernen Heimat zu bestatten. Da gab es kein Glockengeläute, kein Weihendes Priesterwort, nicht einmal einen Sarg. In einer Hängematte, der einzigen, die sie besaßen, betteten sie den teuren Leichnam in die fremde Erde im weiten Urwald, sang- und klanglos; aber die heißen Thränen, die dabei unaufhaltsam über die sonnengebräunten Wangen der jungen Männer rollten, waren für den Toten wohl eine bessere Ehre, als alles Gepränge, und das schlichte Vaterunser, das mitten unter erstaunt laufenden Heiden Knutsons zuckende Lippen stammelten, wohl beredter, als irgend eine glänzende Grabrede.“

Ein Jahr darauf pochte der Tod zum zweitenmal in

Mapanja an; der zweite Diener wurde vom Fieber dahingerafft. Die kleine Kolonie sollte bald reichlichen Ersatz erhalten; es kamen fünf andere junge Schweden nach Kamerun mit Büchsen und einer riesigen Apotheke, um die Neger zu kurieren; obwohl sie selbst schlichte Handwerker waren. Die neuen Landsleute machten aber den ersten Einwanderern nur unnötige Sorgen. In einem Küstendorfe, das ihnen zum Wohnsitz angewiesen wurde, debütierten die kühnen Nimrode mit allerhand Ungeschicklichkeiten und seltsamen Streichen. Einer der originellsten von diesen letzteren war dies, daß sie den König ihrer neuen Heimat, der nach der Landessitte bei ihnen erschien, um sich sein Geschenk zu holen, packten und nach einer derben Tracht Prügel zur Thüre hinauswarfen. Die Folge dieser unköniglichen Behandlung des Stadtoberhauptes war, daß auf seinen Befehl die Ankömmlinge in die Acht erklärt und jedem schwarzen Dorfbewohner der Verkehr mit ihnen untersagt wurde, so daß sie in dieser Isolierung fast verhungert wären. Erst durch die Intervention ihrer Protektoren von Mapanja, die den Schwarzen freilich ganz anders zu behandeln verstehen, war die bedenkliche Differenz beigelegt, und die unterdes recht zahm gewordenen Elefantenjäger beschloßen, sich nun auch dem Handel mit Zeug und Tabak zu widmen.

Dies ist die originelle Geschichte der Schweden von Kamerun, wie sie uns Bernhard Schwarz erzählt hat. An die Schweden knüpft sich aber noch eine andere Begebenheit. Mapanja war der erste Ort des Kameruner Hochgebirges, in dem ein Schutzvertrag mit Deutschland abgeschlossen wurde, und daß dies zu stande kam, war auch den Schweden zu verdanken.

* * *

In den ersten Tagen des Januar 1885 begab sich Hugo Zoeller in das Gebirge, um womöglich den englischen Annerionnen zuvorzukommen und auf eigene Verantwortlichkeit Verträge mit den Häuptlingen zu schließen. Es waren bewegte Zeiten, unten am Kamerunflusse hatte es um Weihnachten

Kämpfe gegeben und die Fokstadt war zerstört worden. Die Engländer suchten inzwischen bei den Gebirgsstämmen feindselige Stimmung gegen die Deutschen zu erregen.

Zoeller beschloß, zur Lösung seiner Aufgabe, sich der Unterstützung der Schweden zu versichern und begab sich zunächst nach Mapanja. Dieser Ort liegt in 660 Meter Meereshöhe an einem mit zahlreichen Unebenheiten sanft ansteigenden Gehänge, über das aber der dichte Pflanzenwuchs eine Uebersicht beinahe unmöglich macht. Außerordentlich schön ist dagegen der Blick nach unten auf die nur selten von Nebel und Wolken verschleierte Bai. Als am 6. Januar ein weiß angestrichenes englisches Kriegsschiff in der Ambasbucht erschien und den Kurs nach Fernando Po einschlug, da konnte man alles dies vom Hause der Schweden aus mit bloßen Augen so deutlich wahrnehmen, als ob es in aller dichtester Nähe geschehen wäre. Nach oben hin genießt man weit seltener freien Ausblick, denn Mapanja ist das eigentlichste Reich der Nebel, welche bald vom Meere aufsteigen, bald von Berggipfeln niederkommen. Manchmal weiß man auch nicht, von wannen sie kommen und wohin sie fahren. Sie sind plötzlich da und verschleiern den bis dahin blauen Himmel und die weite Landschaft zu Füßen Mapanjas.

Fast ohne Unterbrechung von früh bis Abend, Tag für Tag, genießt man hier dasselbe Schauspiel. Die schönste panoramaartige Aussicht wechselt immerfort mit einem phantastisch vorüberziehenden Nebelvorhang.

Das feuchte Klima bringt es mit sich, daß auch Mapanja kein besonders gesunder Ort ist, böse Fieber entstehen auch hier und außerdem zieht sich hier der Fremde leicht Rheumatismen zu. Aber das schlimmste, was Mapanjas Wert bedeutend sinken läßt, ist der Mangel an Trinkwasser, nicht einen Brunnen, nicht eine Quelle gibt es hier; alles Wasser, das man braucht, wird für schweres Geld von dem niedriger gelegenen Bongala hinaufgetragen. So hing die Entwicklung dieser ersten Kautschukhandelsstation im Kamerungebirge von Anfang an vom Wasser ab. Trotzdem zählte Mapanja gegen 400 Bewohner, darunter 60—80 waffenfähige und



Delpalme besteigender Neger.

mit Steinschloßgewehren bewaffnete Männer.

Die Mapanjaleute sind Ackerbauer. Sie pflanzen Kofa (*Colocasia esculenta*), Kaffawa und unveredelte Bananen, die man hier Plantanen nennt. Auch die Delpalme gedeiht in dieser Höhe und wird von den Batwiri gepflanzt, aber nicht um der Frucht, des Dels wegen. In dieser Höhe trägt die Delpalme keine Frucht mehr und dient dem Menschen lediglich als Weinstock. Ja, der Saft, den sie hier liefert und aus dem der Palmwein „Mimbo“ bereitet wird, ist ausgezeichnet. In ganz Ka-

merun ist der Gebirgswein berühmt und beliebt. Er schmeckt bekanntlich wie Lichtenhainer, ist wenig haltbar und muß bald an Ort und Stelle vertilgt werden. Ein Export nach Europa ist unmöglich und auch glücklicherweise unnötig. Neben der Delpalme wächst, wie wir schon berichtet haben, an den Hängen des Kamerungebirges die wilde Kaffeestaude. Die Schweden hatten die Früchte derselben versuchsweise gesammelt und europäischen Gästen vorgesetzt. Einige von diesen erkannten in dem Getränk einen Mokka vom feinsten Aroma. Bernhard Schwarz gelang es nur mit Mühe, durch Knaben, denen er einige selbst gepflückte Kapseln mit dem Versprechen einer guten Belohnung zeigte, wenn sie ihm von diesen recht viel brächten, einen kleinen Vorrat zu erlangen. Er hatte die Absicht, dem Fürsten Bismarck, dem genialen Begründer einer deutschen Kolonialpolitik, ein Pfund dieses Naturkaffees zu überbringen, damit er auch einmal einen Wohlgeschmack von seinem Werk habe, nachdem dasselbe ihm bisher nur Bitterkeiten eingetragen. Aber leider wollten die dann mühsam ihrer Hülse und Faser entkleideten Bohnen in der feuchten Atmosphäre absolut nicht trocken werden und langten schließlich ganz verschimmelt zu Hause an, so daß sie wohl selbst für einen sächsischen „Blümchenkaffee“ zu schlecht geworden waren.

Heute ist das anders geworden; Kameruner Kaffee ist ebenso gut auf dem Markte zu haben wie Pröbchen des Kameruner Kakao.

So sehen wir, daß gerade das Gebirge in Kamerun für Pflanzungen geeignet ist und daß die Bodenprodukte, welche dort die Natur hervorbringt, uns zu der Hoffnung berechtigen, daß die Kultur dieses Landstriches gute Früchte tragen wird. Aber die Kultur ist an Menschen gebunden. Der Europäer kann in Afrika unmöglich den Ackerbau wie daheim betreiben, schwere Arbeiten zu verrichten, vermag hier nur der Neger, der an das Klima gewöhnt ist. Werfen wir nunmehr einen Blick auf die schwarzen Bergleute in Kamerun!

Die Tiroler von Kamerun.

Wir sind von Mapanja über Lecumbi in nördlicher Richtung immer höher gestiegen und stehen jetzt auf einer grünen Wiesenterrasse. Auf der einen Seite derselben fällt der hüchige Abhang zum Thal ab, auf der anderen überragt das mit Gras bewachsene steile Gebirge den schmalen Waldrand. In der Mitte der Alm ziehen sich von Bäumen beschattet und von bestellten Feldern umgeben, stundenlang kleine anmutige Hausgruppen. Vor uns aber auf der Wiese grasen weiße, braune und scheckige Kühe. Sie sind nicht von der kleinen verkümmerten Rasse an der Küste, die weder Milch noch Fleisch gibt, sie sind kräftig gebaut, haben volle Euter und erinnern an die Algäuer Rasse. Ja, wie das Vieh auf der Alm daheim sind sie mit Schellen versehen, nur daß diese nicht aus Erz bestehen, sondern aus Schalen getrockneter Kürbisse gefertigt sind.

Unwillkürlich erinnert uns dieser Anblick an die Landschaften im bayerischen Hochland oder in Tirol und wir sind gespannt darauf, die Bewohner selbst kennen zu lernen.

Wären wir im Januar 1885 mit Hugo Zoeller hier gewesen, so hätten wir an einem Volksfeste teilnehmen können, das uns auch tirolisch vorgekommen wäre.

Luftig schallten die Signaltrommeln durch Wald und Gang und riefen die zerstreuten Leute von Buea (sprich Bea), dem über 800 Meter hoch gelegenen Bakwiridorfe, der höchsten Ansiedlung des Kamerungebirges, zusammen. Auf einem abgegrenzten Plage vor dem Dorfe saßen Zoeller und die beiden Schweden und neben ihnen waren baumwollene und geringwertige seidene Zeuge ausgestellt; mit funkelnden Blicken musterten die stämmigen Bakwiri diese Kostbarkeiten; denn sie stellten Preise dar, welche den Siegern in dem nationalen Ringkampfe, Fla=Fla, zufallen sollten.

Buea zählt an 2000 Einwohner und einige hundert derselben hatten sich versammelt, um dem Spiele zuzusehen. Es hatte besonderen Reiz, denn der stärkste Träger Zoellers,

der Krujungen Peter, sollte sich mit einem der Bakwiri messen.

„Der Gegensatz zwischen den beiden Gestalten, die sich jetzt in der Arena gegenüberstanden, hätte nicht größer sein können. Auf der einen Seite denke man sich den farnesischen Herkules bloß mit einem anderen Kopfe, nämlich mit einem freundlich lächelnden und so gutmütig siegesbewußten Gesicht, wie bloß äußerste körperliche Kraft und Gesundheit es in solchem Augenblick erklären konnte. Auf der anderen Seite eine nichts weniger als schöne Gestalt mit dünnen Beinen, verhältnismäßig schmaler Brust, kränklicher Gesichtsfarbe und unangenehmen prahlerischen Manieren.“

Die beiden Kämpfer begrüßten sich so ritterlich, wie man das bei Negern gar nicht erwartet hätte, gingen dann auf einander los, umklammerten mit ihren Armen die Schultern des Gegners und versuchten in dieser Stellung, wer den andern aus dem Gleichgewicht bringen würde. Nicht ohne eine gewisse Freude bemerkte Zoeller, wie der Buea-Mann mehr und mehr das Gleichgewicht verlor und bald mit diesem, bald mit jenem Fuß in der Luft schwebte. Aber urplötzlich riß er sich los, schlug herausfordernd mit den Händen auf die Brust und ging abermals, aber diesmal mit vorgestreckten Armen und in gebückter Stellung auf Peter los.

Der Kru erwartete aufrechtstehend und mit ungewissem Blick, als ob ihm dieses Manöver fremd sei, den Angriff des Gegners. Schon umklammerten die Arme des Clowns seine Hüften, aber Peter riß die Hände los und schleuderte, dieselben festhaltend, den Bakwiri so weit von sich, daß derselbe sich mehrmals um seine Achse drehend, auf ein Haar noch zu Boden gestürzt wäre. Dennoch war es schon jetzt ersichtlich, daß Peter, obwohl an Kraft überlegen, doch in Bezug auf Ringkunst bei weitem hinter dem Bakwiri zurückstand. Der Clown erneuerte, während Peter ruhig stehen blieb, genau in der gleichen Form wie vorher seinen Angriff. Vergebens stemmte Peter seine knorrigen Fäuste gegen den Kopf und die Schultern des Gegners. Er ver-

mochte ihn nicht wegzudrücken. Zwei Sekunden später lag er am Boden und die Bakwiri ließen ein Freudegeheul erschallen, das noch wiederholt wurde, als Zoeller dem Sieger das Doppelte des ausgesetzten Preises geben ließ.

Dies ein Genrebild aus den Kameruner Alpen, das uns unwillkürlich an das Ranzeln unserer Geißbuben erinnert.

Man könnte mehr solcher Parallelen aufstellen.

Auch die Bakwiri sind leidenschaftliche Jäger; von Buea erreicht man in wenigen Stunden die Grasflächen des Hochplateaus, welche sich zur Jagd besser eignen als der Urwald, und hier haben die Buealeute an vielen Orten ihre Jägerhütten errichtet, in denen sie übernachten.

Die Sennerinnen sind bei uns berühmt, und Defregger hat sie verherrlicht. Auch in den Kamerunbergen gibt es Mädchen vom „Schwarzblattl“-Typus, und ein solches echtes Schwarzblattl hat uns Zoeller gleichfalls geschildert. Es war Mundja, das schöne Mädchen von Bonjongo, in das mehrere Weiße verschiedener Nationen sterblich verliebt gewesen sein sollen.

Und Herr Zoeller selbst erzählt begeistert von ihr:

„Wir hatten gerade auf eine kleine Weile Halt gemacht und uns, die mitgenommenen Trinkflaschen prüfend, auf umgestürzte Baumstämme gesetzt, als von der Front her atemlos ein Bursche mit der Nachricht herbeikam, daß Mundja uns begegnen werde. Als Silva das hübsche Kind zu mir führte, reichte ich ihr, mich vom Sitze erhebend — was Negern gegenüber eine ganz außergewöhnliche Höflichkeit ist — die Hand und sagte, was mir beim Anblick der wirklich auffallend schönen Erscheinung von Herzen kam: ‚Man hat mir erzählt Mundja, du seiest das schönste Mädchen in diesem ganzen Gebirge. Ich finde, daß man mir die Wahrheit gesagt hat, und möchte wünschen, daß du eine kleine Weile bei uns bleibest. Wenn du mit uns frühstücken willst, so werde ich allerlei hübsche Seidenstoffe für dich heraussuchen lassen, die du dann zum Andenken an den weißen Mann, dem du heute zum ersten- und wahrscheinlich zum letztenmal begegnet bist, mit dir nehmen kannst.‘

„Ein kokettes Lächeln überflog das liebliche Gesichtchen, jedoch ohne daß sie Antwort gegeben hätte, aber ich ließ die kleine weiche Hand nicht eher wieder los, als bis sie zustimmend mit dem Kopfe genickt hatte.

Alles dies erwähne ich so ausführlich, nicht bloß, weil es ein anmutiges Zwischenspiel in jenem wilden und rauhen Leben bildete, das ich nun schon seit langer Zeit geführt hatte, sondern auch, weil das Interesse, welches dieses Mädchen einflößte und einflößen mußte, weit über den Reiz des Augenblicks hinausging. Mundja war nicht bloß die schönste Negerin, die ich jemals gesehen habe, sondern hätte auch, wenn ihre schwarze Haut urplötzlich weiß geworden wäre, noch immer eine Schönheit genannt werden müssen. Man denke sich einen Kopf mit lauter kleinen sorgsam frisierten Lockchen und darunter eine mäßig hohe Stirn. Dann kommt zwischen ein Paar mandelförmiger schelmischer Augen eine wohlgeformte Nase, die der schärfste Kritiker nicht anders als griechisch hätte nennen können. Darunter ein kleiner rosiger Mund mit zwei beim Lachen sich zeigenden Reihen schneeweißer Perlen. Hals, Büste und Wuchs des jungfräulich schlanken Körpers sind tadellos und die nackten Füße so klein, wie man das sonst bloß bei Mulatten, aber fast niemals bei Negern zu sehen gewohnt ist. Im Gegensatz zu den übrigen Weibern reicht das saubere rosarote Hüftentuch bis weit über die jugendliche Brust, solchergestalt beinahe die Form einer römischen Toga annehmend. Und dieses Mädchen war schwarz, sogar ein wenig tätowiert. Aber das Schwarzbraun ihrer Hautfarbe war von vornehmerer Art, als man es sonst bei Negern findet.“ Und so weiter! Das schöne Mädchen von Bonjongo, ist ein gutes Modell für einen künftigen Kameruner Ganghofer!

In die Alpen ziehen wir aus den Städten, um in der würzigen Luft des Hochgebirges unsere Gesundheit zu stärken. Bei uns zu Lande ist die Schwindsucht jene Krankheit, welche die meisten Menschen dahinrafft. In den Niederungen des Kamerunflusses spielt das Fieber dieselbe, ja noch schlimmere Rolle. Auf Alpenhöhen soll es keine

Schwindsucht geben und auch in Buea weiß man nichts vom Fieber, selbst die Nebel fehlen hier oft und die frische Gebirgsluft übt einen stärkenden Einfluß. So ist das Dorf die künftige Sommerfrische, das Sanatorium der Kolonie Kamerun.

Aber wir dürfen die Verhältnisse nicht zu rosig schildern! — Unsere schwarzen Tiroler, die Bakwiri, sind Stamm-



Ein Bakwiri.

verwandte der Dualla, die an der Mündung des Kamerunflusses wohnen. Sie sind etwas stärker gebaut als die letzteren, aber lange noch nicht „Grenadiergestalten“. Ihre Hautfarbe wechselt in allen Schattierungen von Braun und Schwarz und es gibt auch helle Albinos unter ihnen. Schön sind die Neger, von einigen selteneren Ausnahmen abgesehen, überhaupt nicht, und die Bakwiri sind häßlicher als die Dualla, und selbst die schönen

Mädchen wie die 15jährige Mundja Zoellers altern rasch und werden häßlich.

Trotz der gesünderen Luft, trotz des Kautschuks und des Alpenviehs sind sie arm, und dies sieht man schon an der Kleidung, die bei den Bakwiris lediglich aus einem Schurz, oder gar nur aus einem an einer Schnur befestigten Lappen besteht. Neben der Flinte sind Rock und Hose für viele begehrenswerte Dinge, aber kaum einige wenige konnten sich diesen Kleiderluxus gestatten. Ebenso gibt es bei ihnen keinen nationalen Schmuck. Perlenketten, die sonst

bei den Negern so sehr beliebt sind, findet man hier selten; sie werden durch Leopardenzähne ersetzt, die zu zwei oder drei Stück auch als Amulette auf eine Schnur gereiht, den Hals zieren. Einen originellen Schmuck der Weiber bilden die Schnupftabaksdosen, denn sie werden wie Ohrringe getragen. Zu diesem Zwecke werden allerlei mögliche Dinge benutzt: Papierdüten, Patronenhülsen und selbst lange schmale Medizinflaschen. Kein Wunder, daß darum so manches Ohr der Schönen eine beträchtliche Länge erreicht.

Was nun die Wohnungen der Bakwiri anbelangt, so lassen diese beinahe alles zu wünschen übrig. Das Hüttchen wird aus den Stämmen der *Raphia vinifera* gebaut, es hat weder Fenster noch Thür, denn das Loch, durch welches man in das Innere schlüpft, verdient kaum diesen Namen. Den Fußboden bildet die etwas geebnete Erde und das Dach ist oft so lückenhaft, daß es gegen den Regen keinen Schutz gewährt, und man in dem rauchgeschwärzten Bakwirigemach ganz gut den Regenschirm brauchen könnte.

Sie wohnen schlecht und essen auch schlecht. Von den kartoffelartigen Wurzelknollen der Koka, den Plantanen und der Delpalme haben wir bereits berichtet. Als Delikatesse wird noch Wildhonig gesammelt, Brot ist dagegen gänzlich unbekannt. Fleisch liefern ihnen die Ergebnisse der Jagd und die Haustiere, unter denen Ziegen, Schweine und Schafe vor allem in Betracht kommen. Rindviehzucht beginnt erst in der Umgebung von Buea, wo es Weiden gibt. Das Kochen und Verspeisen der Fleischnahrung ist geradezu ekelerregend.

„Niemand wird ein Stück Vieh abgezogen; es wandert samt Haut und Haaren in den großen Topf, wo es mit den Kokas zusammenkocht, um dann ohne Umstände aus der widerlichen Sauce mit den Fingern herausgelangt und verzehrt zu werden. Die raubtierartig scharfen Zähne zermalmen dabei selbst größere Knochen. Gewiß, man kann sich kein widerlicheres Schauspiel denken, als solch ein Negerdiner. Die dabei befundete Gier, das Krachen und Knacken, das Schmazen und stete Ablecken der Finger erfüllt den Europäer unwillkürlich mit Grauen und läßt ihn dankbar dessen

gedenken, daß er inmitten von Anstand und Sitte aufgewachsen ist."

Damit ist der Speisezettel der Bakwiri nicht erschöpft. Affen, Raubvögel, Schlangen, Leoparden und Krokodile werden gleichfalls gegessen, und da man diese Tiere auch räuchert, natürlich ohne ihnen vorher das Fell abgezogen zu haben, so kann man sich denken, welchen Anblick die Speisekammer der Bakwiri mit den Affenrücken und Krokodilschinken bieten muß.

Der Wald liefert ihnen dagegen viele genießbare Früchte, darunter auch Apfelsinen, von denen in Mapanja ein Stück ungefähr mit 1 Pf. bezahlt wird.

Was nun das Trinken anbelangt, so begnügt sich der Bakwiri mit Wasser nicht, sondern greift auch gerne zu gegorenen Getränken. Nach Wismanns Ausspruch sind ja die meisten Neger Saufbolde. Das Nationalgetränk der Bakwiri ist der „Mimbo“, der auch die „Mimba“ genannt wird, ein aus dem Saft der Delpalme bereiteter Palmwein. Nunmehr aber gibt auch der Bakwiri dem „Rum“ Vorzug. Das edle Getränk, welches bis zu den Höhen der Kamerunberge gelangt, sollte eigentlich „Fusel“ oder schwefelsaurer Fusel heißen, denn eine ganze Flasche davon kostet 15 Pf., schreibe fünfzehn Pfennig. Die „Könige“ gehen ihren Unterthanen nicht mit gutem Beispiel voran. So war der sechzigjährige Mosasso von Mapanja ein notorischer Säuser.

Das Hauptvermögen des Bakwiri bilden seine Frauen. „Frauen sind Kapital,“ sagt Zoeller, „und wer sich durch besondere Findigkeit im Handel etwas erspart, pflegt sein Kapital in Frauen anzulegen wie bei uns in Aktien. Als während meines Aufenthaltes in Mapanja ein junges Mädchen an der epidemisch auftretenden Diphtherie starb, drückten die Nachbarn dem Vater ihr Beileid aus, nicht etwa wegen des Verlustes einer Tochter, eines Kindes, sondern wegen des hohen Geldverlustes. Denn die Tochter würde binnen ein bis zwei Jahren heiratsfähig und alsdann in Waren sechshundert Mark wert gewesen sein.“

So kommt es auch, daß die Frauen sehr ungleich verteilt sind, die Reichen haben deren sehr viele, selbst ganze

Harems, die Aermsten dagegen können sich nicht eine einzige kaufen. Ihr Los ist jedoch nicht mit dem der türkischen Frauen zu vergleichen, denn die Bakwiriweiber müssen alle Haus- und Feldarbeit verrichten; trotzdem gibt es unter ihnen viele kluge Weiber, die über dem Haupte ihres Ehegemahls den Pantoffel schwingen. Bornehme Leute sind übrigens oft so vorsichtig, daß sie schon einem neugeborenen Knaben ein Mädchen kaufen, d. h. ihn verloben.

Trotz ihrer Armut sind die Bakwiri ein lustiges Völkchen, das sich nicht nur an Ringspielen, sondern auch an Tanz und Musik erfreut. Sie haben auch einige musikalische Instrumente. Das gebräuchlichste sind die Fingir, indem sie dieselben in den Mund stecken, verstehen sie derart zu pfeifen, daß es einer Hirtenchalmei täuschend ähnlich klingt. Ein originelles Instrument ist die „Mundinde“. Es ähnelt einem Bogen, wie er zum Pfeilschießen benutzt wird. Ueber einen leicht gekrümmten Stab von etwa einem Meter Länge ist als Sehne eine Schnur aus Fell oder Gräsern gezogen. Auf diese Seite haucht man mit dem Munde, indem man zugleich mit der rechten Hand mittels eines Stäbchens auf dieselbe schlägt. Auf diese Weise erzielt man die verschiedensten Modulationen in der Höhe wie der Stärke der Töne. Die Klangfarbe hat etwas Einschmeichelndes, doch erfordert die Handhabung des Instrumentes große Fertigkeit.

„Nyombi“, ein anderes Instrument, ist eine Nachbildung der Mandoline, welche die Eingeborenen früher bei den Portugiesen beobachtet haben.

Beim Musizieren singen auch die Bakwiri und improvisieren zumeist den Text zu ihren Melodien.

Diese Improvisationen sind die einfachsten Produkte der Dichtkunst, wie z. B. das Lied der Träger des Reisenden Schwarz, welches ungefähr lautete:

„Wir sind stark und schön. Wir machen große Reisen, wie niemand sonst und finden überall schöne Weiber. Wir fürchten nichts, keine Tiere und keine Menschen und gehen mit einem weißen Manne und unseren guten Flinten bis in ferne Länder“ u. s. w.

In dieser Weise besingt der Jäger seinen Hund, oder die Menge improvisiert Spottlieder auf eine erlegte reißende Bestie:

„Du Böser, du hast viel Schaden angerichtet, Ziegen gestohlen und Menschen verwundet, aber uns konntest du nicht entgehen.“

Es gibt aber auch wirkliche Gedichte, die sich im Gedächtnis erhalten haben und von Mund zu Mund gehen und auch Tierfabeln, von denen eine Bernhard Schwarz in seinem Werke mitteilt und die besonders interessant ist, weil sie an unsere Tierfabeln erinnert.

Der Elefant, so erzählt sie, ging einst zum Meeresufer, da zu baden. Da sah er eine Schildkröte über den Sand kriechen und sprach zu ihr: „Du bist ein faules Tier, du kannst nur Schritt für Schritt marschieren.“ Aber sie erwiderte: „Was gilt's, ich komme schneller fort als du!“ Darauf läuft der Elefant mehrere Wochen ins Gebirge, sich Kraft anzufressen. Die Schildkröte aber geht zu einigen ihrer Schwestern und dingt sie, daß sie sich von der Küste an in gemessenen Entfernungen längs des Weges aufstellen, den der verabredete Wettlauf nehmen soll. Sie selbst wählte ihren Platz zu oberst am Ziele, auf dem Berge. Als der Elefant nach einiger Zeit zurückkommt, spricht die Schildkröte am Meere, die er natürlich für die frühere Bekannte hält, zu ihm: „Nun kann's losgehen,“ und alsbald rennt der Elefant blindlings, ohne sich umzusehen, davon, daß der Boden erzittert. Aber als er schwitzend das nächste Dorf erreicht, hockt die Schildkröte bereits behaglich am Wege. Da ruft er: „Da ist es schon, das elende Tier, ich muß noch besser laufen.“ Und abermals stürmt er pustend davon. Jedoch, wie er auch eilt, überall ist seine Feindin schon vor ihm angekommen. Die Wut stachelt ihn zu wahnsinniger Anspornung aller Kräfte an. Blutiger Schweiß rinnt an seinem Leibe nieder, die Augen treten gerötet aus ihren Höhlen, und als er endlich auf der Höhe ankommt, bricht er taumelnd zusammen und verendet angefaceht seiner glücklicheren Rivalin. —

Die Tierfabel erinnert uns sofort an das deutsche Märchen von dem Wettlauf des Hasen mit dem Schweinigel. Man kann nicht ohne weiteres annehmen, daß sie durch die englischen Missionare oder deutsche Händler nach Kamerun gebracht wurde. Wir finden sie nämlich in veränderter Gestalt auch bei einem anderen afrikanischen Volke, bei den Betschuanen Südafrikas. Ihr Inhalt ist auch dort derselbe, nur daß der Elefant durch den Rehbock ersetzt ist. Die Menschheit scheint gleiche Geistesprodukte unter verschiedenen Himmelsstrichen hervorzubringen. —

Ein hervorragender Charakterzug der Bakwiri ist die Geschwisterliebe, die zu der Sitte der Blutrache führt. Der gutmütige und träge Bakwiri wird von derselben Leidenschaft wie der Sohn Corsikas erfaßt, wenn einer seiner Brüder getötet wurde. Er ergreift seine Flinte, schwört sie nur gegen den Mörder, seinen Todfeind, abzuschießen und lauert diesem Tag und Nacht auf. Gelingt es ihm endlich, den Feind niederzustrecken, so erweckt dieser Mord die Blutrache in dem andern Dorfe, und nun beginnt ein langes Herüber- und Hinüberschießen, durch welches oft ganze Ortschaften entvölkert werden. Nur selten gelingt es in diesen Fällen, durch ein Sühnopfer von Ziegen und Schafen die Beleidigten zu befriedigen und den Streit beizulegen, denn die Antwort auf ein derartiges Angebot lautet zumeist: „Nein, nicht Geld für Blut!“

Bernhard Schwarz sah in Mapanja einen finsternen Gesellen, der schon eine ganze Anzahl Menschen umgebracht hatte und sich nicht mehr aus dem kleinen Orte zu entfernen wagte. Als Knutson ihn Schwarz vorstellte, fügte er sogleich hinzu: „Einmal trifft ihn die rächende Kugel doch noch, trotz aller Vorsicht!“

Der Bakwiristamm besitzt keine politische Einheit. Jedes Dorf ist selbständig und selbst in diesem findet man zwei oder auch noch mehrere Häuptlinge. Aber auch diese entscheiden nicht in wichtigeren Angelegenheiten, sondern alle bedeutenderen und interessanteren Fragen werden in Volksversammlungen entschieden. Man nennt sie „Palaver“,

vermutlich nach dem romanischen Worte *parlare*, reden. Alle irgendwie bedeutenden Männer nehmen an dem Palaver Anteil und beraten hier über Krieg und Frieden, über den Durchzug Fremder, namentlich Weißer; auch alle Vergehen und Verbrechen werden im Palaver abgeurteilt. Freiheitsstrafen sind hier unbekannt, es werden nur Geldstrafen verhängt und die Zahlung erfolgt bei geringeren Vergehen in Ziegen, bei größeren in Frauen. Wie es bei uns Schöffengericht und Schwurgerichte gibt, sind in den Kamerunbergen „Frauenpalaver“ und „Ziegenpalaver“ da.

Die Bakwiri haben keine Sklaven, aber nur darum, weil sie zu arm sind, sich welche zu kaufen. Nur bei besonders wichtigen Anlässen wird ein Sklave aus dem Hinterlande gekauft, und sein Los ist alsdann äußerst beklagenswert; denn diesen Anlaß bildet in der Regel der Tod eines angesehenen Häuptlings. Das Begräbnis erfolgt im Hause des Toten selbst und drei Wochen lang wird in der Hütte Feuer unterhalten, welches wenigstens dazu beiträgt, die Luft von dem Geruch der verwesenden Leiche zu reinigen. Je angesehener der Häuptling war, desto lauter muß das Klagegeheul ertönen, und die weiblichen Mitglieder der Familie legen während der langen Beisezungsfeier das Trauerkostüm an, d. h. sie legen ihr einziges Kleidungsstück, das Hüftentuch ab und gehen in Naturschwarz umher. Der arme Sklave aber, den man für den Toten gekauft, wird geopfert und aufgegessen.

Was nun die Religion der Bakwiri anbelangt, so steht dieselbe auf der niedrigsten Entwicklungsstufe. Es wird berichtet, es bestehe der Glaube, daß auf Spitze des Kamerunberges eine Gottheit wohne, die halb Mensch, halb Stein sei und nur ein Auge habe. Schneit es im Hochgebirge, so breitet der Gott eine weiße Decke aus und kündigt dadurch ein Unglück an. Stark verbreitet ist dagegen der Aberglaube an allerlei böse Geister und Zaubermittel. Ueberall wittert der Bakwiri Hexen und Hexenmeister, welche bösen Zauber ausüben und Menschen wie Tieren schaden. Zum Ausfinden dieser Zauberer wird die Hilfe der Priester

oder Medizinmänner in Anspruch genommen, die dann im Palaver durch Gottesurteil die Anklage entscheiden. Die Hexenprobe der Bakwiri nimmt nun folgenden Verlauf:

Es wird zunächst ein Giftrunk bereitet, der aus der Abkochung einer bisher nicht genau festgestellten Holzrinde besteht, die von den Eingeborenen geheim gehalten wird. Das Gefäß mit diesem Giftrunk wird nun in die Mitte der zum Palaver Versammelten gestellt und der Angeschuldigte muß davon mehrmals mit der hohlen Hand schöpfen und trinken. Erfolgt darauf Erbrechen der genossenen Flüssigkeit, so gilt seine Unschuld als offen dargethan und während der Betreffende, beiläufig oft auch ein Weib, noch vom Genuße des Giftes taumelt, bricht alles in eine unbändige Freude aus, die sich schließlich selbst in Abjchlachten und Verzehren von Ziegen und Schafen Luft macht. Erfolgt aber das Erbrechen nicht, so gilt die Schuld für erwiesen, und der Unglückliche wird mittels der schon genannten Faschinenmesser ohne weiteres niedergehauen, wobei sich selbst seine nächsten Verwandten eifrig beteiligen müssen, wollen sie sich nicht dem gefährlichen Verdachte, bei dem Zauberwerke beteiligt gewesen zu sein, aussetzen. Die Hexenprobe wird den Angeschuldigten jedoch wesentlich dadurch erleichtert, daß dem Angeklagten gestattet wird, nach dem Genuß des Giftes den Finger in den Schlund zu stecken, und die Fähigkeit zu brechen, zu erhöhen.

Das häufige Vorkommen der Hexenprozesse in Afrika überhaupt hat seinen Grund weniger in religiösen Anschauungen der Neger, die überall äußerst schwach entwickelt sind, sondern vielmehr in politischen Motiven. Die Hexenprozesse geben Häuptlingen und Medizinmännern das bequemste Mittel, sich unbequemer Gegner zu entledigen oder auch an verhassten Personen Rache zu üben. Afrikareisende berichteten von anderen Gegenden, daß die Häuptlinge auf diese Weise ganze ihnen feindlich gesinnte Familien ausrotten ließen. Von den Bakwiri erzählt Schwarz, daß der Medizinmann, sobald eine Verzauberung bei ihm angemeldet worden ist, auf die Straße zu eilen und dort den oder jenen Dorf-

genossen zu fragen pflegt, ob er einen Feind oder einen unbequemen Gläubiger habe, indem er sich erbietet, einen solchen mittels des Gottesurteils aus dem Wege zu räumen. Die Bakwiri sind indessen klug genug in solchen Fällen, wenn sie sich zu offenkundig ereignen, den Schwindler wegen Betrugs und Mordversuchs zu belangen. Ein Beispiel davon erzählt Schwarz. Es betraf dasselbe sogar einen König. Dieser hatte mehrmals die öffentliche Beschuldigung der Zauberei gegen Dorfbewohner erhoben, aber das Gottesurteil hatte jedesmal gegen ihn entschieden. Darob ergrimmt die biederen Hochländer so, daß der König aus seinem kleinen Reiche fliehen mußte samt seiner ganzen „Dynastie“, der Krone für verlustig erklärt und zuletzt, nachdem er im Busche einige getötet hatte, selbst noch niedergeschossen wurde.

So sind die schwarzen Tiroler des Kamerungebirges beschaffen. Es wird lange Zeit vergehen, bis sie dazu erzogen werden, was ihnen Heil und Segen allein bringen kann: zur Arbeit! Aber die Anfänge sind schon gemacht und der Verkehr mit ihnen wird sich leichter gestalten als mit den verwöhnten und mehr verdorbenen Dualla der Küste. —

Und das Gebirge selbst hat auch eine Zukunft — während unten am Flusse nur der Handel mit Palmöl und Elfenbein blüht, entstehen hier oben Plantagen: Kaffee, Zuckerrohr, Tabak und Kakaο werden angebaut; die ersten Versuche konnten nicht sofort Glanzresultate liefern; im Schweiß des Angesichtes muß der Mensch überall dem Boden Früchte abringen und in Kamerun ist diese Kulturarbeit noch schwieriger als anderswo. Aber wir brauchen den Mut nicht sinken zu lassen. Das deutsche Kamerungebirge hat gewiß eine Zukunft.

Das Reisen im Kamerungebirge gehört jedoch nicht zu Annehmlichkeiten. Für Touristen ist das nichts, obwohl sich einige Leute schon gefunden haben, welche einen „Ausflug nach Kamerun“ unternahmen und dafür böse vom Fieber mitgenommen wurden und froh waren, überhaupt noch mit dem Leben davonzukommen. Es reißt sich schlecht in diesen

afrikanischen Alpen — die Märsche sind blutsauer und die Nächte schlecht. Selbst wenn man das Glück hat, in dem Hause eines Weißen zu wohnen, ist man nicht immer wohlgebetet.

* * *

Nach den Berichten Hugo Zoellers haben wir das Nachtlager mitten unter Regern, Ziegen und Schafen in dem Palaste eines Bergfürsten geschildert. Dem Reiserwerke von Bernhard Schwarz entnehmen wir die stimmungsvolle Schilderung einer Nacht in der Schwedenhütte:

„Wir hatten am Abend bei einem Abschiedstrunk zusammen gefessen, als ein junger Bayer Namens Angerer, der schon früher vier Jahre in Afrika gewesen war und uns jetzt, um ethnographische Sammlungen zu machen, etwas ins Innere begleiten wollte, plötzlich mit verstörtem Gesichte ausrief: ‚Es muß eine Schlange in der Nähe sein! Riechen Sie nichts?‘ Allerdings bemerkten wir nun auch einen Geruch, etwa wie der den Hunden eigentümliche, von dem eben jener unser Landsmann behauptete, daß er ihn an der Goldküste als auch für gewisse Giftschlangenarten charakteristisch kennen gelernt habe. Da indes nach kurzer Zeit die Luft wieder ganz rein erschien, beruhigten wir uns und legten uns endlich ruhig schlafen. Ich hatte aber noch nicht lange geruht, als Knutson aus seinem Gemache rief: ‚Doktor, was ist das? Der Boden zittert!‘ In der That wackelte bald darauf auch mein Bett ganz merklich, wir hatten ein Erdbeben. So mag denn der alte Götterberg, auf dessen ganzem Gebiet, trotz entgegenstehender Behauptungen von Reisenden und Eingeborenen, bisher irgend ein Merkmal vulkanischer Thätigkeit noch nicht konstatiert werden konnte, in seinem Innern doch noch nicht so beruhigt sein, als er äußerlich den Anschein gewinnt. Die Schrecknisse dieser letzten Nacht, die wir auf seinem breiten Rücken zubrachten, waren damit leider noch nicht zu Ende.

„Kaum war ich wieder eingeschlummert, so tönte von neuem des jungen Schweden Stimme: ‚Bitte, wachen Sie

auf, eben kroch eine große Schlange über mein Bett! Natürlich waren wir nun im Nu alle auf den Beinen. Wir schlugen Licht an und leuchteten umher, aber es ließ sich nichts sehen. Selbst der spezifische Geruch, den wir anfangs in großer Stärke verspürt hatten, war wieder verschwunden.

„Wir legten uns nochmals nieder, ließen jedoch das Licht brennen. Da tönt plötzlich Angerers Stimme: ‚Auf, da oben am Dache kriecht die Bestie.‘ Im Augenblick vorher hatte auch ich ein Rascheln dicht über meinem Kopfe gehört und den Geruch besonders deutlich wahrgenommen. Rasch waren wir in der Mitte des Gemachs versammelt und starrten nach der Decke. Dort sahen wir denn zu unserem Schrecken von Zeit zu Zeit den Leib der Schlange glänzen. Sobald sie sich bewegte, war auch der fatale Geruch da, der sich rasch verzog, wenn sie zusammengeringt irgendwo im Schatten der Dachsparren ruhte. Es war ein Exemplar der hier häufigen grünen Art, deren Biß als überaus giftig gilt. Sie mochte 5—6 Fuß messen und war etwa von der Dicke eines Kinderarmes. Doch waren ihre Bewegungen so blitzschnell, daß wir sie nur unvollkommen beobachten konnten. Bald war sie hier, bald dort. Das eine aber mußte sicher heißen, sobald sie droben abglitt und auf einen von uns fiel, so war dieser verloren!

„Wir wagten demnach uns kaum zu regen. Unsere Korfhelme auf dem Kopf, um dadurch wenigstens etwas geschützt zu sein, saßen wir da. Wir waren kaum notdürftig bekleidet, denn unsere Sachen lagen in den Ecken des Zimmers, und wie leicht konnte das gefährliche Reptil gerade dort heruntergleiten. Unsere Lage war bejammernswert. Das Thermometer zeigte nur 17° C. Der Frost schüttelte unsere Glieder und der Tod lauerte über unserem Haupte. Selbst der alte Redde Knutson, der mit Elefanten und Leoparden gekämpft, sagte. War doch ein Landsmann von ihm erst vor kurzem durch einen Schlangeniß im Kongogebiete ums Leben gekommen.

„Dazu draußen das schaurige Konzert der Tropennacht, das tausendstimmige Quaken der Frösche und Schwirren der

Grillen, zeitweise übertönt durch den Aufschrei eines von einem gierigen Raubtier gehegten Wildes!

„Wie qualvoll langsam vergingen uns die Stunden beim trüben Lampenscheine! Als es 3 Uhr war, schallte es plötzlich wie gellende Hilferufe, mark- und beinerschütternd durch den Buschwald, der uns rings einengte. Was war das wieder? Knutson gab uns Aufschluß. Im Dorfe drunten waren kürzlich einige Kinder gestorben und nun schallte die Totenklage aus verzweifelten Mutterherzen. War es nicht, als ob sie schon uns gälte, vor deren Füßen sich die Gruft aufgethan hatte? Grausen überkam unsere Seelen; auf daß der erlösende Tag anbräche!

„So beschaffen war die Nachtruhe, die unserem ersten schweren Tropenmarsch voranging. Wie matt an Leib und Seele fühlten wir uns, als endlich der siegreiche Feind aller Furcht, das glorreiche Tagesgestirn, aufstieg! Aber mit allen dunklen Nachtgestalten war doch nun auch unser Peiniger entflohen. Der unheimliche Geselle, der Tod heißt, hatte sich verzogen; die Totenklagen waren stumm geworden, das warme, freundliche Leben schlug uns mit tausend Pulsen entgegen!“

Wir schließen hiermit die Reihe der Bilder, die uns in die Geheimnisse der Kamerunberge einen Einblick gewährten. Das Reisen in ihnen ist noch immer eine schwierige Aufgabe, eine Forscherthat.

Der Kilimandscharo.

Die Entdeckung des Kilimandscharo.

Seit Jahrtausenden ging unter den Völkern die Sage von himmelanstrebenden Bergen in Ostafrika. Wie Ptolemäus im zweiten Jahrhundert n. Chr. berichtet, erzählten arabische Seefahrer, welche die heutige Sansibarküste besuchten, von Quellseen des Nils und einem Mondgebirge, das sich tiefer landeinwärts erheben sollte. Die Araber, welche später jene Küsten befuhren, waren wiederum im Besitz dieser unsicheren Nachricht, und sie gab Veranlassung, daß Madagaskar von ihnen Quamara, d. h. Mondinsel, genannt wurde; ein Wort, das heute noch in dem Namen „Komoren“ fortlebt. Am Beginn des 16. Jahrhunderts ließen sich in jener Gegend die Portugiesen nieder, und der reisefundige Spanier Fernandez de Enciso, welcher im Jahre 1518 Mombassa besuchte, brachte über jene ostafrikanischen Berge etwas genauere Nachrichten. Westlich von dieser Niederlassung sollten nicht allein die Mondberge, das Quellgebirge des Nilstroms, liegen, sondern auch ein sehr hoher Berg „Olympos“.

Bedenken wir nun, daß der Kilimandscharo von Mombas in der Luftlinie nur 290 Kilometer entfernt liegt, und daß dieses seit jeher der Ausgangspunkt vieler Karawanen gewesen ist, so werden wir auch annehmen müssen, daß die Kunde von ihm zu den Portugiesen gedrungen war. Man legte ihr jedoch keine besondere Bedeutung bei, indem man

eben dieses Gebirg für die seit dem Altertum auf den Karten figurierenden räthelhaften Mondberge hielt.

Erst gegen das Ende der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts sollte durch die Reisen deutscher Missionare Licht in dieses Dunkel gebracht werden. Im Jahre 1843 begab sich der Missionar der englischen Church Missionary Society, J. L. Krapf, der von 1839 bis 1842 in Abessinien gewirkt hatte, an die Ostküste Afrikas, wo er die Bekehrung der Wanika anzustreben sich vorgenommen hatte. Anfangs 1846 folgte ihm der Missionar J. Rebmann, der Krapf auf den meisten seiner Reisen begleitete. Beide Glaubensboten, besonders aber Krapf, gaben sich mit großem Eifer und stürmischer Begeisterung zu Kabai Mopa dem schwierigen Bekehrungswerke hin, ohne jedoch bedeutendere Erfolge ihres Fleißes erlebt zu haben.

Auf einem seiner Wanderzüge gelangte J. Rebmann in die Nähe von Taweta und erblickte hier am 11. Mai 1848 zum erstenmal den Kilimandscharo, dessen schneebedecktes Haupt aus dem düsteren Untergrunde eines dunklen Waldes in den klaren blauen Himmel emporragte. Der erste Anblick des Kilimandscharo, der fast unmittelbar aus der Steppe aufzusteigen scheint, ist äußerst überraschend. Dr. Hans Meyer berichtet darüber: „Kurz vor Taweta war es auch, wo uns zum erstenmal das schneeige Haupt des Kilimandscharo sichtbar wurde. Diese plötzliche Erscheinung wirkte geradezu ergreifend. Man mag sich tage- und wochenlang auf das sichere Eintreten eines Ereignisses vorbereitet haben und noch so gefaßt dem nahenden entgegensehen; es trifft uns doch mit unwiderstehlicher Gewalt, sei es nun der bittere Verlust einer geliebten Person oder die Erscheinung eines sehnlich erstrebten Zieles, wie hier der Kilimandscharo. Das Auge war tagelang über die weiten graubraunen Ebenen der Steppen und Savannen geschweift, vergeblich eine Gebirgslinie am Horizont suchend, und hatte sich an der beständigen Einförmigkeit ermüdet. Da plötzlich öffnet sich vom Kamme eines Höhenzuges ein wunderbares Panorama. Einige Meilen vor uns erstreckt sich der schmale, hell schim-

mernde Dschipesee nach Süden. Dahinter ragen die dunklen schroffen Mauern der vulkanischen Uguenoberge bis in die grauen Schichtwolken empor; nach rechts hin zieht sich im Mittelgrund der dunkle Streif der Wälder, welche den Lumi- fluß umsäumen und Taweta einschließen. Hinter diesen Wäldern steigt die Steppe leicht an und verläuft in dunstiger Ferne zu dem unteren Teil des mächtigen Gebirgsstockes des Kilimandscharo, der nun mit einemmal zu der Riesen-



Dr. Hans Meyer.

höhe von nahezu 5700 Meter unvermittelt aus der Step- penebene emporwächst. Ziem- lich deutlich lassen sich unter- halb der breiten Wolken- schicht, welche den mittleren Teil des Gebirges umhüllt, die waldigen Hügel der Dschaggalandschaften erken- nen und über den Wolken strahlt plötzlich aus dem Him- melsblau ein wunderbar er- habenes Bergbild in schnee- blendender Weiße hervor wie die Erscheinung aus einer anderen Welt. Es ist

der Kibo, der Hauptgipfel des Kilimandscharo. Sein klei- nerer Zwillingbruder Kimawensi verbirgt sich hinter einer hochaufgewölbten weißen Kumuluswolke, nur der nordöstliche Abfall tritt unter den Wolken als eine weitgeschwungene, geradezu architektonisch regelmäßige Linie hervor. Welche Gegensätze sind in diesem Bild harmonisch vereint! Hier unten die Glut des Aequators und tropisches Leben, neben uns der nackte Neger und vor uns Palmenhaine am Rande des Tawetawaldes; dort oben die Eislust der Pole; die überirdische Ruhe der gewaltigen anorganischen Natur, ewiger Schnee auf erloschenen Vulkanen!"

Um wie viel mehr mußte dieser Anblick Rebmann er- greifen, der auf ihn nicht vorbereitet war, vor dem er sich



Palmen und Schnee.

Bibliothek der
Lesehalle in Bremen

urplötzlich enthüllte wie ein Wunder Gottes. Einfältigen Herzens und überwältigt von der Schönheit und Majestät des Schauspiels fiel er auf die Kniee und betete mit bebenden Lippen den 111. Psalm: „Ich danke dem Herrn vom ganzen Herzen!“ Rebmann, der nur von zehn Trägern begleitet wurde, ging an den Fuß des Berges und erstieg denselben bis zu der Grenze der bebauten und bewohnten Zone. Er war so glücklich, den Kilimandscharo zu entdecken, bevor die arabischen Kaufleute und der Sklavenhandel über die fleißigen und arbeitsamen Landbebauer, welche die fruchtbaren Abhänge des Berges bewohnten, den Fluch mörderischer Kriege verbreitet hatten. Darum wanderte er durch die meisten der kleinen Staaten von Dschagga, wie der Gürtel des Landes genannt wird, welcher sich in 1000 bis 2100 Meter Höhe rund um den Berg erstreckt.

Nachdem er nach der Küste zurückgekehrt war, teilte Rebmann seine Entdeckungen Krapf mit, und dieser brach im Jahre 1849 wieder von Rabai auf, zog durch das Wanikaland, setzte über den Woi, Zamo und Udi, durchwanderte Ufambani und gelangte aus dem Plateau von Jata über den Twafluß bis Kitui. Dies war der äußerste Punkt, den Krapf auf dieser Reise erreichte, und von hier aus sah er in einer Entfernung von sechs Tagereisen am 3. Dezember 1849 den zweiten Riesenberg Ostafrikas, den Kenia.

Die Erfolge der Reisen der beiden Missionare waren von der größten Tragweite; sie teilten dieselben aber in äußerst bescheidener Weise den geographischen Gesellschaften mit und veröffentlichten sie in den Calwer Missionsblättern. Rebmann konstruierte auch mit seinem Kollegen Erhardt eine Karte von Ostafrika, die durch die genaue Bestimmung der Lage des Kilimandscharo um so mehr überraschte, als die Missionare über einen Apparat von wissenschaftlichen Instrumenten zur Bestimmung der Ortslage nicht verfügten und sich nur auf Distanzrechnungen stützten. Auf dieser Karte befand sich auch der große Ukerewesee eingezeichnet, der vom Kenia Zuflüsse erhalten sollte und über dessen Vorhandensein

die Missionare von den Eingeborenen unterrichtet wurden. Die Berichte Krapfs und Rebmanns gaben den Anstoß zu den denkwürdigen Forschungen Burtons, Grants und Spekes, die wir in den ersten Bänden dieser Bibliothek näher beschrieben haben. Aber in der ersten Zeit ernteten die verdienten Forscher wenig Anerkennung; nur die geographische Gesellschaft in Paris erkannte ihnen die silberne Medaille dafür zu, daß sie das Vorhandensein schneebedeckter Berge im äquatorialen Ostafrika nachgewiesen hatten.

In England dagegen fiel die Kritik über sie her. Die Missionare hatten den Schnee vom Kilimandscharo und Kenia nicht mit ihrer Hand gefühlt und ihren Fuß nicht auf die Firnfelder unter dem Aequator gesetzt. Sie versicherten nur, ihn aus weiter Entfernung gesehen zu haben. Konnten sie sich nicht getäuscht haben? Von dieser Annahme ging ein gewisser Desborough Cooley aus, der jahrelang den Schrecken aller wirklichen Entdecker bildete, eine Art von geographischem Werwolf, der von seinem Studierzimmer in England aus die Karte von Afrika zu modeln und zu erraten pflegte. Er ordnete die Verteilung der Flüsse, Seen und Berge auf lächerliche und phantastische Sprachähnlichkeiten oder Gleichheiten nach seiner eigenen Phantasie an und kam dann gelegentlich hervor, um alle arglosen Entdecker auf diesem Gebiete in Stücke zu zerreißen, welche wirkliche Thatsachen ans Licht zogen, von denen seine mühsam hergestellten geographischen Annahmen über den Haufen geworfen wurden. Dieser Cooley bewies in der erschöpfendsten und entscheidendsten Weise, daß Krapf und Rebmann diese mit beständigem Schnee bedeckten Berge im äquatorialen Afrika nicht könnten gesehen haben und folglich — gab es keine solchen Berge. „Die Natur,“ bemerkt hierzu Johnston, „und die Wahrheit kennen jedoch kein Erbarmen. Sie unterdrücken oder verändern keine vollendeten Thatsachen, um damit jemand einen Gefallen zu erweisen. Nach der schönen logischen Art, in welcher Cooley bewiesen hatte, daß es schneebedeckte Berge in der Nähe der Linie nicht geben könne (vermutlich dachte er dabei nicht an Amerika), hätte man freilich an-

nehmen sollen, daß die Natur darüber erröthet wäre, daß sie etwas Unnatürliches geschaffen, und daß sie Cooleys Nachweise einfach indossiert hätte, indem sie den Kilimandscharo und Kenia von der Oberfläche wegwischte, bevor irgend ein abenteuernder Entdecker unwiderleglich ihr Vorhandensein nachweisen konnte!"

Es kam aber anders. Den Spuren Rebmanns folgte ein anderer berühmter deutscher Reisender, der Hannoveraner Baron Klaus von der Decken. Im Jahre 1861 unternahm er mit einem Begleiter Livingstones, dem Geologen Thornton, von Mombas aus eine Reise durch das Wanika- und Wa-boitaland über das Kadiaro-, Kijunga-, Pare- und Aruscha-gebirge an den Dschipefee und an den Fuß des Kilimandscharo, welcher nach der Meinung des sachmännischen Augenzeugen Thornton ein alter ausgebrannter Vulkan ist. Die physischen, geologischen und ethnographischen Verhältnisse von Dschagga wurden sorgfältig erforscht und im Mai 1861 ein Versuch der Besteigung des schneebedeckten Riesenberges unternommen. Decken und Thornton gelangten jedoch nur zu einer Höhe von 2530 Meter und konnten, als ihr Führer entlaufen war, höher nicht vordringen und kehrten über Kisuani, Baramu und Wanga an den Ozean zurück.

Dieser erste Mißerfolg der Besteigung spornte Decken zu weiteren Versuchen an. Im Oktober 1861 verband er sich mit Dr. Otto Kersten zu einer zweiten Besteigung des Berges. Diesmal wurde die bedeutende Höhe von 4280 Meter erreicht, aber der glänzende Dom desselben noch nicht betreten. Dagegen gelang es Kersten, eine vorzügliche trigonometrische Messung des Berges aufzunehmen, laut welcher



Baron Klaus von der Decken.

die Höhe des Kilimandscharo 5694 Meter über dem Meerespiegel beträgt.

Seit jener Zeit wurden die Reisen nach dem Kilimandscharo wiederholt ausgeführt. Im Jahre 1871 drang der englische Missionar New bis 4420 Meter vor, 1883 der Massai-Reisende Thomson nur bis zu 2750 Meter und 1884 Johnston angeblich bis zu 4970 Meter. Alle diese Besteigungen wurden jedoch durch die im Jahre 1887 von Dr. Hans Meyer ausgeführte übertroffen, der im Sommer des genannten Jahres bis zu der Höhe von 5450 Meter gelangte und hier durch einen turmhohen Eiswall am weiteren Vordringen gehindert wurde. Ebenso hoch soll auch der Reisende Otto C. Ehlers im Jahre 1888 gestiegen sein, nach eigenen Angaben, die jedoch nicht allgemein anerkannt wurden, noch höher. Die höchste Rinne wurde zuletzt von Dr. Hans Meyer erstiegen.

Englische Forscher wollen, was die Höhe des Berges anlangt, andere Resultate als Kersten erhalten haben.

Thomson berechnete ihn auf 5757 Meter, Johnston auf 5733 Meter. Jedenfalls aber bleiben die Forschungen der deutschen Reisenden am Kilimandscharo die hervorragendsten, und wie Rebmann seiner Zeit die Pariser Medaille erhielt, so empfing auch Baron Klaus von der Decken von der königlichen Geographischen Gesellschaft zu London die goldene Medaille für seine sorgfältige Aufnahme des Kilimandscharo und seiner Umgebung.

Seit dem Jahre 1885 sind auch Verhältnisse eingetreten, welche die Engländer nicht mehr an den Kilimandscharo locken. Bei der Teilung von Ostafrika wurden die Interessensphären zwischen Deutschland und England abgegrenzt. Die Grenzlinien, wie dies bei wenig erforschten Gebieten ja stets der Fall ist, stellen schnurgerade Linien dar. Aber die Grenzlinie dieser Interessensphäre nach Norden hin bildet bei Taweta eine halbkreisförmige Ausbuchtung und in diesem kleinen in das englische Gebiet einschneidenden Halbkreise liegt der Kilimandscharo. Die deutsche Diplomatie hat das dem deutschen Einflusse zu erhalten gewünscht, was deutsche Forscher entdeckt haben.

Das Kolonisieren von Afrika ist nicht so leicht, und Ansiedelungen entstehen dort nicht so rasch, wie viele es wünschen möchten. Die friedliche Entwicklung der Dinge in jenen Gegenden wurde überhaupt durch den Araberaufstand unterbrochen, aber die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft hat trotz alledem den Kilimandscharo nicht ganz außer acht gelassen. Im Jahre 1885 begab sich dorthin in ihrem Auftrage Dr. Fühlke und schloß mit dem mächtigsten Häuptling von Dschagga, dem Sultan Mandara, einen Schutzvertrag ab, so daß der deutsche Einfluß auch thatsächlich und praktisch an dem Fuße des von Rebmann entdeckten Riesens gesichert wurde.

Der Kilimandscharo ist deutsch; er ist ein deutscher Berg und dazu noch der höchste im Deutschen Reich. Ewiger Schnee liegt auf keinem unserer heimischen Berge — aber er deckt das Haupt des neugewonnenen Gipfels unter dem dritten Grad südlicher Breite! Das sind alles Verhältnisse, die unser Interesse für den Kilimandscharo besonders groß machen.

Suchen wir im nachfolgenden auf Grund der Reiseberichte dieses Stück Land zu schildern, welches von der deutschen Flagge geschützt wird. Sehen wir zu, wie es da ausschaut, was dort lebt und webt an unserem höchsten Berge!

Wie man nach dem Kilimandscharo reist.

Der Kilimandscharo ist von der Küste in Luftlinie etwa 290 Kilometer entfernt. Das ist nach unseren Begriffen keine weite Strecke, denn für unsere Bergnütigungsfahrten während der Ferien lösen wir ja Rundreisebillets für mindestens 600 Kilometer und legen somit eine Strecke zurück, die dem Hin- und Rückweg zum Kilimandscharo gleich ist. Unser Berg wird auch in Afrika leicht zu erreichen sein, sobald eine Eisenbahn zu ihm führt, was vielleicht eher eintreten wird, als wir denken. Man hat ja so viel über die Kongobahn gespottet und ihr Projekt reißt immer mehr zur

Ausführung heran, und man arbeitet auch schon an einer englischen Eisenbahn, welche Mombas mit Taveta in nächster Nähe von Dschagga verbinden soll. Gelangt einmal dieses Projekt zur Ausführung, dann wird es keine besondere Kunst sein, unseren höchsten Berg von der Küste zu erreichen. Augenblicklich liegen jedoch die Dinge noch ganz anders: ein Ausflug zum Kilimandscharo ist mehr als eine Reise, er muß eine Expedition genannt werden.

Der Alpentourist, der mit einem kleinen Koffer und einem Geldtäschchen von der Ostsee in die Alpen reist, wird gewiß mit Interesse die Reise eines Mannes verfolgen, welcher dem hohen Ziel, dem Gipfel des Kibo, entgegeneilt. In den Ländern, die ihn von dem schneebedeckten Gipfel trennen, gibt es keine gelben Postkutschen, keine Wagen überhaupt, keine Pferde oder schwere Lastwagen ziehenden Ochsen — das einzige Reittier, das hier vorkommt, der Esel, eignet sich für lange Reisen nur wenig. Rechnen kann man auf den Esel nicht, man nimmt ihn mit, um ihn zeitweilig als Reittier zu benutzen. Um aber vorwärts zu kommen, muß man sich auf sich selbst verlassen und vor allem festes Vertrauen in seine Füße haben. Afrikanische Touren sind in Zentralafrika noch immer der Hauptsache nach Fußtouren, und in Anbetracht dessen gewinnt die Entfernung von 290 Kilometer schon einige Bedeutung.

Sie wird noch größer, wenn wir bedenken, daß uns auf der schwarzen Erde Gold und Silber, geschweige denn die echten Banknoten wenig nützen, da man nur mit den vornehmsten Arabern Geldgeschäfte machen kann und wir wochen-, ja monatelang im Inneren keinem solchen Araber begegnen. Wir müssen uns für eine solche Reise mit afrikanischer Münze versorgen und diese ist recht umfangreich und erheischt ein riesengroßes Portemonnaie. Hier haben nur Waren Geldeswert, wenn wir von der Kaurimuschel absehen, die auch nicht überall genommen wird, und von der erst mehrere hundert eine Mark wert sind. Das Reisegeld in Zentralafrika besteht in ganz anderen Stoffen.

Zunächst kommen die „Merikani“ in Betracht, das ist eine Sorte amerikarisches Leinenzeug, ferner „Kanifi“, „Bandeira“, „Kifoi“, „Maskati“, „Dubhani“, „Sabhai“ u. s. w., wie alle jene bunten Stoffe genannt werden, welche Deutschland, England, Indien und Persien auf den afrikanischen Markt bringen — und auch Taschentücher, namentlich mit hübschen Mustern, Tier- und Menschenfiguren, die hier sehr beliebt sind, obwohl sie zu einem ganz anderen Zwecke dienen als daheim. Der Neger schneuzt sich nicht, aber das lange Stück Zeug zu einem halben oder ganzen Duzend Taschentücher, wie es vom Fabrikanten kommt, benützt die Negerin gern als kunstvoll drapiertes „Kleid“. Je weiter man gehen will, desto mehr Zeug muß man mitnehmen und dabei noch bedenken, daß man mit dem Zeug allein nicht auskommt.

Die zweite Geldsorte sind Glasperlen. Nun sind die Zeiten längst dahin, wo man für einen Fingerhut Perlen einen Elfenbeinzahn kaufen konnte. Es sind gar viele Glasperlen von Europa nach Afrika, vom Thüringerwald bis zum Tanganyika gewandert und der Neger ist wählerisch geworden. Auch im „dunklen Weltteil“ schwingt die allmächtige Mode ihr Scepter und bald sind bei diesem Stamme jene, bald in jenem diese Glasperlen in Ansehen, während andere beinahe für wertlos erachtet werden. Blaue Perlen z. B., welche von den an der Küste wohnenden Suaheli „Madshi-Bahri“ oder „Seewasser“ genannt werden, sind vielfach beliebt, aber der eine Stamm will große, der andere kleine haben und man muß ein ganzes Sortiment mitschleppen, um den Geschmack im gegebenen Falle befriedigen zu können. Ebenso verhält es sich mit allen anderen Regenbogenfarben und auch mit Schwarz und Weiß. Man kann nun nicht diese Perlen beim Fabrikanten in Europa einkaufen; denn man ist hier über die Verhältnisse des innerafrikanischen Marktes nicht unterrichtet — und die Fingerzeige, die in Reisebüchern berühmter Forscher stehen, sind zumeist nicht ausführlich genug, oder auch veraltet. Man erfährt erst in Sansibar, was gerade gangbare Ware bildet, und besorgt

auch dort keine Einkäufe. Nun sind die Perlen zumeist an verrotteten, wertlosen Bindfäden aufgereiht, so daß man genötigt ist, dieselben von neuem auf festen Zwirn aufreihen zu lassen. Man muß Neger mit dieser Arbeit beauftragen und dabei aufpassen, daß nicht zu viel Perlen den Weg auf den Fäden verfehlen und in den Beuteln der Arbeiter verschwinden.

Als dritte Geldsorte sind je nach dem Stamm, zu dem man sich begibt oder dessen Gebiet man durchwandern muß, Eisen-, Messing- und Kupferdraht mitzunehmen. Die Massai und Dschagga haben Eisendraht gern, andere ziehen Kupferdraht vor, indem sie die dicken Nummern zu Bändern um Arme und Knöchel, und die feineren Sorten zu sinnreichen Verzierungen der Gewehrkolben, Messergriffe oder Speerschäfte verwenden.

Die vierte gewichtige Geldsorte sind Gewehre und Pulver, eine Geldsorte, deren Einfuhr während des Araberaufzugs streng verboten wurde.

Ist man mit dem Gelde fertig, so muß man an eine Auswahl von Geschenken für die Häuptlinge denken, die Perlen und Messingdraht und Tücher bereits verschmähen. Hier kommen allerlei Phantasieartikel, Spieldosen, Accordions, feine Flinten und lustige Bilderbücher, bunte Uniformen und Spielkarten und vieles ähnliche in Betracht. So hat neuerdings Ehlers selbst ein Dreirad für den kleinen Sohn Mandaras mitgenommen, für den Alten aber unter anderem auch Theatermäntel, und Johnston beglückte die Sultane am Kilimandscharo mit einer Rolle bunter Bilder aus dem „Graphic“ und anderen illustrierten Zeitungen. Neu-Ruppin findet auch einen Absatz seiner Ware in Afrika, und wer weiß, welchen Aufschwung noch im Laufe der Zeit diese Bilderindustrie nehmen wird, wenn auch die großen schwarzen Kinder für diese Erzeugnisse gewonnen sein werden.

Eine solche Ausrüstung füllt viele Ballen und muß man sich nach Transportmitteln umsehen. Nun gibt es in Zentralafrika keine Transporttiere — das einzige Transportmittel ist der Mensch, alles, was von Europa in das Innere des dunklen Weltteils gelangt, und alles, was uns jener

Weltteil dafür sendet, wird Hunderte Meilen lang auf dem Kopfe oder dem Rücken von Negern getragen. Wer also in Afrika reisen will, der muß sich zunächst Träger beschaffen und diese unter den Sansibarnegern suchen.

Ueber diese Neger wurden viele und widersprechende Urteile laut. Stanley sagte von ihnen: „Ich finde sie warmer Liebe und Zuneigung fähig, sie zeigen Dankbarkeit und andere edle Züge der Menschennatur. Ich weiß auch, daß sie sich zu guten, gehorsamen Dienern schulen lassen, daß viele von ihnen gewandt, ehrlich, fleißig, gelehrig, unternehmend, rechtschaffen und wohlgesittet sind, daß sie, um es kurz zu sagen, in allen den charakteristischen Eigenschaften des Menschen jeder anderen Rasse oder Farbe auf unserem Erdball stehen.“

Die allerärmsten ihrer Klasse vermieten sich oder werden von ihren Herren an andere vermietet zum Tragen von Ballen, Kisten und Waren vom Zollamt nach dem Boot oder dem Lagerhause, oder umgekehrt, und im allgemeinen als Lasttiere. Diejenigen, welche leichtere Arbeit vorziehen und von gutem Charakter sind, finden Stellung als Thürhüter oder Hausdiener, oder werden mit dem Waschen des Kopals oder dem Trocknen der Felle von den europäischen Kaufleuten beschäftigt.

Anderere betreiben irgend ein Handwerk. Eine gewisse Klasse aber, welche in den kleinen Gärten im Inneren der Insel und längs der Küste des Festlandes wohnt, zieht das ihnen von den arabischen Kaufleuten gebotene Wanderleben einer dienstlichen Stellung vor.

Alle aber streben danach, sich in Besitz eines kleinen Hauses nebst einem Gärtchen zu setzen. Die Schamba, wie man eine solche Farm nennt, braucht nur groß genug zu sein, um ein Duzend Kokosbäume, ein Duzend höchstens 30 Meter lange Reihen von Maniokstauden, ein halbes Duzend Bananenpflanzen, ein halbes Duzend mit süßen Kartoffeln besetzter Beete und zwei oder drei Reihen Erdnußbäume zu fassen — der Besitzer ist glücklich und stolz, diese Schamba sein nennen zu dürfen.

Aus diesen Negern, die auch unter dem Namen Wangwana bekannt sind, rekrutieren sich die Träger, und wenn man bedenkt, daß sie es waren, welche Livingstone, Burton, Speke, Grant und Stanley auf deren Entdeckungszügen in Afrika begleitet haben, daß sie Zeugen der Entdeckung der Nilseen waren, am Qualaba rasteten und zum erstenmal den Kongo hinabfuhren — so wird man zugeben müssen, daß sie unter einer richtigen Führung brauchbare Menschen sind.

Leider aber ist unter ihnen mit dem wachsenden Verdienst Korruption eingerissen und gute, zuverlässige Träger sind immer seltener geworden. Besonders ungünstig wirkt auf sie der Einfluß der Araber. Diese wissen den Neger ganz und gar zu beherrschen, und solange zwischen den Arabern und Europäern Freundschaft herrschte, konnten die Führer der Expeditionen mit den Wangwana, von kleinen Fehlern abgesehen, zufrieden sein. Dies hat sich jedoch geändert, seitdem die Araber auf die Fortschritte der Europäer in Ostafrika mit Furcht und Neid blicken. Mit welchen Schwierigkeiten in letzten Jahren die Ausrüstung der Expeditionen verbunden war, davon nur ein Beispiel, das wir nach dem Berichte Dr. Schmidts, eines Beamten der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft, erzählen.

Derselbe war in Begleitung anderer Gefährten im Januar 1886 von Sansibar aufgebrochen, um eine größere Expedition nach dem Kilimandscharogebiete zu unternehmen. Da den Deutschen noch eine Anzahl von Trägern fehlte, so suchten sie diese in dem Küstenplatze Pangani anzuwerben, wie überall Usus durch Vermittlung des Gouverneurs (Sivali) des Sultans. „Der Gouverneur,“ berichtet Dr. Schmidt, „läßt durch seine Leute bekannt machen, daß so und so viel Träger nach da und dahin verlangt werden, und daß seine Hoheit der Sultan die Einwilligung dazu gegeben hat. Die sich Meldenden, meist alle dem Gouverneur persönlich bekannt, werden dann in seinem Hause besonders eingetragen, und er übernimmt damit zugleich eine ausgesprochene Haftbarkeit für dieselben. Auf anderem Wege ist es überhaupt nicht möglich, auch nur eine geringe Anzahl zuverlässiger

Leute zu erlangen. Denn da unweigerlich der Lohn stets auf zwei Monate vorausbezahlt werden muß, so würden alle Angeworbenen, falls sie nicht den rächenden Arm der Gerechtigkeit und das Gefängnis fürchteten, sofort entfliehen, um den billig erworbenen Verdienst zu verprassen. Der Europäer allein würde ja nur in den allerseltensten Fällen Gelegenheit haben, einmal Vergeltung üben zu können, da er kaum im Stande ist, einen entlaufenen Sklaven mit Sicherheit wieder zu erkennen. Dem Gouverneur oder auch seinen Beamten sind dagegen die Leute, ihre Hütten, ihre Familien u. s. w. genau bekannt, und er ist im Stande, wirklich Repressalien üben zu können.

„Der Wali gab auf einen überreichten offenen Empfehlungsbrief des Sultans auch sofort seine größte Bereitwilligkeit zu erkennen, uns zu helfen. Zu unserer ständigen Unterstützung stellte er uns sofort einen seiner Beamten zur Verfügung, der seitdem auch kaum von meiner Seite gewichen ist. Derselbe wurde uns um so wertvoller, als der Wali schon am zweiten Tage erkrankte und wir in unserem Verkehr daher auf die Vermittlung dieses Beamten angewiesen waren. Doch nahm ich auch häufig Gelegenheit, meine persönlichen Diener mit Botschaften direkt zum Wali zu senden. Auch in betreff des Einschreibens der Träger ließ ich auf diese Weise bei ihm anfragen und erhielt den Bescheid, daß auch dies, da er leider krank sei, durch jenen Bevollmächtigten geschehen würde. Alles ging denn auch in schönster Ordnung von statten und unsere Expedition war schon nach wenig Tagen in der Lage, aufbrechen zu können. Nach kaum einer Woche seit dem Verlassen Sansibars hatten wir dann die Genugthuung, noch drei Leute bei uns zu sehen, indem von 250 im Laufe der Zeit angeworbenen Trägern allgemach 247 davongelaufen waren.

„Der ruhige Leser wird nun wahrscheinlich in ungeheures Erstaunen geraten und vermuten, daß nur irgend welche elementare Ereignisse, irgend welche besonders grobe Fehler einen derartigen Ausgang hervorrufen konnten. Aber dem ist durchaus nicht so.

„Seid Bargasch, der Sultan von Sansibar, hatte einfach den Untergang der Expedition beschlossen!

„Ohne weiteres dieselbe verbieten, die Erlaubnis zum Anwerben von Trägern zu verweigern, konnte er nicht. Das wäre doch zu offenbare Feindseligkeit gewesen. Die Sache mußte schon geschickter angefangen werden.

„Zu diesem Behufe werden die einzelnen Karawanenführer vorher genau instruiert und ihnen aufgegeben, den Wunsch des Sultans unter allen Umständen zur Ausführung zu bringen. Den Trägern, wenigstens soweit sie Sklaven von Arabern sind, ist schon von seiten ihrer Herren befohlen worden, bei erster Gelegenheit zu entfliehen, da der betreffende Europäer ein hinterlistiger, grausamer Mann und Feind des guten Bana Bargasch sei. So gehen denn vom ersten Tage an die Desertionen in massenhafter Zahl vor sich. Selbst die wenigen Leute, die vielleicht schon etwas Zutrauen zu dem Weißen gefaßt haben, werden von dem Strome mit fortgerissen und schon nach kurzer Zeit steht man am Ende aller seiner Mühen.“

Die Negerbevölkerung hat ein paar tausend Mark erschwindelt; alle Beschwerden und Proteste der Europäer nützen nichts. Mit unglaublicher Frechheit erklärt der Wali, daß bei ihm kein einziger Träger eingeschrieben wurde, und behauptet noch, den Mann, den er als seinen Vertreter bezeichnet hat, gar nicht zu kennen!

Dies eine Beispiel möge genügen, um zu zeigen, mit welchen Schwierigkeiten die Wahl der Träger verknüpft ist.

Die Träger allein genügen jedoch nicht, die Karawane vollzählig zu machen. Zum Schutz derselben sind noch Soldaten, Askari, nötig.

Die Zahl der Leute, mit denen die meisten Reisenden nach dem Kilimandscharo aufbrachen, betrug gegen 100. Da der Weg anfangs durch wüste, unbewohnte Strecken führt, müssen auch Lebensmittel mitgenommen werden. Was nun die Verpflegung anbelangt, so sind die Neger äußerst genügsam. Reis oder Mais und Bohnen genügen ihnen vollständig, und wenn man bedenkt, daß sie täglich viele

(manchmal 30) Kilometer, mit einer Last von 25 Kilogramm auf dem Kopfe, marschieren, so muß man ihre Ausdauer bewundern. Der Europäer muß für sich einen ganz anderen Proviand mitnehmen. Er kann in dem fremden, gefährlichen Klima nicht mit einemmal seiner gewohnten Nahrung entsagen, und so bilden Büchsen mit eingemachtem Fleisch, Obst und Gemüse, Kaffee, Thee und Zucker, Wein und auch Bier, Kerzen, Seife u. dergl. die notwendigen Bestandteile seiner Ausrüstung, wozu noch eine kleine Apotheke und wissenschaftliche Instrumente hinzukommen. Auch ein Zelt und Feldbetten dürfen nicht fehlen.

So ausgerüstet kann man die Reise nach unserem höchsten Berge wagen. Sie ist keine Kleinigkeit und kostet auch viele Tausende Mark, je nach der Zeit, die man auf dem Berge verbringen will.

Johnston hatte für seine Reise, die etwa ein Jahr dauerte, 20 000 Mark zur Verfügung. Bedenkt man, daß seine Karawane beim Beginn der Reise 120 Mann zählte, so muß man zugeben, daß der Lohn und die Verpflegung der Menschen in Afrika noch billig sind.

Der Weg durch die Wildnis.

Zwei Karawanenwege führen von der Küste nach dem Kilimandscharo. Der erste, vom deutschen Pangani ausgehend, zieht sich durch das schöne Usambaragebirge, sowie durch die vulkanischen Berge von Ugueno am Dschipesee vorüber; der andere hat das englische Mombas zum Ausgangspunkte und führt durch die Wildnis Njika. Beide treffen in Taweta am Fuße des Kilimandscharo zusammen. Der letztere ist kürzer und wird darum vorgezogen.

Der Küstenstrich von Mombas bildet nur einen verhältnismäßig schmalen Streifen fruchtbarren Landes. Schon bei der Missionsstation Kabai beginnt die Njika, eine öde, mit wenig Gras und stellenweise mit kümmerlichem Gestrüpp bewachsene Savanne. Nur an wenigen Stellen derselben begegnet man kleinen Flüsschen, an welchen sich einige Neger-

dörfer erheben; es sind dies förmliche Oasen in der Wildnis; sonst zeichnet sich diese durch Wassermangel aus. Wo Wasser vorhanden ist, steht es von der Regenzeit her in den Höhlungen des Gesteins, „Ngurungas“ genannt. Solche Wasserplätze, die dann auch regelmäßig mit etwas dichterem Begetation bestanden sind, bilden selbstverständlich nicht nur die Trinkplätze für das wenige Wild, sondern auch die regelmäßigen Lagerplätze für die Karawanen. Die Reise von Mombas bis Taweta dauert zwei bis drei Wochen, wobei öfters die wasserlosen Strecken in forcierten Märschen durchzogen werden müssen. Die Njika ist bei den Negern auch darum verrufen, weil die räuberischen Massai bis in diese Gegend ihre Plünderungszüge ausdehnen.

Hinter Rabai, gleich beim Beginn des Marsches, muß der Führer der Expedition in erster Linie auf die Träger aufpassen. In Mombas und Rabai wagen sie nicht zu desertieren, wenn der Wali der Expedition gut gestimmt ist; sie würden hier leicht wieder eingefangen werden. Das Ausreißen pflegt nach zwei oder drei Tagemärschen zu beginnen, weil die Neger wissen, daß der Europäer durch Rückkehr nach Mombas viel Zeit verlieren würde und darum in der Regel von ihrer Verfolgung absieht. Trotz der schärfsten Vorsichtsmaßregeln gelingt es stets einigen unsicheren Kantontisten, zu verdusten. Und man kann noch von Glück reden, wenn sie sich nur selbst aus dem Staube machen und ihr Gepäck liegen lassen. Schlimmer ist es, wenn sie noch wertvolle Stücke der Ausrüstung fortschleppen, wie dies Dr. Meyer auf seiner ersten Expedition ergangen ist. Auch ihm liefen am dritten Tage nach Verlassen der Küste trotz aller Vorsichtsmaßregeln während des Marsches sechs Mann unter Mitnahme eines Koffers davon, in welchem außer dem ganzen Barbestande Meyers, auf den es die Diebe allein abgesehen hatten, der größere Teil der für die Bergbesteigung unentbehrlichen Kleidungsstücke, die sämtlichen Bücher und Karten und ein Fernrohr enthalten waren.

Derselbe Reisende mußte zwei Jahre später erleben, daß ihn die Träger überhaupt verließen, sich mit den plün-

dernden Arabern verbanden und er selbst gefangen genommen und von dem berüchtigten Buschiri nur gegen schweres Lösegeld freigelassen wurde. Doch dies geschah zu Zeiten des Aufbruchs, die nicht als normal gelten können.

Der Uebergang des fruchtbaren Küstenstriches in die Wildnis vollzieht sich ziemlich rasch. Unterwegs aber begegnet der Reisende abwechselnden Landschaftsbildern. Treff-



Das Missionshaus zu Nabai.

lich hat Thomson den Charakter der Njika geschildert. Nachdem man zwei Tage lang durch die sonnverbrannte Savanne, deren Gras unter den Tritten in Staub zerfällt, gezogen und ein Schlachtfeld, auf welchem die Wanika mit schwerem Verluste die Massai zurückgeschlagen hatten und dessen Boden buchstäblich mit Schädeln bedeckt war, passiert hatte, gelangte man in das Land Duruma, dessen Busch ein vollkommenes Wunderwerk pflanzlicher Ungeheuerlichkeiten darstellt: Gebüsche, in welchen große Dornen die Stelle ange-

nehmen Laubwerks einnehmen, einige Arten Euphorbien, Aloe mit ihren abwehrenden dicken stacheligen Stellvertretern von Blättern; Sagobäume und eine Menge anderer fremdartiger Pflanzen. Die Bäume und Gebüsche zeichnen sich besonders aus durch den Besitz der geringsten Menge grünen Laubes, der verträglich ist mit der größten Zahl knorriger häßlicher Zweige, welche auf diesem dürren Kampfplatze vegetabilischen Lebens den Kampf ums Dasein führen. Dennoch sprießen seltsam genug prächtige Sagobäume mit ihren vornehmen palmenartigen Blätterkronen nach allen Richtungen empor, mühen sich ab, mehr Ellenbogenraum als selbst ihre furchtbareren Nebenbuhler zu erlangen und kommen nicht selten dahin, ihre Blätter vor dem Eindringen benachbarter Zweige zu bewahren. Dieses Dschungeldickicht wird noch viel undurchdringlicher durch große, anscheinend laublose Schlingpflanzen, welche sich längs des Bodens mit ihren an ungeheure Schlangen erinnernden Riesenarmen hinwinden, Bäume und Büsche in eiserner Umarmung umklammern und mit ihrem Flechtwerk eine verworrene Masse herstellen, die so schwierig zu beschreiben als wegzuräumen ist. Doch hat das Ganze auch seinen Nutzen. Inmitten einer solchen Dschungel können die Waduruma den Massai ein Schnippchen schlagen. Es gibt keinen gangbaren Weg hinein als durch eine enge gewundene Gasse, in welche kein Wilder, der sein Leben lieb hat, sich nur einen Augenblick wagen würde. Ohne solchen natürlichen Schutz würde Duruma jetzt eine völlig unbewohnte Wüste sein.

Hier und noch lange Strecken weiter wird nur Wasser angetroffen, welches durch recht viel „Körper“ und „Bouquet“ sich auszeichnet, „zu dessen Genuß,“ bemerkt Thomson, „alle Qualen des Durstes erforderlich waren, selbst nachdem man es tüchtig gekocht und durch Gras und Leinwand filtriert hatte — denn unsere Taschenfilter halfen uns durchaus nichts in diesem flüssigen Schlamm, der wie Straßenpülwasser oder Sepiatinte aussah. Obgleich wir diesen Aufguß tranken, so erschien die Idee, darin die Füße zu waschen, doch mehr als ein schlechter Witz. Wir nahmen

es deshalb innerlich ein und schwitzten es aus und die Ausdünstung war reichlich genug, um unter Beihilfe unserer Handtücher uns vor dem Schicksal zu bewahren, völlig mit einer Kruste überzogen zu werden."

Noch einmal sieht man offene Waldbestände, ein Aufklackern des Pflanzenlebens; dann aber nimmt der Boden blendend rote Färbung des Eisenkieses an. Die dichten Dschungeln, die grasigen Lichtungen, der offene Wald, Hügelrücken und Thäler verschwinden und an ihre Stelle tritt eine tote Ebene mit einem Wald von Skeletten. Geisterhaft und gespenstisch ist der Anblick dieser graugefärbten Bäume und Büsche, denn sie sind fast völlig entblößt von jedem zarten wogenden Zweig oder zitternden Laub. Kein geschmeidiger Ast oder gefälliges Laubwerk antwortet auf den erfrischenden Druck der durchziehenden Brise. Steif und unnachgiebig strecken sie ihre straffen Arme und furchtbaren Stacheln aus, als wollten sie der Dürre und dem Sturme Trost bieten. Um die düstere Wirkung der Landschaft noch zu erhöhen, sind nach allen Richtungen hin abgestorbene Bäume zu sehen, welche ihre zer Splitterten Formen zwischen die lebenden erheben, weil sie unfähig sind, im Kampf ums Dasein sich aus eigener Kraft aufrecht zu erhalten.

Raum ein grüner Fleck hebt die niederdrückende Landschaft, und selbst zur Regenzeit ist nur hie und da ein Grastüpfel zu entdecken. Ein düsteres Schweigen herrscht überall, nicht unterbrochen von dem Zirpen eines Insekts oder dem Gesange eines Vogels. Kein Grashalm rauscht, kein belaubter Zweig seufzt oder klatscht vom aufschlagenden Regen. Der bis dahin frisch vom Ozean herüberstreichende Wind erhebt sich nur zu klagendem Pfeifen oder dumpfem Knirschen, als ob er sagen wollte: Hier ist alles Tod und Verlassenheit.

Und in dieser Wildnis tritt der größte Feind dem Reisenden entgegen: der Durst. Die Suahelineger von Sansibar sind keine Wüstenöhne, die gewöhnt sind, sparsam mit Wasser umzugehen und im Notfalle unglaublich lange ohne zu trinken marschieren können. Man mag ihnen noch

so scharf einprägen, daß erst am Abend oder spät in der Nacht der nächste Wasserplatz erreicht werden wird, und daß sie darum mit dem köstlichen Naß in ihren Kalebassen sparsam umgehen sollen. Sie sind leichtsinnig und schon vormittags sind ihre Flaschen leer, dann keuchen sie vorwärts in dem glühenden Sonnenbrand, klagen mit der geschwellenen Zunge und den gesprungenen Lippen, bis sie irgendwo am Wege zusammenbrechen, ihre Last fortwerfen und liegen bleiben, bis der Abend kommt und sie in dem kühleren Schatten der Nacht den Wasserplatz zu erreichen suchen.

Wie aber, wenn in diesem wegelosen Lande der Wasserplatz verfehlt wird, trotz der anstrengenden Tagesmärsche von 18—22 Stunden! Dann geht auch der Wasservorrat des Weißen zur Neige, und auch er fühlt alle die Qualen der Verdürstenden, die Nachtigal in seinen Wüstenreisen so ergreifend geschildert hat. Dann macht die Karawane Halt und die Kräftigsten ziehen mit Kalebassen in die Wildnis hinaus, um den Brunnen zu suchen. Eine andere Gefahr droht den mit wunden Füßen sich mühsam Vorwärtschleppenden: sie können sich leicht verirren und schießen ihre Gewehre ab, um das Lager wieder zu finden, während stundenlang in der finsternen Nacht sie nur das Brüllen eines Löwen als Antwort vernehmen, und so schleppen sie sich vorwärts, während Dornen ihre Kleider und Haut zerreißen.

Endlich werden die Leitaberge erreicht, in denen Wasser quillt und Menschen wohnen, der schlimmste Teil der Wildnis liegt hinter dem Kilimandscharo-Reisenden. Dann taucht er plötzlich an den stacheligen Dschungeln auf und betritt eine Reihe prächtiger Anpflanzungen, welche sich um den Fuß des ganzen Berges erstrecken und, wenn die Ausfaat am Aufkeimen ist, mit einem entzückend hellen Grün gegen die schwarzen Massen des Berges abstechen; dann kann er auch in vollen Zügen das klare Wasser trinken, das in kühlen Rillen von den rissigen Seiten des Berges herabplätschert, und auch die Wohlthat eines Bades genießen.

Die Dörfer im Leitagebirge bieten dem ermüdeten Wanderer ein willkommenes Ruheplätzchen und er findet

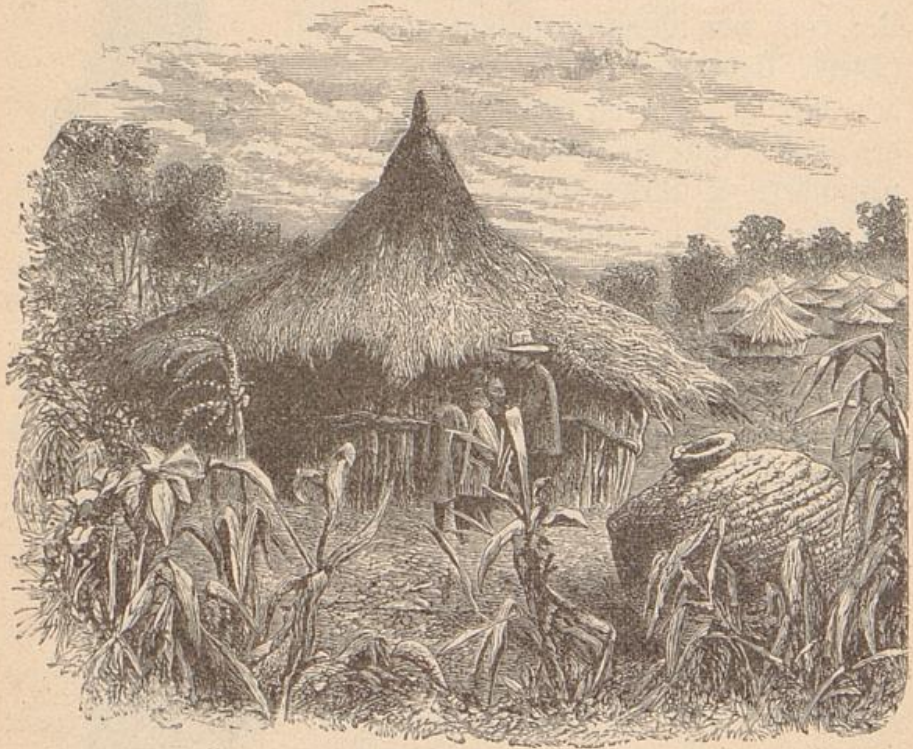
hier auch zu Studien Gelegenheit. Vielleicht hat er auch das Glück, von einer Mteitafschönen in einer Privataudienz empfangen zu werden und kann alsdann Studien über afrikanische Moden anstellen. Sie trägt ein Kleid, wie viele andere Naturkinder; von Geburt ist sie „so flink und weich wie die Schlange“, die Toilette macht sie fettig; denn ihr Kleid besteht in einem Ueberzug von Lampenruß und Kastoröl. (Dieser Ueberzug ist der einzige Schutz des Mteita gegen die ausnehmende Hitze des Tages und die Kühle der Nächte; er verhindert zu starkes Schwitzen und hält die Kälte ab.) Ihr Hüftentuch besteht aus einem Stückchen Fell, das in zwei „Schwalbenschwänzchen“ wie ein Missionarfrack ausläuft und gar lustig um ihre Beine klappert. Den gewichtigsten Teil ihrer Toilette bilden aber die Perlen: Perlen bedecken den Kopf, die Brust und die Lenden, an den Armen und Beinen trägt sie Perlen, und die Schnüre zählen nach Hunderten und ihr Gewicht beträgt 20—30 Pfund! Wenn die Schöne noch die großen Glasringe in ihren Ohren befestigt und mit einer Feile ihre Zähne krokodilartig zugespitzt hat, dann plumpst sie ermattet nieder, um sich von dieser gewiß ernstesten Arbeit des Ankleidens auszuruhen; der Weiße aber legt seine Geschenke zu ihren Füßen nieder und drückt sich eiligst, von Schweiß triefend und gelb von Rauch wie eine Kieler Sprotte.



Ein Mteitamädchen.

Doch die Teitaberger sind nur eine Station auf dem Wege nach dem Kilimandscharo, wir dürfen uns hier nicht zu lange aufhalten und brechen auf, um wieder durch wüste Strecken zu eilen. Wir ziehen wieder durch öde Savannen, aber sie sind nicht mehr so schrecklich wie die, welche wir in den letzten Märschen vor Teita durchwandert haben. Hier

galoppiert ein Trupp Zebras, dort huscht eine Säbelantilope vorüber, und in dieser Gegend kann man auch dem König der Tiere begegnen, der hier schon seine Nahrung findet. Er ist nicht immer so wild, wie man ihn schildert; oft erhebt er sich im Grase, schaut die Fremden an und trollt von dannen. Es ist nicht mehr weit nach Taweta, und



Zeitahütte.

wenn uns das Glück hold ist, so können wir jetzt auch einer Jägerkaramane begegnen, in der auch die englischen Sportsmen vertreten sein dürften. So traf hier Meyer mit englischen Jägern zusammen, die acht Monate in der Umgebung von Taweta gejagt hatten, „und es war keiner unter den Trägern,“ bemerkt der Reisende, „der nicht mit einem Elefantenzahn, einem Löwenfell, einem Rhinocerosschädel oder sonst einer Jagdtrophäe belastet gewesen wäre.“

Unser Auge sieht aber nicht den König der Tiere, es schweift zum fernen Horizonte im Westen, denn hier muß

ja die Stelle sein, wo man den Kilimandscharo zum erstenmal auf der weiten Reise erblicken kann. Nicht immer zeigt er sich dem Reisenden in solcher Pracht, wie Rebmann und Meyer uns erzählen. Wir bringen die Ansicht des Bergriesen nach einer Zeichnung von Johnston und wir wollen das Bild mit den eigenen Worten des Reisenden erklären:

„Der Tag war schwül gewesen, und obgleich die Regenzeit vorüber war, so zeigte der westliche Himmel doch eine Masse finsternen Gewölks, welches an einer Stelle des Horizontes sich besonders schwarz und dicht zusammenballte. Ich kannte den Grund davon, und was jene Wolkenmassen mir eifersüchtig verbargen, gleich den Höflingen und Beamten, welche die Person mancher östlicher Potentaten umgeben; darum sehnte ich mich, nachdem ich so manche mühselige Meile zurückgelegt hatte, um den größten schneebedeckten Berg von Mittelafrika zu sehen, ungeduldig nach einem riesigen Besen, um die schweren Nebel und Dünste vom Himmel wegzufegen, welche ihn jetzt vor meinen Augen verbargen.

„Langsam erhob sich im Osten eine Kugel von gelbweißer Farbe und stieg empor in die Wolken, von wo aus sie ein sanftes Licht hinunterschickte und uns den Pfad durch die Ebene zeigte, der sich gleich einer gekrümmten Schlange nach Westen wand; unter vielen ungeduldigen Seufzern und Brummen nahmen die müden Leute ihre Lasten auf, und ich, nicht weniger müde, aber gezwungen, meinen Trägern ein ermutigendes Beispiel zu geben, erhob mich auf meine wunden Füße und hinkte vor der Karawane her, welche, einmal wieder in Bewegung, kleinmütigen Herzens bis Mitternacht dahintrottete. Endlich konnten wir nicht weiter, machten deshalb Feuer an, um die wilden Tiere abzuhalten, und legten uns nieder, um bis zur Morgendämmerung zu schlafen. Mit der sinkenden Temperatur der ersten Stunden erhob sich ein frischer Wind von der erhitzten Ebene und fegte die Wolken vom Himmel, mit Ausnahme jedoch der Masse, welche hartnäckig sich an dem Kilimandscharo festklammerte.

Fieberhaft und übermüdet konnte ich nicht schlafen und saß da und beobachtete den Himmel in Erwartung der Dämmerung. Meine hundert Leute schnarchten rund um mich herum, und die Nacht war nichts weniger als still, denn die Hyänen lachten abscheulich in der Finsternis jenseit des Ringes unserer erlöschenden Feuer. Um 5 Uhr weckte ich meinen Diener Wirapan, und während er meinen Morgenkaffee bereitete, fiel ich in Schlaf, aus welchem er mich in der Dämmerung erweckte, um nach dem Horizont zu zeigen, wo sich im Nordwesten ein seltsamer Anblick darbot.

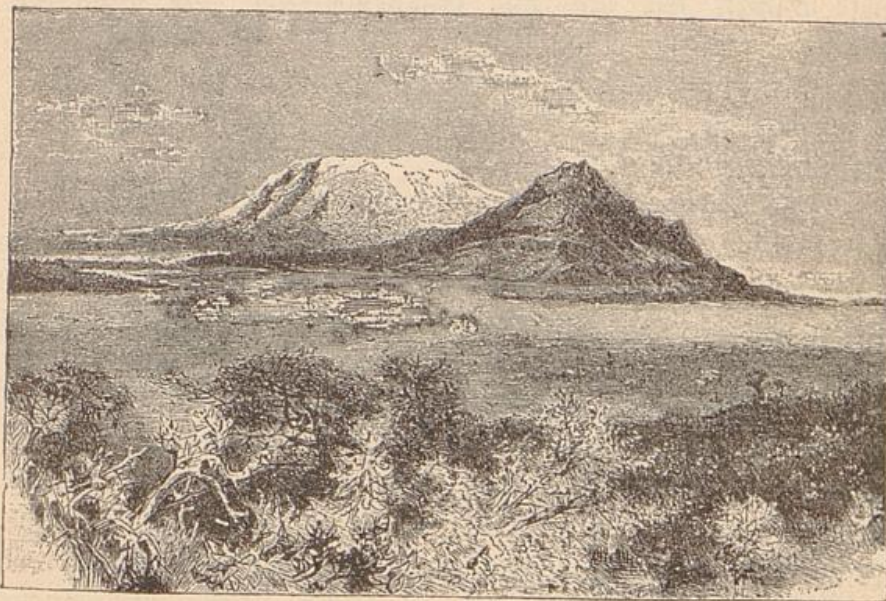
„Laputa!“ rief ich aus, und weil Wirapan, obgleich er seinen ‚Robinson Crusoe‘ und ‚Tausend und eine Nacht‘ in seiner Muttersprache gelesen hatte, doch nichts von ‚Gullivers Reisen‘ gehört hatte, so belehrte ich ihn über die berühmte hängende Insel in Swifts Phantasie und erklärte ihm meinen Ausruf durch den Hinweis auf den jetzt sichtbaren Kilimandscharo, welcher mit seinen beiden Spitzen, dem Kibo und Kimawensi und den dazu gehörigen Bergmassen, sich hoch über eine horizontale Wolkenlinie erhob und auf diese Art, anscheinend völlig von der Erde unter ihm abgetrennt, so seltsam der magnetischen Insel Laputa glich.

„Der Kilimandscharo sah in dem frühen Morgenrot zauberhaft aus mit seinem schneebedeckten Krater, welcher sich schwach rötlich gegen einen tief blau-grauen Himmel abhob, an welchem der blasse, verblichene Mond abwärts sank, und die Sterne eben noch zu unterscheiden waren; aber als das stärkere Licht des Tages durchdrang und die den Fuß des Berges verhüllenden Wolken verschwanden, enttäuschte mich sein Anblick gar sehr.

„Infolge einer atmosphärischen Täuschung schien der in Wirklichkeit etwa 60 Kilometer entfernte Berg sich hinter einer entfernten Gruppe von Bäumen unmittelbar aus der Ebene zu erheben, und seine größere Schneespitze, die so durchaus einem Krater ähnlich sah, sowie auch der niedrigere und zackigere Kimawensi sahen so hart und gemein aus, wie die billigen italienischen Wasserfarbenbilder des Besuw, welche

mit ihrem Körpertou jedes lustigen Effektes bar sind. Der Kilimandscharo war von hier aus gesehen nicht imposant, und ich mochte kaum länger an seine große Höhe glauben, da er nicht weiter von uns entfernt zu sein schien, als jene Gruppe von Bäumen dort. Sobald es wärmer wurde, verbarg er sich wieder einmal hinter einer Wolkenschicht, und ich marschierte etwas enttäuscht weiter, meinem Ziele entgegen."

Nun gelangt der Reisende in den wohlthätigen Wir-



Erster Anblick des Kilimandscharo.

fungsbereich des Berges, in die Zone beständiger Feuchtigkeit, welche die schneebedeckte Hülle des Berges umgibt. Die Gegend wird immer fruchtbarer. Schlanke schattige Bäume werfen einen willkommenen Schatten über das sarge Gras, welches von den zahlreichen Antilopenherden wie in einer Wildbahn knapp abgefressen ist. Die Sträucher sind lebhaft grün und einige tragen Büschel hellfarbiger Blumen. Vogelgesang ertönt und verrät die Nähe des Wassers, und bald hält die Karawane an einem Flüsschen, das dem Dschipesee zufließt. Der Fuß, der auf dem sonnverbrannten Boden der Wüste wund gelaufen war, wandelt jetzt auf einem

weichen, laubbedeckten Pfade, und über dem Haupte wölben sich Bäume zu einem Walddom, in dem der kühle Schatten herrscht. Wir sind an die Thore eines der köstlichsten Wälder von Afrika gelangt, zu einer Waldfesten, die weit und breit unter den Reisenden berühmt ist, und wirklich machen wir Halt vor einem Waldthore. Der Pfad ist durch einen ungeheuren Aufbau von Baumstämmen verlegt, nur eine winzige Oeffnung befindet sich darin, welche einen 1 Meter hohen deltaförmigen Eingang bietet, und durch diese müssen wir uns alle hindurchwinden und hindurchkriechen, um sagen zu können: wir sind in Taveta, dem Paradies von Ostafrika, dessen Bewohnern wir nun durch Flintensalven, die laut im Urwalde widerhallen, unsere Ankunft melden.

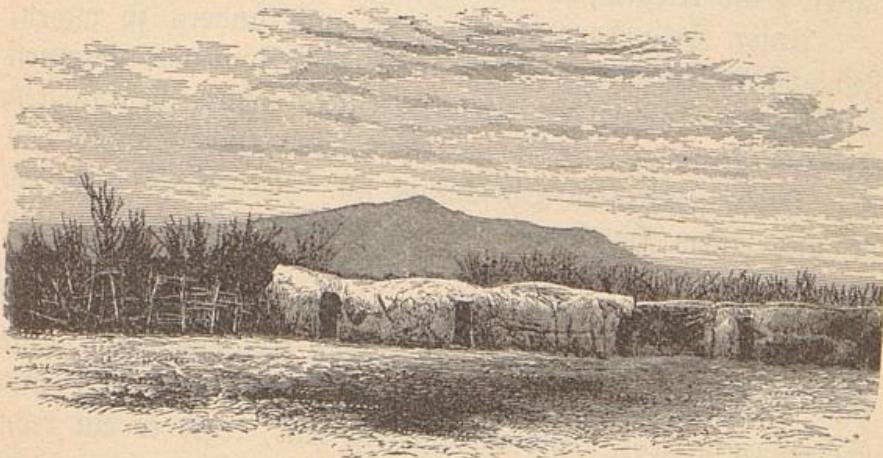
Die Massai, von denen im Verlaufe der Beschreibung der Länder um den Kilimandscharo häufig die Rede sein wird, sind ein kriegerischer Stamm, der uns in manchen Zügen an die Rothäute Nordamerikas erinnert. In letzter Zeit wollten einige Reisende die Gefährlichkeit dieser Räuber als beinahe erdichtet hinstellen, da sie friedlich durch ihr Gebiet durchgekommen waren, aber die Kämpfe, welche Peters auf dem Wege nach dem Kenia und von Bülow vor der Station Mwapwa mit den Angehörigen dieses Stammes zu bestehen hatten, rechtfertigen das Urtheil der früheren Forscher, daß wir in diesem Falle mit einem trotzigem Räubervolk zu thun haben.

Der echte Massai ist ein Nomade; er treibt nur Viehzucht, der Ackerbau erscheint ihm als eine entwürdigende Beschäftigung. Er lebt fast nur von Fleisch und Milch, und dem entsprechend ist er auch muskulös und sehnig gebaut; man findet kein überschüssiges Fett an ihm.

In ausgezeichnete Weise hat Thomson das Leben eines Massai geschildert von seiner Geburt bis zum Tode. Er nennt seinen Helden Moran. Keine besonderen Gebräuche bezeichneten die Ankunft des Jungen auf der Welt. Als Knabe konnte Moran sich nach Herzenslust herumtummeln, er kannte weder die Unbequemlichkeit der Kleidung, noch

die Schrecken der Badewanne; sein Sonntagsstaat bestand darin, daß seine Mutter ihn mit einer „wohlriechenden“ Salbe von Fett und Lehm bestrich, bis er in dem Glanze erschien, der einem Massaiherzen so teuer ist.

Als der Knabe etwas älter wurde, legte er sein Spielzeug ab und wurde mit einem wirklichen Pfeil und Bogen ausgerüstet, ein viereckiges Stück Schaffell wurde um seine linke Schulter gebunden, und er begann jetzt seine Ohrläppchen zu pflegen, d. h. sie so weit auszudehnen, bis sie



Massaitraal.

beinahe seine Schultern berührten und er fast seine Faust durch die auseinander getrennten Teile hindurchstecken konnte.

Unser Held sah nun sehnsüchtig dem Tage entgegen, an welchem er zum Krieger erklärt werden würde. Mittlerweile mußte er sich aber nützlich machen, indem er Ziegen und Schafe hütete.

Als er sich dem Alter von 14 Jahren näherte, begann er sich ein rohes und wildes Aussehen zu geben, und zuletzt war alle Welt darüber einig, daß Moran ein Mann geworden sei und es verdiene, ein Krieger zu heißen. Ein gewisser Gebrauch, der in Asien besser als in Europa bekannt ist, wurde an ihm vollzogen, und Moran war nicht länger ein Knabe, sondern ein El-Moran — ein Krieger.

Sein Vater verschaffte ihm bei den verachteten, mitten

unter den Massai lebenden, gewerbfleißigen und Ackerbau treibenden Andorobbo die nötigen Waffen. Nach einer sorgfältigen Prüfung wählte sich Moran einen Speer aus mit einer Eisenspitze von 76 Centimeter Länge, einem hölzernen Schaft von 38 Centimeter und einem eisernen Unterende von 46 Centimeter. Die eiserne Spitze hatte eine fast durchgängige Breite von 5—7½ Centimeter bis ganz nahe an dem Ende, wo sie plötzlich zugespitzt war. Ein Schwert und ein Streitkolben von furchtbarem Aussehen vervollständigten seine kriegerische Ausrüstung.

Unser Held begann sich jetzt auch anders zu putzen. Zunächst verarbeitete er sein Haar in einen Zopf von einzelnen Strängen. Anstatt des elfenbeinernen, bisher gebrauchten Ohrenstreckers legte er einen dicken, von einer Quaste von Eisenketten geformten Ohrschmuck an. Den Hals verzierte er mit einem Halsband von gewundenem Eisendraht und das Handgelenk mit einem hübschen Armhandschuh von Perlen. Um seine Knöchel band er einen Streifen von dem schwarzen Fell des centralafrikanischen Colobusaffen. Eine dicke Schicht Fett und Lehm wurde ihm auf Kopf und Schultern geklebt. Als alles fertig war, legte er ein recht niedliches, hübsch verziertes Mäntelchen von Ziegenhaut über, dessen Größe allerdings ziemlich unbedeutend war, so daß es nur Brust und Schultern bedeckte und nicht einmal bis zur Hüfte reichte, aber nun war unser militärischer Stutzer auch völlig ausgerüstet und bereit zur Liebe oder zum Kriege.

Denn jetzt siedelt El-Moran in den Kraal unverheirateter Leute über, vom Vater noch mit einer Anzahl Kinder ausgestattet. Er wurde hier in die Geheimnisse des Kriegerkraals eingeweiht. Er mußte sich zufrieden geben, wenn er nichts als Fleisch oder Milch zu essen bekam. Rauch- oder Schnupftabak, Eier oder geistige Getränke, Pflanzkost irgendwelcher Art, selbst das Fleisch aller anderen Tiere, außer von Kindern, Schafen und Ziegen, mußten gleichmäßig vermieden werden.

Dabei durfte er nicht Milch und Fleisch zusammen essen und das Fleisch nicht im Kraale verspeisen. So lebte

er tagelang von Milch, und wenn er Hunger nach Fleisch bekam, so führte er in Begleitschaft einiger Genossen und eines Mädchens, das die Stelle der Soldatenköchin vertrat, ein Kind in den Busch, und blieb hier mit der Gesellschaft so lange, bis das Kind aufgezehrt war. Womit er sich die übrige Zeit des Lebens vertrieb, darüber sei ein Schleier geworfen.

Nun kam die Zeit, wo er sich von seinem Mädchen trennte und in der vollen Kriegsrüstung zu einem Raubzug fortzog. Es ging an die Küste, in das Suaheliland hinein; wo die Massai erschienen, trieb der Schrecken die Einwohner in die Flucht, und reich beladen mit dem Raub, namentlich mit dem Vieh, kehrten die Sieger heim.

Hier fand die Verteilung der Beute statt. El-Moran, der einer der Mutigsten war, trieb ein paar Stück Vieh, die ihm am meisten gefielen, zur Seite und erklärte: das Vieh ist mein. Wer Lust dazu hatte, konnte mit ihm darum fechten. Es war so Brauch; aber Moran blieb auch drei Tage lang in diesen blutigen Kaufereien Sieger und das Vieh gehörte ihm unbestritten. Aber er durfte das Vieh nicht behalten, nach Landesitte lieferte er es an seinen Vater ab.

So ging es in einem fort. Auf Raubzüge folgten Bürgerkriege. El-Moran fiel nicht in den Kämpfen und war stolz auf seine Narben.

Zwanzig Jahre waren verflossen, da erfuhr er, daß sein Vater gestorben war. Er eilte, um ihn zu begraben, d. h. ihn außerhalb des Kraals zu schaffen; er war der älteste Sohn und somit der einzige Erbe des Kraals — und er beschloß aus dem Heere zu scheiden.

Er fand ein Dämchen, das ihm gefiel und das er für so und so viel Kinder zu seiner Frau erstand; er heiratete, und damit dies alles offenkundig wurde, mußte er die abgelegte Mädchenkleidung seiner Braut einen Monat lang tragen.

Ja, er wurde jetzt ein anderer Mensch, wie freilich am Ende jeder wird, der sich verheiratet. Er aß jetzt nicht nur

Fleisch und Milch, er schickte seine Frau zu den ackerbau-treibenden Männern und ließ dort Gemüse einkaufen. Er kaute Tabak und war in Freundeskreisen bei Bier und Met ein lustiger Zecher. Den Händlern gegenüber, die er früher ausplündern wollte, war er jetzt ein höflicher Mann, und um sie von seiner freundlichen Gesinnung zu überzeugen, bespuckte er sie und ließ sich von ihnen bespucken. Auf Reisen zu seinen Freunden und in müßigen Beschäftigungen brachte El-Moran den Rest seines Lebens hin, indem er eine Brut von Viehräubern großzog. Dann starb er und ein neuer El-Moran, sein Aeltester, zog in den Kraal ein.

So ist das Leben eines echten Massai beschaffen, der mitten in dem Völkergewirr Afrikas seine Eigenart und sein Heidentum bewahrt hat.

Glücklicherweise ist nicht allen Massaihorden das Glück so günstig, wie es der Horde El-Morans war. Viele wurden im Laufe der Zeit schwer heimgesucht. Landsleute, die stärker waren, hatten ihnen die Herden geraubt, oder dieselben wurden von Biehseuchen vernichtet. Da mußten die Massai in bitterer Not ihre Lebensweise wechseln, sie mußten das Land bebauen, pflanzen und ernten, und sie wurden dadurch friedliebend und ausgezeichnete Menschen.

Ihre glücklicheren Stammesgenossen blicken auf diese Herabgekommenen mit Verachtung und nennen sie Wakuaft, der europäische Reisende meint aber, daß die Wakuaft auf einer viel höheren Kulturstufe als die Massai stehen, meint auch, daß sie selbst glücklicher sind als die Räuber, und wünscht im stillen zum Heil des schönen Massailandes, daß die Götter die Viehherden der räuberischen Nomaden vertilgen möchten.

Das Paradies von Ostafrika.

Was ist denn Taweta, von dem wir bereits so oft gesprochen haben? Wenn wir die Spitze eines Berges besteigen und aus der Vogelperspektive einen Blick auf dasselbe werfen würden, so würden wir folgendes erfahren:

Taweta besteht aus einer Bodensenkung an der südöst-

lichen Ecke des großen schneebedeckten Kilimandscharo, die in einer Meereshöhe von etwa 730 Meter liegt. Diese Niederung ist mit dichtem Wald bedeckt und bildet eine Fläche von etwa 1½ Kilometer Breite und 11 Kilometer Länge von Nord nach Süd. Eigentlich hat sie mehr die Gestalt eines Delta, dessen Spitze nach Norden liegt und dessen Grundlinie sich zum Dschipesee hinzieht. Der Uebergang von der auffälligsten tropischen Ueppigkeit zu äußerster Dürre und Fruchtbarkeit vollzieht sich mit erstaunlicher Schroffheit. Keine allmähliche Veränderung — nach wenigen Schritten sieht man die Scene sich plötzlich ändern. Die Erklärung ist nicht schwer. Der Wald zieht sich in der Thalmulde des vom Kimawensi zum Dschipesee fließenden Lumi. An beiden Ufern desselben ist der Boden in zahllosen Rinnen mit unterirdischen Wasseradern durchsetzt, so daß man fast an jeder Stelle in 30—60 Centimeter Tiefe Wasser finden kann. Dieses ist die Quelle der außerordentlichen Fruchtbarkeit des Ländchens.

Taweta hat eine außerordentlich günstige geographische Lage. Es ist der Knotenpunkt für fast alle nach dem westlichen und nordwestlichen Seegebiet führenden Karawanenpfade. Von der Küste aus münden hier die Pfade vom deutschen Pangani und vom englischen Mombas; aus dem Inneren trifft der vom nördlichen Massailand über Uferi kommende Weg zusammen mit dem über Aruscha führenden Pfad vom westlichen Massaigebiet. „Fast alles Elfenbein,“ berichtet Hans Meyer, „das aus den Ländern nördlich und östlich vom Kilimandscharo (und dies sind die elfenbeinreichsten Länder Ostafrikas) nach der Küste geht, sammelt sich zunächst in Taweta.“ Während Meyers Anwesenheit trafen sich hier zwei Teile einer großen, dem bekannten Panganihändler Zumba Kimemeta gehörigen Elfenbeinkarawane, von welcher 14 Monate vorher die eine Hälfte nach dem Gebiet nordöstlich, die andere nach dem Gebiet östlich vom Uferewesee aufgebrochen war und brachten als 14monatliches Erträgnis Elefantenzähne im Werte von ca. 135 000 Dollar mit.

Bei der Abgrenzung der Interessensphäre zwischen England und Deutschland wollte keine Nation diesen wichtigen Punkt preisgeben und so wurde das Paradies geteilt — der Lumifluß bildet nunmehr die Grenze zwischen dem östlichen englischen und dem westlichen deutschen Taweta.

Ist es nun wirklich ein Paradies oder erscheint es nur den Reisenden als ein solches, die durch das Fegefeuer der Njika gezogen sind?

In seinem Werke „Durch Massailand“ widmet Thomson ein ausführliches Kapitel dieser Waldfeste, in der er zwei Wochen zugebracht hatte, und ladet die Leser zu einem Spaziergang, einer Rundreise durch dasselbe. Folgen wir dem Manne, der sonst Afrika kühl beurteilt.

Es ist ein Aprilmorgen und wir sind mit dem Morgen grauen draußen. Bevor die Sonne über den Horizont aufsteigt, haben wir unser Frühstück mit kapitälem Appetit vertilgt. Die Gewehre werden zur Hand genommen, die ganze notwendige Ausrüstung an Messern, Riemen, Körben u. s. w. an und um den Leib geschnallt oder geschlungen und mit dem zugehörigen Gefolge von „Jungen“ begeben wir uns auf den Marsch.

Wir gehen durch das Lager, überzeugen uns, daß die Leute bei der Arbeit sind, geben den Aufsehern Verhaltensmaßregeln für den Tag, lassen den Schmutz und die Unsauberkeit des Suahelidorfes hinter uns und vertiefen uns in eines jener idealen lauschigen Labyrinth, mit welchen die volkstümliche Einbildung die äquatorialen Gegenden zu beleben liebt, die aber von dem marschmüden afrikanischen Reisenden so selten erblickt werden.

Wie wir lustig den laubenartigen Gang entlang eilen, sind wir bald in Bewunderung verloren über die erstaunlichen Massen des Pflanzenwuchses, der uns überall in die Augen fällt. Die Natur spielt hier mit der Erzeugung großartiger Bäume, welche häufig 25—30 Meter hoch astlos emporenwachsen, bevor sie ein prächtiges schattiges Laubdach entfalten. Dann verschlingen sich die Zweige mit denen der umstehenden Bäume, bis nur noch schwaches bunt-

farbiges Licht durchdringt, welches wie unzählige Irrlichter umhertanzt und zittert. Obgleich die Bäume bis zu jener Höhe ohne Aeste sind, so hat es doch nicht den Anschein, als ob wir in einem Walde von Stämmen allein wanderten, wie zwischen den Masten eines gefüllten Hafens. Ganz im Gegenteil! Von jedem günstigen Punkte schwingen sich biegsame, mit Laub bedeckte Schlingpflanzen von Baum zu Baum,



Lager in Taweta.

oder hängen in zierlichen dunkelgrünen Geflechten am kräftigen Stamme hinunter. Schöne Palmen, blühende Gesträucher, eine Anzahl Farne und dann wieder blühende Pflanzen erfüllen die Zwischenräume, bis das Auge an dem üppigen Wachstum und der tollen Verschwendung ganz irre wird. Affen bringen Leben in das Ganze und locken durch ihre lebhaften Bewegungen und ihr unaufhörliches Klaffen die Aufmerksamkeit auf sich. Scharen von Hornvögeln fliegen von Baum zu Baum und kreischen einem die Ohren

voll mit ihrem unmelodischen Geschrei. Eichhörnchen verbergen sich bald hinter einem Stamm oder klettern mit erstaunlicher Geschwindigkeit hinauf, bald halten sie an in verwunderungsvollem Staunen, je nachdem der Schrecken oder die Neugierde die Oberhand hat, und machen sich dadurch vor allem anderen bemerklich. Zahlreiche Fußspuren warnen vor der im dichten Gebüsch verborgenen Hyäne, die dort wartet, bis die Schatten ihr erlauben, ihre geiergleichen Rundgänge anzutreten. Vom Walde her hören wir auch das liebliche Geplätscher des Wassers im steinigen Bett und vorwärts eilend treten wir zuletzt heraus, um uns an den Ufern des schneegefättigten Lumi wiederzufinden. Seine mit Frauenhaarfarn und Kriechpflanzen bedeckten Ufer, sowie die edlen hochgewölbten Bäume laden zur Ruhe und Erholung ein. Sein leises Murmeln findet ein Echo in unseren Seelen, und bei seinen berückenden Reizen werden wir Lotosesser und steigen aus unserer profaischen Welt hinauf, um in Gedanken ein idyllisches Traumland der Ruhe aufzusuchen und in den Wohlgerüchen eines goldenen Zeitalters zu schwelgen.

So ist der Wald beschaffen, suchen wir jetzt menschliche Wohnungen auf. Es gibt keine Stadt in Taweta und auch kein Dorf in unserem Sinne des Wortes, ein Dorf, in dem es ein Gotteshaus gibt und wo die Häuser sich zu Straßenreihen gruppieren. Hier wohnen die Menschen nicht so dicht bei einander, in lauschigen Hainen sind die Häuser einzeln zerstreut und viele sich kreuzende Pfade führen von dem einen zum anderen. Dabei bilden viele derselben wahre afrikanische Burgen, in denen die Bewohner dem Angriff feindlicher Horden trotzen können. Wir haben ja bereits an dem Eingangsthor erfahren, daß ganz Taweta eine Waldfeste bildet, der die Massai nicht beikommen können. Jetzt gehen wir auf einem Zickzackpfad zu einer solchen Festung der Eingeborenen, die in ungewöhnlichen Massen von Grün versteckt ist, völlig unzugänglich, außer auf sehr engem Pfade und durch ein noch engeres stark gebautes Thor. Da können die Tawetaner den Massai Troß bieten, welche zu verschie-

denen Malen sich bemüht haben, in den Wald einzudringen, obgleich wenige lebend wieder herausgekommen sind, um davon zu erzählen. Die Festung besteht aus zwei oder drei bienenkorbähnlichen Hütten, die mit Bananenblättern bedeckt sind. Als wir hineinblicken, werden unsere Nasen plötzlich von einem durchdringenden Geruch erfüllt. Hineintretend entdecken wir die Ursache in einigen dort aufgestellten Röhren. Es sind schöne fette Tiere, die nie herauskommen, sondern dort mit geschnittenem Futter ernährt werden, denn im Freien ist ihre Zucht nicht gut möglich wegen der gefährlichen Donderobosfliege. Hinter den Röhren stehen einige Pfähle, über welche ein gegerbtes Ochsenfell gebreitet ist. Das dient als Bett für die Dame des Hauses und ihren Mann, wenn er Lust hat, dort zu schlafen — denn da er verschiedene andere Hütten und Weiber hat, jede mit ihren eigenen Röhren, so hat er keinen festen Wohnort.

Drinne findet sich wenig Bemerkenswertes, außer etwa der üblichen Sammlung von Kochgeschirren, Wasser- und Biertöpfen, Kalabassen für Milch, kleinen ausgehöhlten Cylindern für Honig, und Körben für die verschiedenen Kornarten. In allen Winkeln sind Perlen, Tücher u. s. w. umhergestreut. Das Kochen geschieht draußen, wo sich auch eine Schar Zicklein, Ziegen und die gefetzteren Schafe herumtummeln. Hähne richten sich wohnlich oben auf dem Hause ein, während die weniger wagehalsige Henne mit ihren piependen Küchlein auf niedrigerem Niveau glückt.

Auf unseren Wanderungen verlassen wir endlich den Wald und nachdem uns das günstige Geschick die Nebel zerteilt und einen kurzen Blick auf den schneeglänzenden Kibo gestattet, eilen wir zu dem Dschipesee, der 16 Kilometer lang und 5 Kilometer breit ein Sammelbecken des Lumi bildet. Wir sehen einige Herden Flusspferde, wenig Krokodile und eine Menge köstlicher Fische, aber die länger werdenden Schatten warnen uns, daß der Tag seinem Ende zueilt und auch wir marschieren mit Siebenmeilenstiefeln zurück, um uns im Walde mitten zwischen heulenden Hyänen und

brüllenden Löwen nicht zu verspäten. Auf dieser Rückwanderung dringen Töne einer Gesangstrophe an unser Ohr und in einem stillen Waldwinkel erblicken wir eine Schar junger Männer und Mädchen beim Tanzvergnügen. Das stärkere Geschlecht wird durch wahre Athletengestalten repräsentiert, und die Mädchen bloß mit einem Gürtel um die Hüften und beladen mit Perlen, Lehm und Fett bilden das pikante Element der Gesellschaft. Aber die Sonne verschwindet gerade unter dem Horizont und wir müssen eilen, um unser Lager zu erreichen.

Bald sind in der kurzen Dämmerung die wenigen Geschäfte erledigt, die tropische Nacht umfängt uns, und indem die Eindrücke des Tages noch in unserer Erinnerung wie luftige Gebilde schweben, ziehen wir uns in unser Zelt zurück und geben uns, wie Caliban auf seiner Zauberinsel, den süßen Einflüssen der Stunde hin.

Durch die offene Thür sehen wir das Himmelsgewölbe von tausend Sternbildern glänzen, welche mit überraschender Helligkeit in der klaren umgebenden Luft sich zeigen. Der Wind seufzt durch den Wald und weckt die nächtlichen Zaubergeister. Doch dies sind nur die unteren Stimmen in dem süßen Chor wunderbarer Klänge, welche bald mit erstaunlicher Fülle und Harmonie erschallen. Eine Flut feenhafter Töne von Myriaden von Heuschrecken durchdringt die Lüfte, als ob Titania mit ihrer lieblichen Schar große Heerschau um uns abhielte, und dies alles vermischt sich so zauberisch schön mit der murmelnden Musik der Blätter und dem Rauschen des Lums, daß man glauben möchte, ein Engel dirigiere eine himmlische Musikerschar. In den Zwischenräumen der schwellenden Musik können wir nicht umhin, in den düsteren Schlupfwinkeln des Waldes Tausende von Leuchtkäfern wie feenhafte Lichter meteorgleich und unaufhörlich von Busch zu Busch flattern zu sehen, während zahlreiche winzige Glühwürmer beständig ihren weichen sanften Glanz ausstrahlen. Aber jetzt ertönt das schaurige Gelächter der Hyänen, wie sie ein schmutziges Nas finden und geiergleich ihren Schlund füllen. Und dort — erhebt sich groß und Furcht einflößend

mit wiederhallendem Donnerlaut das Gebrüll des Löwen, des nächtlichen Besuchers unserer Nachbarschaft. Mit kaltem Schauer und Frösteln bis ins Mark hinein entdecken wir, daß der Reiz der Nacht verschwunden ist, und die Zellthür schließend, kriechen wir ins Bett, das von der kalten Luft aus den eisigen Höhen des Kilimandscharo angenehm gefühlt uns umfängt, die uns nicht allein gesunden Schlaf zuführt, sondern auch die lästigen Moskitos vertreibt. Am anderen Morgen erwarten uns die prosaischen Arbeiten unseres Alltagslebens. —

Solche Rundreisen durch kleine paradiesische Gebiete zählen zu den Ausnahmen in der großen Reise eines Afrikaforschers und auch in Taweta hat er zu thun. Da sitzt er mit den arabischen Händlern und den Führern der Karawanen zusammen und erfährt von ihnen von den Handels-sitten der Stämme, die er nunmehr selbst auffuchen soll. Er erfährt z. B., daß die Massai nur Perlenstränge von gewisser Länge annehmen und daß alle Perlen in einer anderen Form aufgereiht nicht angenommen werden; da öffnet er seine Traglasten und seine Leute müssen 60 000 solcher Stränge anfertigen, und er muß die Perlen ihnen zuwiegen und die abgelieferten abwiegen, muß wahrnehmen, daß seine Leute sich Unterschlagungen zu schulden kommen ließen und die Diebe ausfindig machen. Oder er erfährt, daß die Massai Tuche nur in Gestalt fertiger Kriegsanzüge annehmen und er muß seine Leute als Schneider anstellen, um die „Maibere“ anzufertigen. Glücklicherweise sind die Röcke nicht besonders kunstvoll; sie bestehen aus knapp 2 Meter Baumwollstoff, längs dessen Mitte ein Streifen karmesinroten oder bunten Tuchs genäht wird, dessen Quersäden an den Enden ausgerupft werden, damit eine Franse entsteht. Da kann man schon einige Hundert solcher Kleider nähen lassen. —

Die Arbeit, der Aegerer mit den Leuten stimmen ihn nüchterner und wenn er jetzt Taweta ansieht, so bemerkt er auch Sünden im Paradies, Schatten in dem lichten Bilde, denn selbst die glänzende Sonne hat Flecken! Dann schreibt er weniger erbauliche Bemerkungen über die „Arfadier“,

wie er anfangs die Tawetaner nannte, in seinem Tagebuch nieder. Ihre Sitten mißfallen ihm, und wo er vom Heiraten spricht, so nennt er es eine Sache von so und so viel Kindern und schließt das Kapitel mit der Bemerkung: „Das Ganze ist eigentlich nichts anderes als eine Kolonie freier Liebhaber.“ Dann erzählt er von der Brücke über den Lumi, die einmal bei Hochfluten nötig wurde. Die Idee, den 5 Meter breiten Bach zu überbrücken, lag zu hoch für den Geist eines Eingeborenen und deshalb schlossen die Ältesten von Taweta einen Vertrag mit einem Suaheli-Kaufmann, die Arbeit für sie auszuführen. Der Preis sollte ein Stier sein. Der Händler in Elfenbein und Sklaven besann sich nicht lange, wie das Ding zu machen sei. Er wählte einen der schönsten und geradesten Stämme aus, welche am Flußufer wuchsen, machte sich mit seinen Leuten daran, ihn umzuhauen, und legte ihn nach einer Anzahl von Arthieben nahe der Wurzel nieder. Der Baum fiel gerade quer über den Fluß von Ufer zu Ufer, die überflüssigen Aeste seiner laubreichen Krone wurden abgekappt und eine Brücke, wie die Eingeborenen sie nur wünschen mochten, war fertig gestellt.

Doch was kümmert das alles die Wataweta, sie sind mit ihrem Los zufrieden. Kein „König“ von schwarzer Haut bedrückt sie, frei leben sie, von ihren „Ältesten“ regiert und nicht nur der Ackerbau, sondern auch der Handel trägt zu ihrem Wohlstande bei. Wie lange aber werden noch diese paradiesischen Zustände dauern? Taweta ist deutsch-englisch, und ohne Zweifel werden hier beide Nationen ihre Niederlassungen bald gründen, um die Karawanen nach ihren Häfen, nach dem englischen Mombas oder dem deutschen Pangani zu lenken. Und wenn von der Küste aus einmal eine Eisenbahn gebaut wird, so wird Taweta das erste Ziel des Dampfrosses sein, denn von hier sind es kaum 7 Meilen zum Reiche Moschi, dem Mittelpunkte Dschaggas. Dann wird eine andere Brücke über den Lumi gebaut werden, vorderhand aber führt über den Baumstamm unser Weg zum Kilimandscharo.

Auf dem Sockel des Kilimandscharo.

Jenseit des Lumiflusses, in Deutsch-Taweta, dehnt sich der Wald noch auf etwa 4 Kilometer aus; dann aber hört plötzlich die Vegetation auf und es beginnt wiederum eine Strecke wüsten Landes. Die durch Feuchtigkeit bedingten weichen und biegsamen Formen der Pflanzenwelt verschwinden und an ihrer Stelle tritt die rauhe und starre Vegetation der halbwüsten Länder auf, ähnlich derjenigen, die wir in Duruma kennen gelernt haben. Die vulkanischen Gebirge des Kilimandscharo beginnen hier bereits höher anzusteigen und die Landschaft zeigt ein zerrissenes Aussehen.

Auf weiten Strecken wuchs nur das einförmige lichtgelbe Gras; die Berghügel waren nicht mit grünen Wäldern bestanden, düstere, grau aussehende, blätterarme Bäume wuchsen vereinzelt auf ihnen. Dort standen die Eufalypten oder dornige Mimosen, die keinen Schatten boten und mit ihren platten Kronen und roten Stämmen den Bäumen in der Arche Noah der Kinder verzweifelt ähnlich sahen. So schildern Reisende die Gegend.

Von Zeit zu Zeit führt unser Weg durch das ausgetrocknete Bett eines Gebirgsbaches; hier tritt das Pflanzenwachstum etwas üppiger, aber nicht besonders schöner auf.

Kriechende Euphorbien mit fleischigen, schlangenartigen, gewundenen Stengeln, mit fürchterlichen Stacheln schlängeln sich triumphierend über widerstandunfähiges Gebüsch; Akazien, welche aus schierer Bosheit fast alle Blätter abgeworfen hatten, um ihre ganze Produktionskraft auf die Entwicklung schrecklich wirksamer Dornen zu konzentrieren, werfen ihre grausamen Fanghaken über den Pfad und zerreißen im Vorbeigehen die Gesichter, Hände und Kleidungsstücke des Wanderers. Andere Pflanzen vom Geschlechte der Lilien (entartete oder verzauberte Mitglieder einer schönen Familie) wachsen hier wie Schwerter, welche mit der Spitze nach oben in den Boden gesteckt worden sind, und wehe dem unvorsichtigen Wanderer, welcher mit seiner Hand die Spitze ihrer

starren, messerartigen Blätter berührt — ihre rapierartigen Spitzen durchbohren seine Hand so rasch wie ein Schwert von Stahl. Bald jedoch hört der phantastische Pflanzenwuchs auf, der sich für den Burgfrieden des Verstecks eines mittelalterlichen Ungeheuers besonders zu eignen scheint, und schattige Wälder nehmen wieder die Karawane auf, wieder führt der Weg über klare, durchsichtige Bäche, die über kleine Steine rauschend dahinschlüpfen — endlich ist ein schönes Flüsschen, Mfujuni, erreicht. Hier hat die Natur einen Lagerplatz geschaffen, wie er romantischer nicht gedacht werden kann.

Der Fluß teilte sich hier in zwei Arme und bildete eine kleine Insel. Tropische Unwetter hatten einmal einen Baum entwurzelt, so daß er fiel und eine Brücke bildete, wie der Baum am Lumi in Taweta. Die Zeit hatte aber aus der Brücke einen Damm gebildet; denn zwischen den Zweigen des Baumes, die in das Wasser des Flüsschens niedertauchten, blieben Blätter, Erde, Steinchen und Schutt haften und alles, was der Fluß zu Thal brachte, wurde hier angeschwemmt, aus der Insel wurde eine Art Halbinsel und im Mittelpunkt derselben wächst ein riesenhafter Maulbeerfeigenbaum, eine Sykomore oder der Mfuju der Suaheli, nach dem auch der Fluß Mfujuni genannt wurde. Unter seinem Riesendach konnte getrost eine ganze Karawane lagern, hinlänglich gegen das Wetter geschützt.

In der Reisebeschreibung Johnstons wird der Platz auch darum besonders erwähnt, weil sich hier dem Reisenden Gelegenheit bot, Studien über das Löwengebrüll anzustellen. Der König der Tiere am Fuße des Königs unter Afrikas Bergen — das ist immerhin ein interessantes Kapitel, dem auch wir ein paar Zeilen einräumen wollen.

„Der König der Tiere,“ berichtet Johnston, „hatte bisher eine herausfordernde Schüchternheit gezeigt und es beharrlich abgelehnt, meine Bekanntschaft zu machen und zwar in so hohem Grade, daß ich mich wohl zu beklagen pflegte, daß mein Wunsch, den Löwen zu Hause kennen zu lernen, nicht in Erfüllung ging und daß ich ihn besser im heimischen

zoologischen Garten studieren könnte, als in den wüfsteften Wildnissen von Afrika. Indessen seit der unruhigen Nacht, welche wir in Mfujuni verbrachten, trage ich kein Verlangen mehr nach Löwenvisiten, besonders in der Dunkelheit der mitternächtlichen Stunden, und will mich gern mit einem gelegentlichen Besuch im Zoologischen Garten begnügen, wo ich diese größte aller Katzen in einem sicheren Käfig bequem betrachten kann.

„Bald nachdem wir uns an jenem Abend zum Schlaf niedergelegt, und die wie ebensoviele Mumien in ihre schmutzigweißen Kleider gehüllten Männer begonnen hatten, um ihre Feuer herum zu schnarchen und der Anführer der Karawane sich eng in seine wollene Decke einwickelte, wurden wir plötzlich alle durch das fürchterlichste Gebrüll, welches man nur hören kann, zum vollen Bewußtsein erweckt. Obgleich der Löwe, welcher es ausstieß, vielleicht 30 bis 40 Meter entfernt war, so schien der Klang dieses donnerartigen Gebrülls doch aus unserer Mitte zu kommen. Ich richtete mich auf in meinem Bette und sah verstört um mich, aber weil niemand sich beklagte, daß er gefressen würde, so legte ich mich wieder nieder und fing schon an, es für recht interessant zu halten, so recht afrikanisch, voll von Lokalfarbe u. s. w. Aber nun begann zu unserer Rechten und Linken, an jeder Seite unseres Flusses ein lautes Gebrüll, wie von einem Chore von Löwen. Dabei war die Nacht noch stark finster, denn der Mond ging erst gegen Morgen auf. Jenseit des Scheines unseres Kranzes von Feuern konnten wir nichts erkennen. Getrieben von dem Gefühl, daß es verächtlich feige sei, still im Bette zu liegen und zu schlafen, während meine Träger vor Angst zitterten, stand ich jedoch auf, ergriff meine Büchse und feuerte in den Busch, wo das Brüllen am lautesten ertönte. Dies war jedoch, wie meine Leute mir sagten, das Unklugste, was ich thun konnte; natürlich tötete ich niemand, aber der Knall der Waffe, anstatt die Löwen zu erschrecken, schien sie erst recht in volle Wut zu versetzen. Sicherlich hörte ich nie einen ähnlichen Spektakel, als sie machten. Meine Leute ver-

sicherten, wir seien von zehn Bestien umringt — vermutlich unterschieden sie zehnfach verschiedentliches Gebrüll; sicherlich zeigten am nächsten Morgen, als wir die Umgebung unseres Lagers untersuchten, die vielen Fußspuren verschiedener Größe, welche sich in dem weichen Laubboden des umliegenden Waldes und in dem roten Lehm der Flußufer bemerkbar machten, mit untrüglicher Sicherheit an, daß ein ganzer Trupp von Löwen während der Nacht in unserer unmittelbaren Nähe gewesen war. Ich bemerkte eine seltsame Thatsache, welche mit der ungesesehenen Annäherung dieser Bestien verbunden war. So oft ein Löwe sich an unser Lager heranschlich und bevor er seine Nähe durch Gebrüll kundgab, wurden wir, wenn wir die Warnung nur hätten verstehen können, auf diese Thatsache aufmerksam gemacht durch das plötzliche nervöse Zwitschern der kleinen Vögel in den Zweigen über uns. Sie riefen durcheinander, vor Furcht zitternd, in allen Tönen, hohen und niederen, unfraglich mit vielem Ausdruck. Bei verschiedenen nachfolgenden Gelegenheiten ist die Annäherung großer wilder Tiere mir in gleicher Weise verkündet worden.“

Hinter Mfujuni liegt Dschagga, das gelobte Land von Ostafrika. Von einem Bergrücken erhalten wir den ersten Einblick in dasselbe. Es ist ein Hochplateau in etwa 1400 Meter Höhe, das die ganze Südseite des Kilimandscharo umzieht und wahrscheinlich durch spätere vulkanische Aufschüttung gebildet ist. Dschagga ist die Kulturzone des Kilimandscharo. Auf seinem vulkanischen, zersetzten Boden, der durch regelmäßige Niederschläge das ganze Jahr hindurch bewässert wird, während zugleich tief eingeschnittene Bäche die Niederschlagsmengen regulieren, wachsen die Kulturpflanzen, wie Bananen, Mais, Maniok u. s. w. in einer Ueppigkeit, die jener von Sansibar nichts nachgibt. An landschaftlich schönen Partien ist Dschagga außerordentlich reich. Das Land ist für afrikanische Verhältnisse stark bevölkert und dieser Bevölkerungsdichtigkeit entsprechend ist die Kultur des Bodens eine ausgedehnte. Daneben wird Viehzucht (kleine Sangarinder, Ziegen, Schafe, Hühner) be-

trieben, da man vor den räuberischen Massai in diesen Bergeshöhen nicht besorgt zu sein braucht, und die Donderobofliege hier nicht vorkommt.

Auf diesem Gebiet gibt es gegen 20 kleine selbständige Staaten, die von ihren Fürsten (Manki) regiert werden. Die Größe dieser „Sultanate“ beträgt etwa 2—4 Quadratmeilen.

Der obere Teil der Dschaggazone, welcher bergaufwärts in den Urwald übergeht, ist der kühlen Temperatur wegen unbewohnt. Dieses obere Dschaggagebiet (1500—1800 Meter) ist höchst wahrscheinlich die einzige Landstrecke in Deutsch-Ostafrika, wo unmittelbare Besiedelung durch europäische Kolonisten möglich ist. In allen echten Tropengebieten ist unmittelbare Besiedelung, d. h. Acclimatisation, völlig ausgeschlossen, auf mehr als zwei Generationen bringt es eine direkt in die Tropen versetzte und dann ununterbrochen dort lebende, unvermischt bleibende Familie niemals. Eine nur scheinbare Ausnahme bilden die Goanesen, denn ihre Stammväter, die Portugiesen, sind klimatisch schon Halbfrikaner und die Goanesen selbst sind sicherlich nicht mehr unvermischt.

Dagegen ist mittelbare Besiedelung, d. h. indirekte Acclimatisation, durch generationsweise langsames Vorrücken in tropisches Land sehr wohl möglich, wie am besten die im Verlauf langer Zeiträume dem Äquator immer näherkommenden Boeren beweisen.

Der höhere Teil des Kilimandscharo, mit ihm das obere Dschaggaland, ist aber nicht mehr echtes Tropengebiet und deshalb ohne Zweifel für direkte europäische Besiedelung geeignet. Die bedeutende Meereshöhe (1800 Meter) und die kühle Temperatur (bis zu + 6° C.) würden dem Europäer sogar eine selbstthätige Bewirtschaftung des Bodens erlauben, der jetzt mit Buschwald bestanden, seiner ganzen Beschaffenheit und Lage nach die Kultur von Kaffee, Thee, Tabak und allen Getreidearten gewiß sehr ergebnisreich machen würde. Bessere Hilfsarbeiter als die etwas tiefer wohnenden Dschaggaleute kann es für die Bodenkultur nicht geben, und

die Gefahr von Fiebern in diesen Berggegenden des oberen Kilimandscharo kann, wenn überhaupt vorhanden, nur äußerst gering sein. Es wäre wohl angezeigt, daß in diesem Teil von Dschagga eine deutsche Versuchsstation angelegt würde.

Mit diesen Worten, die so viel verheißen, faßt der sonst so kühl denkende Dr. Hans Meyer sein Urteil über die Zukunft des Dschaggagebietes zusammen! Es verdient wohl, wie wir sehen, daß wir es näher betrachten.

Den deutschen Reisenden, welche im Auftrage unserer kolonialen Gesellschaften reisen, pflegt man Schönfärberei und Schwärmerei vorzuwerfen. Es ist das alte Lied, daß man dem Propheten im eigenen Vaterlande nicht glaubt. Wir wollen auch darum unser Bild von Dschagga an der Hand englischer Reiseberichte vervollständigen, die man vielleicht als unparteiisch ansehen dürfte, und die sich im großen und ganzen mit den Berichten unserer Reisenden decken.

Johnston schildert den ersten Blick auf das Dschaggaland, wie folgt:

„Bis dahin hatte uns der Weg durch dichtes Gebüsch geführt, welches jede Aussicht in das umliegende Land verhinderte. Jetzt hatten wir eine Lichtung erreicht in der Nähe des bebauten Landes: und nichts hinderte die Fernsicht. Nordwärts ragten die schweren Massen des Gebirges bis in den Himmel und hüllten die beiden Bergspitzen sich auch in dicke Haufenwolken ein; unter ihnen sah man Hügel nach Hügel, Bergrücken nach Bergrücken in wellenförmiger Abwechslung sich in tiefes Dunkelblau kleiden unter dem schweren Schatten der niedriger hängenden Cumuli. Dann folgten einige Streifen schwarzen, dunkelgrünen Waldes, der noch im Schatten lag, und in mittlerer Entfernung, da wo das Sonnenlicht auf die Landschaft durchbrach, erglänzten hübsche runde Hügel gegen den düsteren Hintergrund mit ihren Gruppen smaragdgrüner Bananen als Vorboten der kultivierten Zone. Näher nach uns zu folgten tiefe Schluchten mit zwirnfadendünnen Wasserfällen und Beständen üppigen Waldes — einige Bäume ließ man frei emporschiefen aus reli-

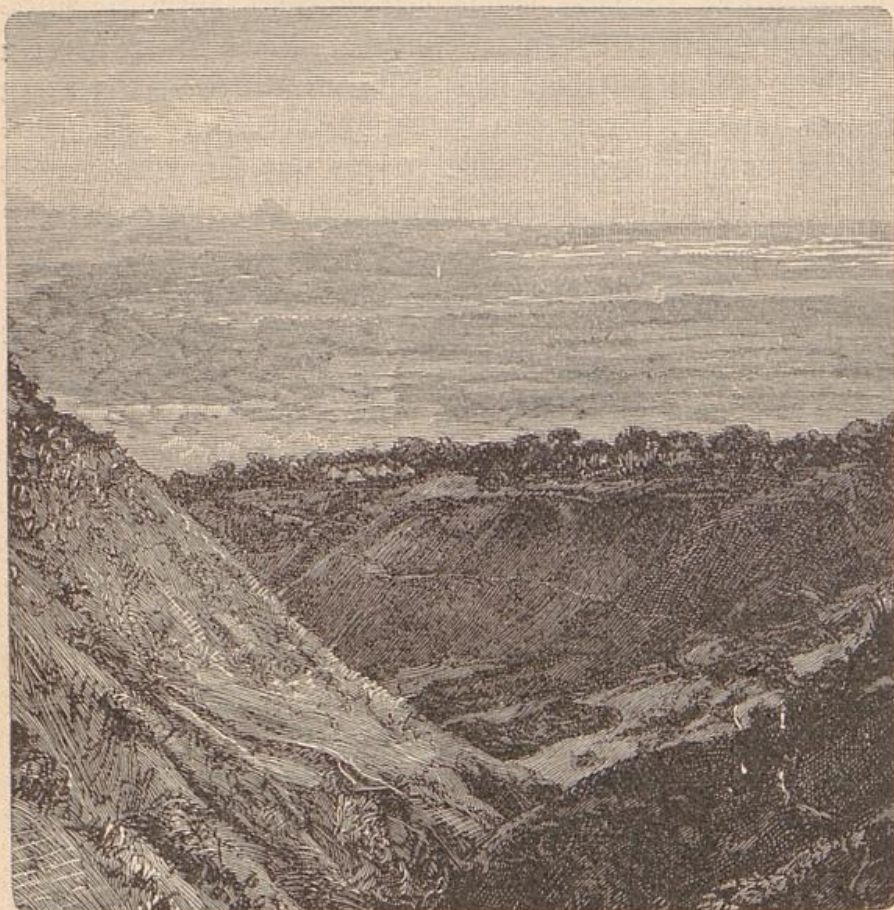
giöfen Gründen, — weiche sonnige Niederungen, auf denen Ziegenherden weideten, frisch gepflügte Bodenparzellen, angebaute Felder, mit Hecken eingefasste Wege und zuletzt der rote kahle Berg, das herrenlose Land, der Bisegh, auf welchem wir standen und auf dieses verheißene Land schauten, zu welchem uns 13 Tage mühseligen Marsches durch die Wildnis endlich geführt hatten. Ich unterlag jedoch keinem höheren Verbote, es zu betreten, noch sollte mein Stellvertreter den Josua spielen, darum ergriff ich, nachdem alle meine Begleiter zu mir herangefommen waren und sich etwas erholt hatten, von neuem meinen Wanderstab und rückte in Mandaras Reich ein.“

In Mandaras Reich! Ja, der Ausblick, den wir so eben beschrieben haben, bezieht sich auf das kleine Sultanat Moschi, das mit Deutschland als das erste in Dschagga den Schutzvertrag abgeschlossen hat. Und ein anderer Engländer Thomson vervollständigt dies uns von Johnston gegebene Bild:

„Mandaras Dorf liegt auf dem schmalen Rücken eines Bergzuges, welcher nach beiden Seiten von einem tiefen Thal begrenzt wird. Vom oberen Teil desselben leiten sehr geschickt angelegte Miniaturkanäle das Wasser eines kleinen Baches über den ganzen Bergrücken und verbreiten so über ihn während des ganzen Jahres die fruchtbringende Feuchtigkeit. Einen reicheren und mannigfaltigeren Anblick genoß ich an keinem anderen Punkte Afrikas. Die reiche Grasdecke wechselte ab und war gemischt mit Bananenwäldchen, Feldern mit Bohnen, Hirse, Mais, süßen Kartoffeln, Jams u. s. w. Hier und da standen, gleich Wachen, kleine Gruppen stämmiger Bäume, die Ufer der Bewässerungskanäle waren mit zarten Frauenhaarfarnen und ähnlich aussehenden Gewächsen reich besetzt. Träges Vieh lag um die Hütten herum oder weidete im kniehohen Grase; lustige, muntere Ziegen hüpfen um die Kanalufer oder führten mit drohender Miene heitere Kampfspiele aus. Mit ungeheuren Fettschwänzen, die um die Beine watschelten, beladene Schafe sahen so lebensmüde aus, als ob sie sehn-

fuchtsvoll auf das Messer warteten. Moschi, wie es vor mir lag, hatte die reiche Fruchtbarkeit und das gefällige Aussehen von Taweta, aber den Vorzug eines schönen Wechsels von Berg und Thal vor diesem voraus.

„Nach Süden, Osten und Westen war die Aussicht un-



Mandaras Dorf, von Kitimbirin aus gesehen.

beschränkt; nach Norden türmte sich in gebietender, majestätischer, Ehrfurcht einflößender Mächtigkeit und stiller Ruhe die schneebedeckte Spitze des Kibo empor. Nach keiner Seite hatte man das Gefühl der Beschränkung, das Blut lief wärmer durch die Adern, angeregt durch die nervenstärkende Bergluft, bis man sich gedrungen fühlte: „prächtig“ zu rufen und den Berg himmelwärts zu erklimmen. In Moschi über-

fam einen nicht das Gefühl des köstlichen lotosessenden Nichtsthuns, wie in dem träumerischen poetischen Leben zu Taweta: und das trotz der zauberischen Naturmusik, welche der entfernte Wasserfall oder der träumerische ‚Sogg‘ des Flusses tief unten im Thal machte und vom kühlen Winde auf flaumigen Fittichen zu unseren Ohren getragen wurde. Solcher Art war unsere unmittelbare Umgebung. Wir wollen indessen von unserem vorteilhaften Aussichtspunkt noch einen Blick in die Weite, über das flache Land von Dschagga, werfen.

„Nach Osten schweift das Auge über den Wald von Taweta und die gelbe sonnenverbrannte Savanne dahinter, bis der Blick an der Burakette und dem Pic von Radiaro haftet, die sich über den Horizont erheben, wie gefährliche schwarze Felsen aus einem schlammigen Meere. Nach Südosten bemerken wir im Vordergrund die von zahlreichen rauschenden Bergbächen durchwühlten Hügel und Thäler zu unseren Füßen. Hier wölbt sich domartig ein Galerienwald über einen rauschenden Bach, dort erhebt sich ein buschgefrönter Hügelrücken. Bald blickt man auf eine schöne Lichtung, bald in eine parkartige Landschaft. Dazu denke man sich kräuselnde Rauchsäulen und buntgefärbte Gärten und man hat — Dschagga!“

Das Volk von Dschagga.

Wenn wir uns jetzt der Schilderung der Einwohner zuwenden, so wollen wir aus der Fülle der kleinen Staaten den größten, das Sultanat Moschi, herausgreifen. Wir werden in der Schilderung desselben in großen Zügen auch die anderen Staaten skizzieren, denn die Verhältnisse sind in allen gleich.

Moschi ist kein großes Ländchen. Sein Gebiet umfaßt etwa 1½ Quadratmeilen und die Einwohnerzahl wird gegen 8000 betragen. Die Dschagga von Moschi sind ein fleißiges Volk, aber zugleich ein Volk in Waffen, denn die Armee Mandaras beträgt 800 bis 1000 Mann. Die Soldaten sind auch das hauptsächlichste Element der Bevölkerung, welches dem fremden Besucher Moschis zuerst in die Augen fällt.

Otto F. Ehlers hat solche Soldaten im Jahre 1889 nach Deutschland gebracht, und sie wurden vom Kaiser in einer Audienz empfangen. Viele Deutsche hatten somit die Gelegenheit, die Dschaggakrieger von Angesicht zu Angesicht kennen zu lernen.

Ihre Uniform oder ihr Kriegsschmuck sind dem der Massai ähnlich. Auf dem Kopfe tragen sie entweder einen



Vorstellung der Dschaggakrieger bei Kaiser Wilhelm.

mächtigen Reif von Straußenfedern oder einen imposanten Kopfschmuck aus der schwarzen und weißen Mähne des Colobusaffen. Das Fell dieses Tieres mit seinem langen weichen Haar und den vielen Gegenfäden in der Farbe wird roh zusammengenommen als Schulterdecke, in der Art, daß ein kurzer Lappen über die Brust herunterhängt und der hintere Teil des Felles den Rücken bedeckt, während über den langen weißen Schwanz des Affen in der Weise verfügt wird, daß er aussieht, als gehörte der Schwanzfortsatz dem Träger selber an. Andere Krieger tragen in Ermangelung von

Colobusfellen ungeheure dicke Kragen um Hals und Schultern, welche den Kragen unserer Kutscher gleichen. Diese werden gewöhnlich von Hahnenfedern gemacht und sind schwarz von Farbe, zu anderen aber werden kurze schwarze Straußenfedern benutzt. Um die Knöchel tragen sie schmale zusammengerastete Stücke Ziegenfell, oft in ringförmiger Gestalt — d. h. ein Fetzen von einem Fell mit einem Schliß darin wird mit dem Finger ums Bein gesteckt. Dazu kommen noch Drahtringe mit kleinen Glöckchen. In den Ohren tragen sie aber eine Menge kleiner eiserner Ketten eigenen Fabrikats.

Die Waffen der Dschagga ähneln gleichfalls denen der Massai; sie bestehen vor allem in den gewaltigen Speeren mit schaufelartigen Spitzen, in kurzen Schwertern, Keulen und schön gearbeiteten, mit Büffelhaut überzogenen Schilden. Mandara besitzt auch viele Flinten, mit denen seine Leibgarde ausgerüstet ist, aber die Feuerwaffe ist in Händen dieser Neger noch nicht gefährlich.

Die Schlachten werden hier noch immer durch die Speere und die kurzen „römischen“ Schwerter entschieden. Der Kampf artet unter diesen Umständen in ein Gemetzel aus. Der Anblick eines Schlachtfeldes ist auch blutig genug, um der unempfindlichsten Natur blassen Schrecken einzulösen. „Die Waffen,“ schildert Johnston das blutige Gefilde, „welche das größte Blutbad im Scharmüchel angerichtet hatten, waren die großen schaufelartigen Speere, nach dem Muster der Massaispeere. Man sah hier Leichname, denen durch einen Stoß und nachfolgende Drehung des Speers die sämtlichen Eingeweide herausgerissen waren. Anderen war der Rücken buchstäblich ganz gespalten das Rückgrat entlang. Die abgeschlagenen Köpfe waren vermutlich durch das kurze römische Schwert, welches die Dschaggakrieger führen, vom Körper getrennt. Das war ein wahrhaft typisches Blutbadbild. An vielen Stellen war der Boden zu Brei erweicht durch das vergossene Blut; an anderen gerannen die Blutlachen und kochten in der glühenden Sonne. Die langen Halme des zertretenen Grases waren besfleckt und bespritzt von den braunen Tropfen des eintrocknenden Lebens-

saftes. Der Platz sah aus und roch wie ein Schlachthaus. Schon schwärzten, kühn gemacht durch den Geruch des Blutes, die vielen häßlichen Geschöpfe heran, welche sich einen Schmaus aus solchen Mordscenen bereiten. Große grüne Fliegen summteten über den starren Leichen der Erschlagenen, Ameisen schwärzten zu Tausenden um die Blutlachen, während im seltsamen Gegensatz liebe Schmetterlinge, blau und schwarz, goldig und schwarz, metallischgrün

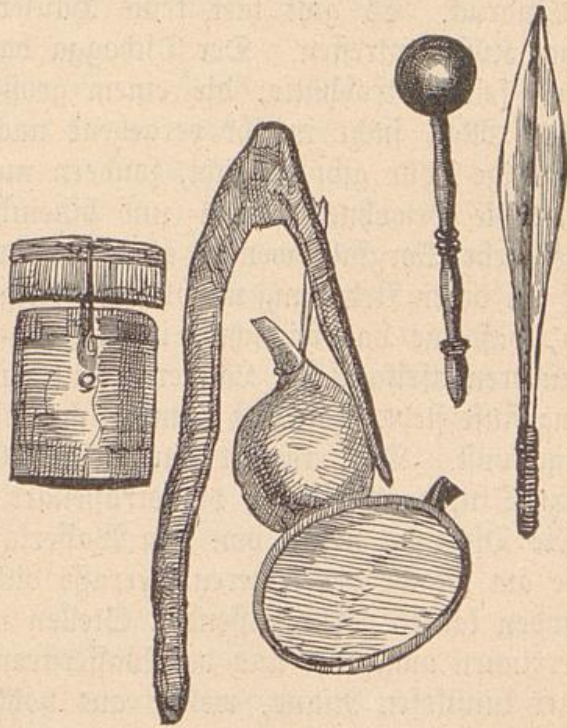


Ein Dschaggahaus.

und safrangelb, berauscht auf dem blutgetränkten Boden saßen und gierig die sich verdickende schäumende Flüssigkeit mit der Freudigkeit von Dämonen aufsaugten. Auf den umstehenden Bäumen und Gebüschchen saßen Geier und Krähen, die nur auf unser Weggehen warteten, um sich an dem Bankett zu beteiligen. Voll Ekel und Widerwillen verließ ich den Schauplatz, von Freunden und Feinden fast gleich angewidert.

„Wie können nur inmitten einer solch herrlichen Landschaft, die nach allen Seiten lachenden Reichtum entfaltet,

diese einfältigen Wilden an nichts anderes als an gegenseitige Vernichtung denken? Mich verlangte von dem blutigen Schlachtfelde emporzuschauen nach dem großen, funkelnden Schneedom, der sich im Norden von uns unbefleckt, rein und starr in seiner Einsamkeit erhob, wenn ich darüber auch auf den Gedanken verfiel, daß er am Ende die Veranlassung zu diesem ganzen Unheil war. Wenn der Kilima-



Geräte der Wadschagga.

ndscharo mich nicht hergelockt hätte, ihn zu erforschen, so würden die Völker von Moschi und Kiboscho sich nicht meiner wegen entzweit haben, und diese armen verstümmelten Leichname möchten noch leben in der Blüte ihrer Jahre, essen, trinken und sich mit Weib und Kind vergnügen. Mußte denn ich gerade durch Blut waten, um den Schnee zu betreten?"

Solche Kriege und Schlachten sind nichts Seltenes in Dschagga, seit Jahrzehnten besteht aus ihnen die Geschichte des Landes, sie bilden den schwarzen Fleck auf dem heiteren

Bilde, den uns sonst das Leben und Treiben dieses Volkes bietet, und wir werden später den Grund derselben näher betrachten.

Man kann nicht sagen, daß dieses Volk in Waffen von Natur aus kriegerisch gesinnt ist. Im Gegenteil, der Sinn der Dschagga ist mehr auf friedliche Werke gerichtet.

Ihre Dörfer machen keineswegs einen besonders imponierenden Eindruck. Es gibt hier keine Häuser, wie wir solche an der Küste antreffen. Der Dschagga baut sich mit leichter Mühe seine Strohhütte, die einem großen Bienenkorbe gleicht. Man sucht in ihr vergebens nach Fenstern, auch eine richtige Thür gibt es nicht, sondern nur ein Loch, durch welches die Bewohner hinaus- und hineinkriechen.

Um so mehr Sorgfalt wendet er aber seinen Feldern zu. Er ist an deren Bebauung unablässig thätig, und man kann sagen, daß die Landwirtschaft in Dschagga, im Vergleich zu anderen afrikanischen Ländern, auf einer höheren Entwicklungsstufe steht. Sie sind namentlich Meister in der Bewässerungskunst. Dort rauscht ein kleiner Gebirgsbach von Stufe zu Stufe mitten durch die terrassenartig gelegenen Felder. Die Dschagga haben von ihm Wasserkanälchen abgeleitet, die am Rande der höheren Terrasse dicht über der tiefer liegenden laufen. An passenden Stellen werden nun diese Wasserrinnen angezapft und der Wasserstrom wird vermittelt einer kunstlosen Rinne, welche aus hohlen, mitten entzwei gespaltenen Bananenzweigen hergestellt wird, über die Beete geleitet. Sobald das Wasser durchzufließen beginnt, wendet der Dschagga die letzte Rinne nach Belieben nach rechts und links und verteilt so die belebende Flüssigkeit überallhin. Mit hölzernen Geräten, Hacken und Pfählen, gräbt er den Boden um und düngt ihn mit Asche. Seine Feldfrüchte haben wir schon im Eingang zu diesem Kapitel aufgeführt.

Die Rinder sind der Stolz der Dschagga und Fürsten bezahlen mit ihnen ihre Frauen. So hat z. B. der Sultan Mareale die Tochter Mandaras als Frau für 100 Rinder erworben. Die Ziegen sind klein und zierlich, mit dürftig

entwickeltem Gehörn, herabhängenden Ohren und öfters zwei kleinen Anhängseln von Haut an Stelle des üblichen Bartes. Die Schafe sind größer als die bekannte afrikanische Zwergart, und der Bock hat einen ungeheuren Fettschwanz, welcher eine solche Größe einnimmt, daß er die Bewegungen wirklich hindert. Ein schönes Schaf konnte man noch vor wenigen Jahren für $3\frac{1}{2}$ bis 7 Meter Tuch, eine fette Ziege für etwa denselben Preis, eine Milchziege für ein geringes mehr kaufen.

Das Huhn ist in Afrika überall zu haben und der Reisende genießt es bis zum Ueberdruß, wenn seine Fleischbüchsen leer geworden sind und ihm, wie das oft der Fall ist, auf den anstrengenden Märschen die Ausübung der Jagd nicht gut möglich ist; dann bildet das Huhn sein ständiges Fleischgericht. Auch die Dschagga halten Hühner und zwar in großer Menge, aber kein Dschagga ißt sie, da dieselben für ungesund und unmännlich gehalten werden. Die Hühnerzucht wird hier nicht zum Vergnügen betrieben, wie bei einigen Indianerstämmen in Guyana, die Hühner nicht essen, sondern sie nur als Ziervögel halten. Ihr Zweck ist der Hühnerhandel, da die durchziehenden Karawanen gern das Geflügel aufkaufen.

Fische fehlen in den Gewässern von Dschagga, und wenn sie sich auch tiefer unten befinden, so werden sie nicht zu Nahrungszwecken verwendet und auf gleiche Stufe mit den Schlangen gestellt.

Die Hauptnahrung der Dschagga besteht in vegetabilischen Stoffen; auch die Milch bildet, wie bei den Massai, einen wichtigen Teil derselben. Dabei sind aber die Dschagga starke Fleischesser, wenn sie es sich eben leisten können, und trinken mit Vorliebe frisches Blut. So oft Johnston einen Ochsen für seine Leute schlachtete — welche als Mohammedaner darauf bestanden, daß ihm die Kehle durchschnitten wurde und er sich verblutete — versammelten sich die Dschagga mit ihren kleinen hölzernen Bechern, und wenn das Tier im Todeskampfe auf der Erde lag und das warme purpurfarbene Blut unter starkem Druck aus den zerschnittenen

Abern hervorsprudelte, füllten die Eingeborenen eifrigst einer nach dem anderen ihre hölzernen Gefäße und setzten sich da-



Bäume mit Honigbienen.

mit seitwärts vom Hausen nieder, um die gerinnende Flüssigkeit mit äußerstem Behagen und dem Frohlocken eines Feinschmeckers auszuschlürfen.

Unsere Leser wird es interessieren, zu erfahren, daß die Dschagga auch Honig gewinnen und zwar von den halbwilden Bienen, die hier in großen Schwärmen vorkommen. Zu diesen Zwecken werden von den Eingeborenen, ebenso wie in anderen Teilen von Ostafrika, an Waldbäumen längliche Kästchen aus Rinde aufgehängt, in denen die halbgelähmten Bienen ihre Waben anlegen und ihren Honig sammeln. Die Bienenweide ist hier recht ergiebig, denn überall, wo der Boden nicht in Kultur genommen ist, bedecken ihn glänzendfarbige wilde Blumen — Balsaminen, Hibisch, Dissotis und weiße Erdborchideen, scharlachrote Aloë und zahllose andere Arten. Die Honigernte ist auch eine sehr große und der Wildhonig, der sich durch seinen aromatischen Geschmack auszeichnet, viel billiger als bei uns zu Lande.

Die Dschagga sind kein schöner Volksstamm und auch nicht besonders hoch gebaut, sie sind eine untergesetzte Rasse, in der hohe Gestalten, wie z. B. die Mandaras, zu selteneren Ausnahmen zählen. Die Frauen, denen zumeist die Feldarbeit obliegt, sind, soweit von Schönheit die Rede sein kann, schöner als die Männer, während bei den anderen Negerstämmen gerade das Gegenteil der Fall zu sein pflegt.

Neben dem Ackerbau und Viehzucht gibt es auch Anfänge einer gewerblichen Thätigkeit. Die Flechtereie, in der wir Kulturmenschen jetzt so sehr zurückgegangen sind, ist bei allen Naturvölkern ziemlich hoch entwickelt, bei manchen erreicht sie sogar eine seltene Vollkommenheit. Dies ist auch bei den Dschaggas der Fall, und geradezu bewundernswert sind ihre geflochtenen Gefäße, die aus Gräsern und Bananenfäsern so dicht gewebt sind, daß man in ihnen Milch transportieren kann.

Die Töpferkunst, sonst bei Naturvölkern im Schwang, ist hier fast unbekannt. Die Dschagga fertigen ihre Gefäße aus Holz an und schneiden sie mit großem Geschick aus einem einzigen massiven Block.

Sie sind auch kunstgerechte Schmiede und verfertigen alle Arten Hausgeräte, Waffen und Schmucksachen aus Roheisen, welches sie aus der Landschaft Ufanga in der Nähe

des Dschipesees gewinnen. Die Schmiede besteht lediglich aus einem Paar Blasebälgen aus Ziegenfellen, welche in einem ausgehöhlten hölzernen Kegel zusammenlaufen; an den Kegel sind zwei gleichfalls durchbohrte Steine gesteckt und davor



Ein Wadschaggaschmied.

wieder eine steinerne Duse, welche dann in das Holzkohlenfeuer führt. Die Blasebälge werden an verschiedenen Pflocken befestigt und öfters ein großer Stein auf die Mündung des Blaserohrs gelegt, um sie festzuhalten. Nachdem das Eisen in dem Holzkohlenfeuer weißglühend geworden ist, wird es mit eisernen Zangen herausgenommen und auf einem Ambos von Stein verarbeitet. Die Dschaggaschmiede

fertigen nicht allein Speerklingen und Messer aus anscheinend angelassenem Stahl an, sondern machen auch sonstige feinste und zarteste Arbeiten. Aus einem Rhinoceroshorn stellen sie schön abgedrehte polierte Keulen her, die sie in Ermangelung einer Drechselbank mit der Hand abrunden.

Was nun die Religion anbelangt, so ist dieselbe bei den Dschagga so gut wie gar nicht vorhanden, wenn man nicht dunkle Vorstellungen von bösen und guten Geistern und den sich daran knüpfenden Aberglauben an allerlei Zauber- und Hexengeschichten als solche auffassen will. Die Moral ist bei ihnen etwas besser als die der Einwohner von Taweta. Sie leben noch in einem Naturzustande und kleiden sich nur, wenn sie sich zu besonderen Festlichkeiten schmücken wollen oder wenn sie die Kälte dazu zwingt.

Die Heirat ist auch hier Geschäftssache. Die Frau wird gekauft, trotzdem besteht hier eine Hochzeitsfeierlichkeit, die an die alte Sitte des Frauenraubs erinnert. Nachdem der Kauf der Braut abgemacht worden ist, entführt der Ehemann seine Frau Huckepack, während die Verwandten und Freunde ihn schreiend und lachend verfolgen, als ob sie das freischwimmende Mädchen ihm wieder abnehmen wollten. Die Soldaten der stehenden Armee von Moschi erhalten ihre Weiber vom Sultan; es sind dies zumeist im Krieg geraubte Sklavinnen. Mandara gibt seinen Kriegern auch Vieh, so daß diese ihr häusliches Glück ihm verdanken und deshalb eine große Anhänglichkeit an die Person ihres Monarchen, welcher für sie die einzige Quelle aller Wohlthaten wird, zeigen.

An Genußmitteln kennen die Dschagga auch Tabak und gegorene Getränke. Der erstere wird stark angebaut und geschmupft oder mit Natron gekaut, und sie berauschen sich mit Bananenbier.

Sie haben auch einige konventionelle Gewohnheiten, die für uns Europäer nicht besonders erbaulich sind. So pflegen sie zum Zeichen des Dankes oder Ueberraschung einem auf die Hand zu spucken und verlangen mitunter, daß man ihnen dieselbe Gefälligkeit erweise. Oft spucken sie auch nur daneben in die Luft.

Die politischen Verhältnisse in Dschagga müssen traurig beschaffen sein, schon aus dem alleinigen Grunde, daß das kleine Land in 20 Fürstentümer geteilt ist. So herrscht auch augenblicklich in der ostafrikanischen Schweiz das Faustrecht im vollsten Sinne des Wortes. Raub und Krieg, Raub



Vorrathshaus in Dschagga.

von Sklaven und Vieh ist die Hauptaufgabe eines Dschaggafürsten. Wir werden diese Verhältnisse am besten verstehen lernen, wenn wir die Lebensgeschichte des angesehensten unter diesen Manki verfolgen. Es ist der Bundesgenosse der Deutschen, Mandara — ein origineller Mensch, dem wir das nachfolgende Kapitel widmen wollen.

Sultan Mandara.

Die Monarchien von Dschagga sind erblich, und so hat auch Sultan Mandara sein Reich geerbt, und zwar von seiner Mutter, einer klugen und verständigen Frau, welche

mit vieler Umsicht die Geschichte von Moschi leitete, gerade um jene Zeit, da Rebmann als erster Europäer seinen Fuß auf den Sockel des Berglandes setzte. Wann diese Sultanin dem Fürsten das Leben geschenkt, darüber schweigen die Akten der Geschichte. Nichts ist schwieriger, als das Geburtsjahr, geschweige denn den Geburtstag eines Negers zu ergründen! Als Dr. Hans Meyer den Dschaggafürsten Mareale nach seinem Alter fragte, verwies ihn dieser an seine Mutter und diese gab das Alter ihres im besten Mannesalter stehenden Sohnes mit etwa 100 Jahren an! Von Mandara wissen wir wenigstens so viel, daß er zur Zeit, als Rebmann am Kilimandscharo weilte, ein Knäblein von 3—4 Jahren war. Dies war im Jahre 1848. Später lernte Mandara als Jüngling den Reisenden Baron Klaus von der Decken kennen, und so ziemlich alle Europäer, die bis auf die neueste Zeit den Kilimandscharo besuchten, wurden mit ihm bekannt.

Er gelangte verhältnismäßig früh auf den Thron seines Reiches, das nicht größer ist als der Postbezirk von London. Um jene Zeit begann eine neue Aera für die Länder am Fuße des Kilimandscharo, eine neue, aber nicht gute Zeit brach an.

Den Spuren der Missionare folgten nicht nur Forscher, sondern auch Händler. Es waren dies jene Araber und Halbblutaraber von der Ostküste mit dem Troß ihrer Suahelineger. Als sie Dschaggab besuchten, fanden sie zwar nicht den gewünschten Reichtum an Elfenbein, dagegen entdeckten sie mit Falkenaugen, daß dieses Gebiet für sie doch eine Zukunft habe. Der Dschaggastamm war fleißig, solche Sklaven konnte man brauchen. Der Weg zur Küste war nicht so weit und Menschenware war am Kilimandscharo noch billig. Und an der Küste war der Sklavenhandel frei! Wer sollte ihn hindern, da die Christen in Amerika noch um jene Zeit Millionen Sklaven hielten und noch zwanzig Jahre später die europäischen Scribenbesitzer am oberen Nil sich mit Sklavenhandel bereicherten!

Die Händler fanden jedoch, daß sie zu schwach waren,

raubend und plündernd unter die Dschaggas einzufallen; denn diese hatten sich in den fortwährenden Kämpfen mit den Massai eine nicht zu unterschätzende Kriegsfertigkeit angeeignet. Da griffen sie zur List. Die kleinen Fürsten sollten aufeinander gehezt werden, sollten gegenseitig in ihr Gebiet einfallen, Vieh dem besiegten Feinde wegtreiben und Sklaven rauben, welche dann die Araber von ihnen kaufen könnten. So mußte der Kilimandscharo zu einem förmlichen Sklavenmarke werden.

Um dies zu erreichen, ließen sie an den „Höfen“ der Fürsten ihre Vertrauten, die Suahelineger, zurück, welche die von Natur aus schon wilden Menschen zu Raubzügen anstacheln sollten. Der junge Herrscher Mandara schien ihnen ein besonders brauchbares Werkzeug zu sein, denn die Jugend läßt sich leichter bethören und verführen und wagt mehr als das reife Alter. Mandara widerstand auch nicht lange den Einflüsterungen der Suahelineger. Sie boten ihm viel zu schöne Sachen an, als daß er hätte widerstehen können. Sie gaben ihm auch Gewehre und Pulver und schlossen sich ihm als Bundesgenossen an, so daß sein Heer oder seine Bande zu der fürchterlichsten wurde.

Der Erfolg des ersten Raubzuges stachelte den Sieger zu weiteren Unternehmungen an; entfernter wohnende Sultane folgten auch dem gegebenen Beispiel und die Sklavenhändler hatten ihr Ziel erreicht. Am Kilimandscharo waren zu jeder Zeit billige Sklaven zu haben, man brachte sie nach Taweta und von dort gingen sie als Träger, so daß die Transportkosten erspart wurden, nach der Küste, wo sie namentlich für die Pflanzungen auf Sansibar als bewährte Arbeiter gern gekauft wurden.

Ein günstiges Zeichen für den Charakter und die Widerstandsfähigkeit der Dschagga ist es, daß ihr Land trotzdem nicht so ganz entvölkert wurde, wie andere Gebiete, in denen die Sklavensjäger gehaust haben. Es kam nämlich ein Rückschlag. Die hartbedrängten Nachbarn schlossen ein Bündnis gegen den übermütigsten der Räuber. Eines Tages rückten ihre „vereinigten Heere“ in Moschi ein. Mandara wurde

aufs Haupt geschlagen und mußte aus dem Reiche, das sein Großvater gegründet hatte, fliehen; es wurde ihm verboten, in dasselbe zurückzukehren — er war König ohne Land.

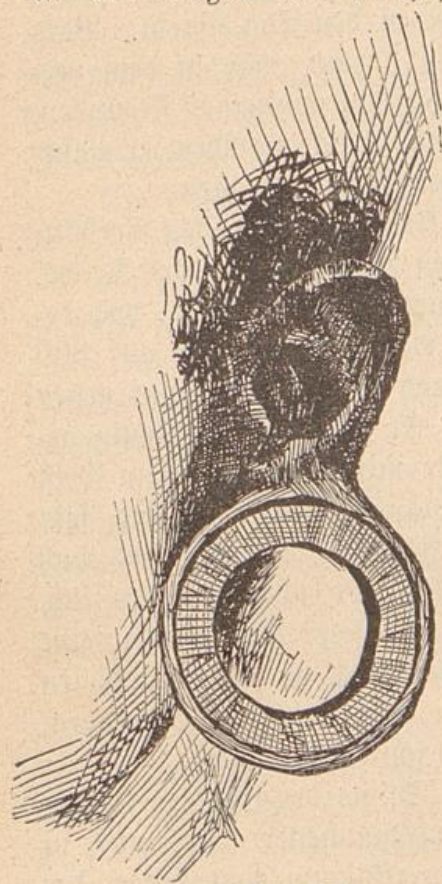
Mit dem Erfolg zufrieden, legten die Nachbarn ihre Waffen nieder und wandten sich ihren friedlichen Arbeiten zu. Die Naturkinder leben leicht in den Tag hinein. Bald kümmerten sich die Sieger wenig darum, was in dem verwüsteten Moschi vorging, und unterstützt von seinen Freunden, kehrte Mandara in sein Vaterland zurück, nachdem er wahrgenommen hatte, daß das Unwetter sich verzogen.

Mit großer Klugheit, den kleinen wildartigen Verhältnissen angemessen, ging er an den Wiederaufbau des Reichs. Vor allem schuf er sich ein kleines stehendes Heer, das besonders stark genannt werden muß, da es sich auf 800 bis 1000 Mann beziffert, während Moschi überhaupt gegen 8000 Einwohner zählen mag. Er war jetzt vorsichtig geworden und raubte und plünderte mit Maß, aber sein Geist war immer mit weitgehenden Plänen beschäftigt und sein Auge schweifte gar oft von der Höhe seines Raubnestes nach dem schönen Walde von Taweta. Er überlegte ernstlich, wie er auf diesen Knotenpunkt so vieler Karawanen seine Hand legen könnte; aber er war doch zu schwach, diesen Handstreich zu wagen, obwohl er, der Raubritter Mandara, mit den Massai Freundschaft zu schließen wußte.

Dies mochte wohl nicht im Sinne der Händler liegen, denen ein freies Taweta doch willkommener war, und in diesem Punkte fand er keine Unterstützung von Seiten der Suaheli, die sich an seinem „Hofe“ wie früher aufhielten. Immerhin war er aber der mächtigste und gefürchtetste Fürst von Dschagga, und während in den anderen Staaten durch „Palastrevolutionen“ Brüder und Vettern einander in der Regierung ersetzten, blieb Mandara der Fürst von Moschi.

So standen die Dinge, als er wiederum mit Europäern in Berührung kam. Der erste, der nach einer langen Pause bei Mandara vorsprach, war der Missionar New, er kehrte, von Moschi ausgeplündert, nach der Küste zurück. Man ver-

mutet, daß New selbst die Veranlassung zu dem wenig liebenswürdigen Betragen Mandaras gegeben hatte, da der eifrige Missionar gar zu eifrig gegen die Sklaverei auftrat und Ideen proklamierte, die am Fuße des Kilimandscharo in den Augen der Machthaber als Umsturzideen galten,



Mandaras linkes Ohr.

welche die ganze soziale Ordnung auf den Kopf stellen mußten. Mandara soll selbst geäußert haben, daß er dem Missionar nur darum seine Waren abgenommen hatte, damit dieser möglichst schnell nach der Küste zurückkehrte.

Doch wir müssen zuerst den Mann selbst kennen lernen, damit wir auch seine Aeußerungen zu würdigen verstehen.

Sultan Mandara — die Suahalineger haben ihn gelehrt, diesen Titel anstatt des schöneren einheimischen Waniki zu gebrauchen — ist ein hochgewachsener Mann. Mit 180 Centimeter Körperlänge ist er auch körperlich ein Höchster unter den Dschagga. Er hat ein wenig Anlage zur Fettsucht, so daß manche ihn mit einem Mann-

weibe verglichen haben, im großen und ganzen soll er aber dennoch eine männliche Erscheinung abgeben. „Sein Gesicht war eigenartig breit über den Backenknochen gemessen,“ schildert ihn Johnston, „die Augenbrauen schön gewölbt, die Stirn entwickelt, die Nase leicht gekrümmt, der Mund weit mit dünnen Lippen, und das Kinn fest, rund und Entschlossenheit ver-ratend. Ein Auge war blind und sah irr und glasig aus, das andere aber glänzte wie das eines Adlers und sah funkelnd unter den Adlerbrauen hervor. Der allgemeine

Eindruck seines Gesichtes, besonders die gekrümmte Nase und die starken Backenknochen, erinnerten an die traditionelle Ähnlichkeit der roten Indianerhäuptlinge von Nordamerika. Mandaras Ohren gehörten ihm jedoch ganz allein. Sicherlich hatte er die Mode seines Landes und Volkes übertrieben. Beide Ohrklappen waren durchbohrt und die erweiterte Öffnung in dem einen derartig vergrößert, daß ein großer hölzerner Ring mitten hindurchgezängt war. Ich kann das Ohr am besten verdeutlichen durch eine Skizze, weil Worte dazu nicht ausreichen. Glücklicherweise konnte ich einstmals verstohlenerweise sein linkes Ohr zeichnen, denn zu einem vollen Porträt wollte Mandara mir nie sitzen.

„Das andere Ohrläppchen war mit einigen kleinen Stahlketten behangen, jedoch weniger auffällig. Er hatte zwei Reihen glänzender Zähne, aber mitten zwischen den oberen Schneidezähnen befand sich eine kleine, wahrscheinlich künstliche Lücke. Durch diese Öffnung spritzte er öfters seinen Speichel oder einen Mundvoll Bananenbier aus, wenn er lebhaft wurde. Die Farbe seiner Haut war bläulich braun, wenn man so sagen darf (ich meine, sie sah glänzend umbrifarbig aus, worüber eine gewisse Blässe lag), und dann fehlten die Haare in seinem Gesichte vollständig, während die Wolle auf seinem Kopf kurz geschoren war.“

So sieht der Mann selbst aus. Seine Residenz besteht aus einer Menge kegelförmiger wohlgebauter Hütten, in denen seine fünfzig und mehr Frauen hausen. Er selber wohnt in einem viereckigen, nach dem Suahelisystem gebauten Hause, welches mit Dung und Lehm gedeckt ist. Hier empfängt er seine bevorzugten Gäste und birgt seine Wertsachen. Dieses Gebäude nebst einer Anzahl von Schuppen für Ziegen und Schafe und Umzäunungen für Geflügel sind von einer dreifachen Palissade von sehr starken Baumstämmen umgeben, außerhalb welcher sich noch etwa acht noch größere Hütten befinden, jede bewohnt von acht jungen Weibern, welche seinen verfügbaren Vorrat für den Sklavenmarkt bilden, oder auch zu Belohnungen an seine Krieger für geleistete Dienste dienen. Wenn der Mond

hell scheint, der Häuptling guter Laune und frohen Herzens ist, dann tanzen diese Mädchen auf dem tauigen Gras, erwecken das Echo der benachbarten Thäler mit ihrem heymäßigen und ohrzerreißenden Gefreisch und sehen in dem rötlichen Schein des Feuers gar gespensterhaft aus. Mandara verläßt sich jedoch nicht allein auf seine Palissaden. Hundert Krieger halten nächtliche Wache und behüten die Festung, immer bereit, das Kriegsgeschrei zu erheben und über alle Eindringlinge herzufallen. Außerdem hält noch Mandara eine Art mit Ruten bewaffnete Polizei, welche ihm bei feierlichen Anlässen den Weg durch die gaffende Menge bahnt.

Zu solchen feierlichen Anlässen zählen vor allem die Audienzen der Weißen bei dem Sultan. Wer jetzt nach dem Kilimandscharo geht, kennt Mandaras Eigentümlichkeiten aus den Beschreibungen seiner Vorgänger zur Genüge. Die ersten Europäer erwartete dort jedoch manche Ueberraschung. So hielt Thomson gerade seine Begrüßungsrede, als er mitten in derselben etwas verblüfft wurde, darüber, daß Mandaras Auge sich plötzlich auf Thomsons Füße richtete. „Dann nahm sein Mund,“ fährt Thomson fort, „eine wohlbekannte Form an und ich erschrak, als ich einen bekannten Ton hörte, den kleine Knaben von sich geben, wenn sie unbegrenztes Erstaunen oder Unglauben äußern wollen. Kurz, Mandara stieß einen langgezogenen Pfiff aus. In der Meinung, er habe eine Schlange in ungewöhnlicher Nähe meines Fußes bemerkt, zog ich ihn rasch zurück und sah auch dahin. Da ich nichts Auffälliges wahrnahm, blickte ich wieder auf. Dann lachten wir beide — warum, weiß ich nicht — und meiner Rede wurde ein Ende gemacht durch eine Reihe von Fragen über meine Stiefel, welche den Ausbruch des Erstaunens bewirkt hatten.“

Mit der Zeit hatte Mandara sein Pfeifen besonders vervollkommenet, denn nach den neuesten Berichten deutscher Reisender bringt er selbst eine chromatische Tonleiter zuwege, wenn ihm ein Geschenk besonders gefällt.

Mit Waren „von der Küste“ ist er übersättigt, sein

Hauptverlangen ist auf europäische Waren gerichtet, auf feine Gewehre, europäische Betten, Stühle, Anzüge u. s. w., und wenn er europäischen Besuch bei sich hat, so ist er unermüdlich im Stellen von allerlei Forderungen und weiß zu erpressen. Er bietet mitunter den Reisenden auch Gütergemeinschaft an. Charakteristisch für ihn ist folgende orientalisches angehauchte Unterhaltung mit Johnston. Dieser wollte ihn von seinen Erpressungen durch folgende Erzählung abbringen:

„Einstens,“ erzählte er dem Sultan, „lebte in Uaja (Europa) ein Mann, der ein Huhn besaß, welches ihm jeden Morgen ein goldenes Ei legte. Und der Mann freute sich anfangs sehr darüber, aber nach einer Weile wurde er ungeduldig und sprach: ‚Anstatt so viele Tage zu warten, bis ich reich werde von den Eiern dieser Henne, will ich sie aufschneiden und all das Gold auf einmal an mich nehmen.‘ Gesagt, gethan, aber er fand nichts darinnen. Nun war das nicht ein großer Narr, Mandara?“

„Ja—a,“ erwiderte der Fürst gedankenvoll, „vielleicht war er das!“

Dann schlürfte er noch mehr Bier und besann sich. Nach einer Weile wandte er sich zu Johnston und fuhr fort:

„Nun will ich dir auch eine Geschichte erzählen. Wenn ich Samen lege oder ein Bäumchen in meinen Garten pflanze, so laß ich es anfangs ruhig wachsen — ich ziehe es nicht empor, um nach den Wurzeln zu sehen, und pflücke nicht die frühen Blüten und zarten Blätter ab. Ich warte, bis es reif ist, und dann,“ fügte er gedankenvoll hinzu, gerade vor sich hinblickend, „haue ich es ab, wenn es nicht reichliche Früchte trägt.“

Die Weißen sind für Mandara solche Bäumchen, aber man muß zu seiner Ehre sagen, daß er noch keines abgehauen hat.

Er hat schon manches europäische Wunderinstrument gesehen. Die galvanische Batterie, die Thomson mitgebracht hatte, versetzte ihn in krampfhaftes Erstaunen, bis sein Adlerauge von Lüfternheit erglänzte und er sich die Kehle

trocken spuckte und pfiß, um desto mehr Herztärkungen in Gestalt reichlicher Gläser Bombe zu erlangen. Große Freude gewährte es ihm, seine Offiziere und Soldaten an die elektrische Batterie zu kommandieren und einfältig ihre deutlich hervortretenden, wenn auch unterdrückten Schmerzensmienen anzustieren, während sie alle Not hatten, nicht laut aufzuschreien oder sich am Boden zu wälzen. Sie bestanden indessen die Probe wunderbar gut mit der ganzen Selbstbeherrschung, die Kriegsführern geziemt. Mandara selber entzog sich jedoch dem Experiment, weil er fürchtete, behert zu werden. Auch wollte er sich nicht photographieren lassen, wenn er auch seine Krieger zur Aufnahme befohl.

Leider ist der Fürst von schlechten Ratgebern umgeben. Es sind dies die Suahelineger, die wie Parasiten an seinem Hofe leben und allerlei Intriguen gegen die Europäer spinnen. Der natürliche Verstand Mandaras schützt ihn jedoch vor zu großen Fehlern, er weiß seine Erpressungen durch wahrhaft königliche Gastfreiheit, mit der er die Karawanen der Europäer empfängt, wieder gut zu machen. Dies ist um so mehr anzuerkennen, als er selbst niemals an der Küste gewesen und von den Manowari (Kriegsschiffen) der Europäer und den Engländern, Franzosen und Wadatschi (Deutschen) nur durch die Berichte seiner Suahelischmaroker Kunde erhielt. Freilich war er in der Lage, diese Berichte durch die Auskünfte, welche ihm die europäischen Reisenden gegeben haben, zu kontrollieren.

Als in Ostafrika der Wettstreit um die kolonialen Erwerbungen begann, besuchte ihn der in Diensten des Sultans von Sansibar stehende General Matthews und suchte ihn zum Abschluß eines Vertrags zu bestimmen. Mandara war nicht abgeneigt, es zu thun. Er nahm einige hundert Piafter als Anzahlung auf den Vertrag an, fand aber die Papiere des Generals nicht in Ordnung und sandte ihn an die Küste zurück, damit er sich die nötigen Vollmachten hole. Mandara hat nämlich einen Suahelisekretär an seinem Hofe, der für ihn Briefe liest und schreibt. Als bald darauf der Beamte der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft bei ihm er-

schien, kümmerte er sich um die Anzahlung nicht mehr und schloß mit diesem den Vertrag ab; er ist nunmehr ein Bundesgenosse Deutschlands.

Sehr betrübt war er jedoch, daß Dr. Meyer auf seiner ersten Reise zur Besteigung des Kilimandscharo beim Sultan Mareale und nicht bei ihm sein Lager aufschlug, und bombardierte den Reisenden mit Briefen, von denen wir zwei in deutscher Uebersetzung mittheilen:

1. „Im Namen des Allerhöchsten.

„Es möge Dich geleiten Gott der Allerhöchste.

„An die Adresse des Geliebten, des Erhabenen, des Geehrten, des zu Ehrenden. An den Geliebten, den Europäer.

„Gruß sei Dir und die Gnade Gottes und sein Segen.

„Und nach diesem schreibe ich Dir, meine Gesundheit ist noch gut, und nach diesem möge es mit Dir ebenso sein mit dem Wohlsein. Und danach: Seitdem Du gekommen bist nach Taweta, erhalte ich Nachrichten über Dich. Wirfst Du zu mir kommen? Du willst nach dem Kilimandscharo gehen. Nun, ich bin dabei, Dich zu erwarten, und ich, ich bin ein Mann der Deutschen, alle sind meine Freunde, von alten Zeiten bis jetzt. Die Deutschen, der sie kennt, das bin ich; da ist kein anderer Mensch, der sie kennt. Und nun bist Du der erste; Du bist hier einen andern Weg gegangen; zu meinem Plaze kommst Du nicht, und ich bin hier in Moschi und ich bin ein großer Mann. Und wenn Du kommst zum Kilimandscharo, komme her zu mir; der Weg ist gut zu gehen auf den Kilimandscharo, bei Gott, bei Gott, nochmals bei Gott. Ich verkehre von alten Zeiten mit den Deutschen in Freundschaft, Du bist der erste, welcher einen anderen Weg geht. Verweilst Du um meines Geschenkes willen? Nun komme nur zu mir. Bei Gott, bei Gott, nochmals bei Gott.

„Gruß dessen, der den Brief geschrieben, Sultan Mandara, Sohn des Sultans Dschitiya, des Sultanssohnes.“

2. „Im Namen des Allerhöchsten.

„An die Adresse des Geliebten, des Erhabenen, des Geehrten, des zu Ehrenden, des geliebten Doktors

„Friede Gottes des Allerhöchsten. Friede sei mit Dir und die Barmherzigkeit Gottes und sein Segen!

„Und nach diesem teile ich Dir mit, meine Gesundheit ist gut, und ferner möge es Dir mit Deiner Gesundheit ebenso sein. Dein Brief ist zu mir gekommen und was darin steht, habe ich verstanden. Ich bin der Curige von alters her und Du halte doch nicht fest die Verleumdungen der Leute, denn sie kennen mich nicht. Und ich habe nun gefunden einen Europäer, einen Doktor. Er ist hierher in dieses Land gekommen, und wir werden einander sehr lieben, und bei der Begegnung wirst Du mich sehen, den Sultan Mandara, und Gruß. Ich wollte Dir Speise senden, aber ich habe folgende Bedenken gefunden: als jener Weiße kam, welcher in Taweta war (Teleki), habe ich ihm ein Kind geschickt und er hat mein Kind nicht angenommen und er hat es zurückgeschickt. Ich bin ein großer Mann, zu geben einem Manne. Ich gebe nicht um eines guten Gegengeschenkens willen. Ich liebe die Deutschen, weil ich euer Bundesgenosse bin, und ich habe Vertrag geschlossen mit meinem Freunde, dem Doktor (Zühlke) und siehe nur nach in Deinem Buch, da wirst Du euren Bundesgenossen finden. Bis wie lange haben wir diesen euren Bund verschoben und Du willst nun nicht zu mir kommen, um euren Bundesgenossen zu sehen? Ihr haltet fest Worte von Leuten, die nichts von der Geschichte verstehen.

„Und Gruß von dem, der den Brief geschrieben, dem Sultan Mandara, dem Sohn des Sultans Dschitiya, mit seiner Hand.“

Dr. Meyer ging nicht zu Mandara, da er fürchtete, daß diese Bekanntschaft ihn zu viel kosten würde; er schickte jedoch eine Gesandtschaft mit Geschenken an ihn ab, und da um dieselbe Zeit auch der Reisende von Eberstein mit Geschenken von Dr. Peters sich zu Mandara begab, so war der Fürst gewiß mit seinen lieben Wadatschi zufrieden.

Mit dem letzten Deutschen, der ihn besuchte, mit Otto E. Ehlers, lebte er in großer Freundschaft, und Ehlers brachte auch vier Dschaggakrieger nebst einem Dolmetscher



Lagerbild bei Mandarins Dorf.



Lagerbild bei Mandaras Dorf.

Bibliothek der
Leschalle in Bremen

nach Berlin, wo er sie als Gesandte des Bundesgenossen Mandara beim Kaiser einführte, wobei die Gesandten einen 118 Pfund schweren Elfenbeinzahn und einige Waffen als Geschenke überreichten und ihre Kriegstänze aufführten.

Kaiser Wilhelm II. sandte dafür Mandara schön gearbeitete Waffen, Theatermäntel und eine Anzahl von interessanten Modellen, wie Feuersprizen und dergleichen, während unser Kronprinz dem elfjährigen schwarzen Prinzen am Kilimandscharo eine weiße Kürassieruniform und ein Dreirad stiftete, damit der künftige Herr von Moschi, ebenso wie einst König Bells Sohn, der Thronfolger von Kamerun, sein Land durchfahren könne. Ehlers brachte diese Geschenke, die gewiß viel Pfeifen erzeugt haben, nach dem Kilimandscharo.

Der Afrikareisende Ehlers hat übrigens am Fuße des Kilimandscharo auch den Geburtstag des Kaisers Wilhelm im Verein mit Mandara gefeiert — ein so seltenes Fest, daß wir desselben nach dem Berichte des Reisenden*) ausführlicher gedenken möchten.

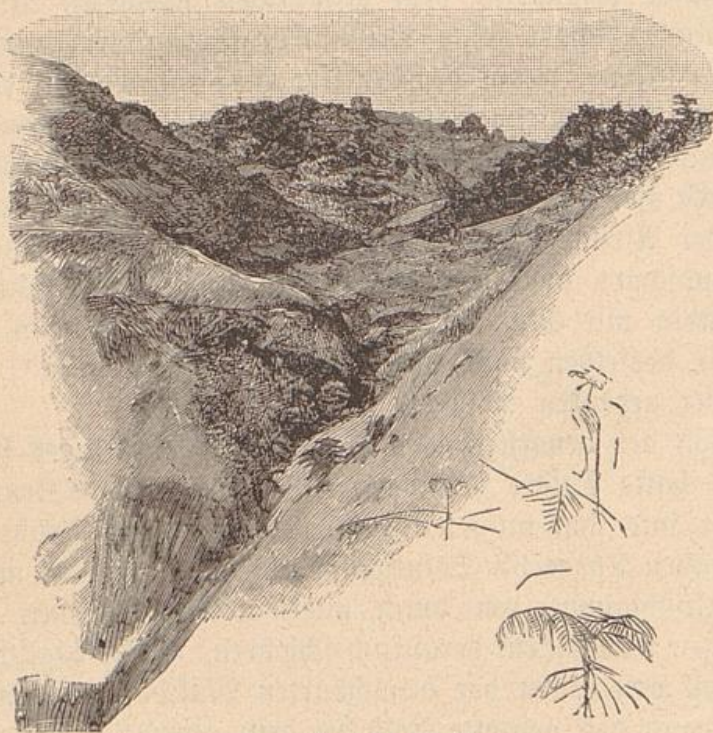
Von der bevorstehenden Feier des Geburtstages seines Kaisers hatte Ehlers Mandara einige Tage zuvor Kenntnis gegeben und ihm mitgeteilt, er würde in der Frühe des betreffenden Tages 33 Salutschüsse abfeuern. Ehlers machte die Ankündigung, um durch unerwartetes Schießen nicht unnötigen Kriegslärm heraufzubeschwören, zumal täglich ein Ueberfall von seiten der benachbarten Wakiboscho befürchtet wurde, und das gesamte Volk bei dem geringsten Anlaß in Aufregung geraten wäre.

Am Vorabend des Festes sandte Mandara einen prächtigen silbergrauen, mit Bananen gemästeten Buckelochsen, der auf jeder Mastviehausstellung berechtigtes Aufsehen erregt haben würde, als Geschenk. Sein erster Minister brachte ferner im Auftrage des Fürsten zehn Pakete Stearinkerzen, mit der Weisung, Ehlers möge damit sein Haus festlich erleuchten.

Am folgenden Morgen wurde die schwarz-weiß-rote

*) Vgl. Kölnische Zeitung 1889.

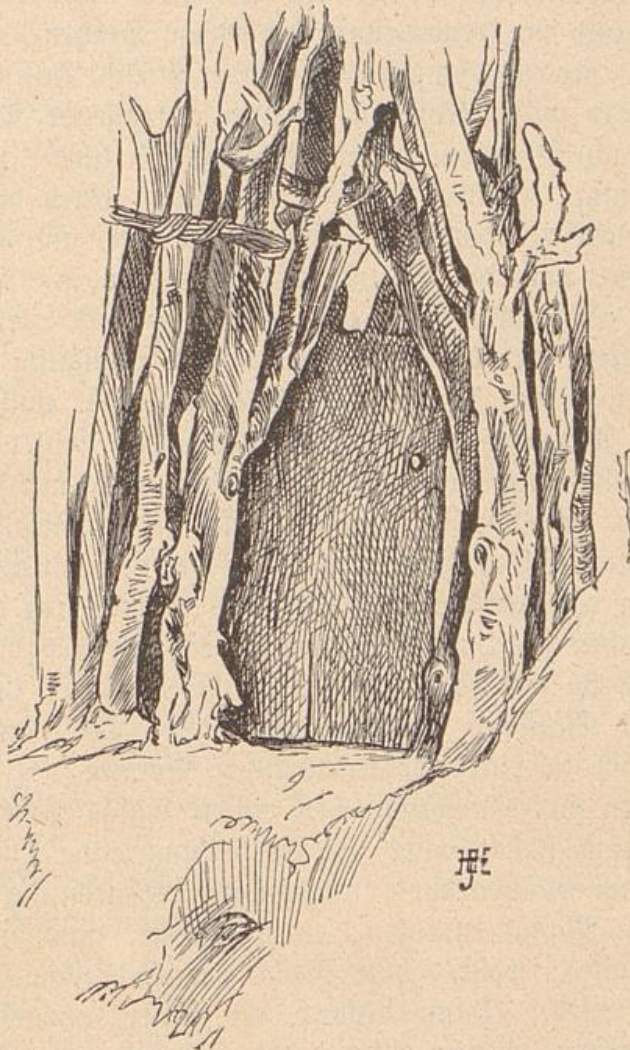
Flagge am hohen freistehenden Maste vor Ehlers Wohnung gehißt und 33 Schüsse donnerten in die zu beiden Seiten der Station gähnenden Schluchten, überall lautes, mehrfaches Echo weckend. Kaum war der letzte Widerhall des letzten Schusses verklungen, so begann ein wahres Bombardement in der etwa 800 Fuß tiefer am Berge liegenden Residenz Mandaras. Der Fürst von Moschi salutierte zu



Eine Schlucht in Moschi.

Ehren Seiner Majestät des Kaisers Wilhelm. Bald darauf erschien ein Bote und meldete, Mandara würde gegen Mittag persönlich seine Glückwünsche überbringen und von den ihn begleitenden Kriegern militärische Evolutionen und Tänze aufführen lassen. Wohltönender Gesang verkündete zur festgesetzten Zeit schon von weitem das Nahen des Zuges, der sich von der Residenz aus auf schmalen, verschlungenen Pfaden, an den Abhängen der Schluchten entlang, auf die Station zu bewegten. Mit Hilfe seines Fernglases erkannte Ehlers die Hünengestalt Mandaras, der an der Spitze seiner

Soldaten marschierte, angethan mit einem weißen, ihm von Ehlers verehrten Tropenhelm. Nachdem die Krieger die letzte steile Anhöhe erklimmen und sich gesammelt hatten, wurde unter betäubendem Lärm ein Scheinangriff auf die



Ein Thorweg in Dschagga.

Station ausgeführt. Ehlers' Soldaten, von der Küste mitgebrachte Suahelineger, waren vor dem auf einer kleinen Bodenerhebung erbauten Wohnhause aufgestellt und eröffneten aus ihren Mauserbüchsen ein lebhaftes Feuer mit Platzpatronen auf die Angreifer. Es war ein Bild von

wunderbarem Reize, die nackten schwarzen Gestalten der wild heranstürmenden Wadschagga in ihrem vollen Kriegsschmucke, heraldisch bemalte Schilde und in der Sonne blitzende Speere schwingend, dazu das üppige Grün der an den Schluchtabhängen sich ausdehnenden Blumenhaine, der lichtblaue Tropenhimmel und im Hintergrunde die beiden Spitzen des Kilimandscharo, der ewig schneebedeckte, über 20000 Fuß hohe Kibo und der in wildzerklüfteten Formen aufragende Kimawensi.

„Nach Beendigung des Angriffes,“ lautet weiter die Schilderung Ehlers', „wurde das Thor eines hohen, die Station einfriedigenden Holzzaunes geöffnet, und die Sieger erschienen, um ihre Tänze aufzuführen; voran Mandaras Bruder, als Kommandeur der Truppe und als Stellvertreter des Fürsten, der bei der letzten starken Steigung niedergebroschen war und das Rennen hatte aufgeben müssen, was mich in Anbetracht seiner Beileibtheit und seiner sitzenden Lebensweise nicht weiter wunder nahm, aber mit lebhaftem Bedauern erfüllte, da Mandara ein liebenswürdiger, sehr unterhaltender Gesellschafter ist. Weder von seinem Bruder, noch von den verschiedenen ebenfalls erschienenen Ministern und Großen des Landes kann man ein Gleiches behaupten; auch sind sie nicht der Suahelisprache mächtig, in der ich mich mit Mandara leidlich verständige. Die Vornehmsten nötigte ich in einen verandaartigen Vorbau des von mir bewohnten Holzhäuschens, ließ ihnen einige Erfrischungen reichen und nahm dann die Vorstellung einer vor einigen Tagen am Mandarahofe angelangten Abordnung der gefürchteten Massai entgegen, eines wilden, nomadisierenden Räubervolkes, welches mit Recht der Schrecken Ostafrikas genannt wird. Dann begann der Tanz, ausgeführt auf einem weiten ebenen Platze der Station von mehr als 200 Kriegern. Hunderte von Eingeborenen waren von den umliegenden Höhen herbeigeströmt und lagerten in malerischem Durcheinander auf dem terrassenförmig vor dem Wohnhause abfallenden Gelände oder auf den die einzelnen Bodenerhebungen miteinander verbindenden Treppen. Unter einem schattenspendenden Baume hockten abgesondert von den übrigen

Gästen die Massai, mit vornehmer Blasiertheit dem bunten Gewirre zuschauend. Das einzige, was scheinbar ihre Beachtung erregte, war eine Hängematte, in der ich dem Schauspiele beiwohnte. — —

„Wenn ich irgend etwas an der ganzen wohlgemeinten und auch zweifellos gelungenen Huldigung auszusetzen hatte, so war es die Dauer derselben. Acht geschlagene Stunden lang zwischen 200 tanzenden und singenden Wilden den liebenswürdigen Schwerenöter spielen, das hält der stärkste Mann nicht aus, ohne seine Nerven zu spüren. — —

„Inzwischen war die Sonne mit jener Farbenpracht untergegangen, die man nur in den Tropen sehen kann. Als meine Gäste sich aber auch dann noch nicht verzogen, ließ ich einige Holzstöße anzünden und bei dem blutroten Scheine des lodernden Feuers wurde der Tanz fortgesetzt. Erst um 8 Uhr morgens erreichte die Festlichkeit ihr Ende. Beschenkt mit einigen Stücken weißen Baumwollensstoffes zog die fröhliche Schar von dannen. Die Massai hatten rote Glasperlen als Geschenk erhalten und alle Welt war glücklich und zufrieden, nicht zum mindesten ich selber, als ich nun endlich Zeit fand, mich zu Tische zu setzen und als einsamer Europäer inmitten der Wildnis beim stillen Mahle auf die Gesundheit meines Kaisers zu trinken.“

Diese Charakterzüge dürften genügt haben, um den Fürsten von Moschi unseren Lesern menschlich näher zu rücken. Wir müssen jedoch noch einen anderen Waniki kennen lernen, den Sultan Mareale, durch dessen Reich Marangu der Weg zum Kilimandscharo führt.

Das ganze Ländchen Marangu ist, wie die meisten Dschaggastaaten, eine natürliche Festung. Unzugängliche Schluchten und Rämme bilden die natürlichen Grenzen desselben und an den wenigen zugänglichen Stellen erheben sich Stadt- oder vielmehr Landesthore. In Dschagga gibt es keine Dörfer, das ganze Land ist gleichmäßig mit Hütten überfäet, von denen jede Familie einige besitzt. So ist auch Marangu ein großes Dorf zu nennen. Der Zugang zu demselben von Moschi aus ist nicht besonders leicht. Ein

Tagemarsch ist nötig, um die südliche Grenze des Ländchens zu erreichen, welche durch ein fast unübersteigliches Bollwerk gebildet wird. Ein reißender Fluß, welcher zwischen steilen Felswänden herunterfließt, trennt Marangu von der umliegenden Wildnis.

Wer am Rande dieser Schlucht stehen bleibt und nach der gegenüberliegenden Seite hinunterschaut, dem scheint der



Mareale, Sultan von Marangu.

Uebergang von Bögeln allein ausführbar zu sein. Wem aber die Einwohner von Marangu freundlich gesinnt sind, dem zeigen sie, wie er hinab und hinauf klettern soll und wo der reißende Strom passierbar ist, und den lassen sie auch durch das „Eingangsthor“ hindurchkriechen: einen dreieckigen Schliß von kaum 1 Meter Höhe und Breite, aber 2 Meter Länge.

In dieser Festung gibt es auch eine Armee, die auf dem Kriegsfuß an 400 Mann zählen dürfte und von der die Hälfte mit Snidergewehren bewaffnet ist. Mareale, der junge Fürst von Marangu, residirt in einer Burg, in der

viel mehr bildende Kunst entfaltet ist als in Moschi: Zuerst eine solide Mauer oder steinerne Umwallung, dann die kleineren Räume durch außerordentlich nette Hecken wohlbeschnittener Drachenbäume voneinander getrennt, und zuletzt starke Zäune von breiten Planken umgelegt, um die verschiedenen Räume der Mfresko-Residenz des Sultans abzutheilen und voneinander abzuschließen. Diese Bretter waren nicht gefügt, sondern zunächst einfach gespalten und dann durch leichtes Behauen mit einer kleinen Art glatt gemacht, bis sie überall gleiche Dicke hatten. Die Planken werden aneinander befestigt durch starke Lederstränge, welche durch eingebaute Löcher hindurchführen.

Fürst Mareale wird von Johnston noch habgieriger als Mandara geschildert. Sein Gelüste nach europäischen Dingen ging so weit, daß er einmal den Wunsch äußerte, den Ueberzieher Johnstons anzuprobieren, und als er dies gethan, mit dem Rock davonlaufen wollte und mit Gewalt festgehalten werden mußte. Außerst charakteristisch sind seine Bestellungen, die er Johnston aufgab, und welche Geschenke betrafen, die ihm dieser von der Küste senden sollte. Johnston schildert diese Scene wie folgt:

„Sieh,“ sagte Mareale, „du mußt mir dieses Bett geben,“ wobei er mit seinen Tagen auf mein schönes, reines, weißes Lager klopfte.

„Jawohl,“ erwiderte ich, „wenn ich vom Berge zurückkomme.“

„Und diesen Stuhl?“

„Ja, und den Tisch auch!“

„Ja, das ist gut; jetzt nimm Kartassi (Papier) und schreibe alles nieder, was der Balosa (der englische Konsul in Sansibar) mir von der Küste senden soll.“

Ich zog also ein Blatt Notizpapier hervor, nebst einer Feder und that, als ob ich schriebe.

„Zuerst wünsche ich dreißig Faß Pulver.“

„Jawohl,“ entgegnete ich in freundlichster Nachgiebigkeit und schrieb ganz geschäftig.

„Sodann 100 Bunduki Sneider (Snidergewehre) und

100 Bundukisa fataki (Vorderlader) und 1000 Biaffi (Patronen) für die Bunduki Sne-ider, und eine große Kinanda (Orgel), wie die Araber haben, und eine kleine Schachtel wie diese (mein Eßgeschirr) und einen Tisch und ein Haus von Zeug (Zelt) und 30 Traglasten großer roter Perlen, und 30 Traglasten schöne blaue Perlen und 50 Traglasten Merikani und Soruali (Hosen, ein handgreifliches Bedürfnis) u. s. w."

Hier hielt er inne, um nachzudenken, ob ihm etwas noch einfiel, aber Kiongwe (einer der Begleiter Johnstons), wütend über seine Habgier, konnte nicht länger an sich halten und sprach zu mir in gebrochenem Englisch: „Dieser Mensch ist vom Teufel besessen!“

Der Sultan spitzte die Ohren und fragte argwöhnisch: „Was sagt er da? Kitugani Teufel?“ („Was ist das, Teufel?“)

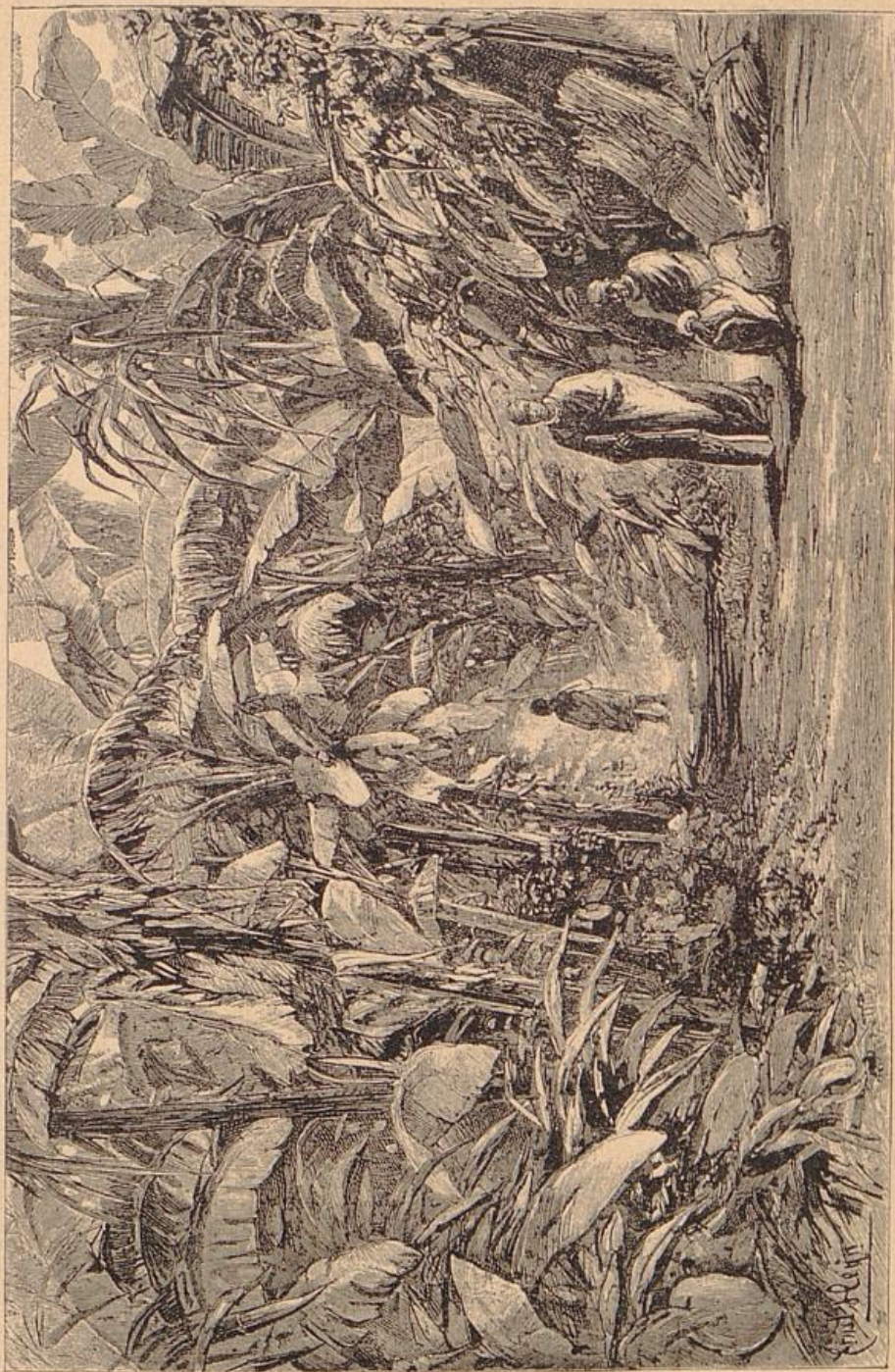
„D,“ erwiderte ich mit vieler Geistesgegenwart, „eine Art Rock wie dieser,“ indem ich auf mein Jacket zeigte.

„Sehr gut, sehr gut,“ antwortete er, „schreibe dies noch dazu, zwei Teufel!“ — —

Damit endete die Wunschliste.

Dr. Meyer, welcher längere Zeit bei Mareale geweilt hat, stellt ihm keineswegs ein so ungünstiges Zeugnis aus, rühmt vielmehr die freundliche Aufnahme, die ihm zu teil ward.

Mareale lebt nach Meyers Schilderungen ebenso wie Mandara. Seine Herrschaft über seine Unterthanen ist eine durchaus despotische; Land und Volk gehören ihm zu eigen, aber er ist klug genug, von seiner Gewalt keinen unmäßigen Gebrauch zu machen. Die Kriegszüge Mareales sind vorwiegend nach den östlichen Dschaggastaaten, insbesondere nach der Landschaft Rombo gerichtet und haben ihren Zweck erreicht, wenn so viel Vieh geraubt und so viel Eingeborene zu Sklaven gemacht sind, wie Mareale gerade für ein besonderes Vorhaben braucht. Mit Vieh befriedigt er die Ansprüche seiner Großen, mit Vieh bezahlt er die neuen Erwerbungen seines Harems (so hat er beispielsweise an



Eine Bananenpflanzung in Marangu.



Eine Bananenpflanzung in Marangu.

Bibliothek der
Lesehalle in Bremen

Mandara für eine Tochter desselben 100 Kinder bezahlt) und der Verkauf von Sklaven befriedigt seine Bedürfnisse an europäischen Erzeugnissen, wie Pulver, Eisendraht, Baumwollzeug u. s. w. Beständig leben in seiner Umgebung vier bis sechs Suaheli von der Küste, welche die Sklaven nach Lameta bringen, von wo dieselben an eine der durchziehenden Araberkarawanen verkauft werden. Außerdem wird auch Mareale, wie Meyer es wiederholt sah, von Somal besucht, die ihre lebendige Ware nach den Galla- und Somaläländern bringen.

Mareales Lebensgeschichte gibt uns einen Einblick in die inneren Zustände der Dschaggastaaten. „Als sein Vater starb, war er 1½jährig und wurde mit seiner Mutter von seinem Oheim väterlicherseits, der die Herrschaft an sich gerissen hatte, vertrieben. Er hielt sich nun jahrelang in Moschi bei Mandara, in den Landschaften Mamba, Kilema, Kiboscho auf, wuchs heran und stellte sich, 22jährig, an die Spitze eines Raubzuges, den die Wakiboscho nach Marangu ausführten. Der Person seines Onkels konnte er dabei nicht habhaft werden, nahm aber, von den Gegnern zurückgetrieben, fast alles Vieh mit. Inzwischen hatte sein jüngerer Bruder, welcher harmlos in Marangu geduldet wurde, heimlich durch Versprechungen zahlreiche Anhänger in Marangu selbst gewonnen, und eines Tages entstand eine Palastrevolution. Mareales Onkel wurde nach dem Nachbarstaat Mamba vertrieben, wo er noch heute als kranker Greis lebt, und herbeigeführt durch die Revolutionäre, zog Mareale als neuer Herr in Marangu ein.“

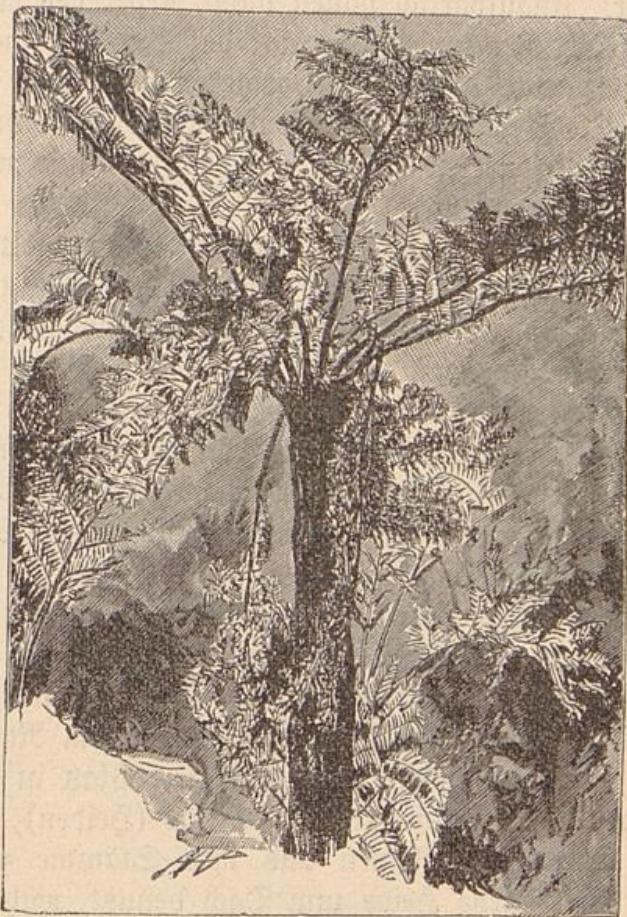
Dies sind die hervorragendsten Fürsten von Dschagga, die niemals von ihren Bergen in die Ebene hinabsteigen, welche so verlockend sich vor ihren Augen ausbreitet und auf ihren Felsenhorsten wie echte Raubritter haufen. Welch langer Arbeit wird es wohl bedürfen, bis das so gut beanlagte Dschaggavolk geordnetere Zustände erleben und aus seiner Tiefe zu einer lichterem Kulturstufe erhoben wird?

Von den Palmen zum ewigen Schnee.

Von der fieberschwangeren Küste, durch die glühendheiße Njika, durch das Paradies von Taweta sind wir bis jetzt gewandert, um auf dem herrlichen Sockel des Schneeberges das eigenartige Volk von Dschagga und seine raubgierigen und uns doch so heiter stimmenden Fürsten kennen zu lernen. Wir nehmen nunmehr Abschied von den bienenkorbbahnlichen Hütten, von unseren Milch- und Honiglieferanten, wir schütteln Mareale die uns dargebotene Hand, um höher zu steigen, das afrikanische Hochgebirge kennen zu lernen. Wir wissen wohl, daß uns dort oben kein gastlicher Empfang erwartet; in jenen Höhen, zu denen unser Auge emporsehaut, wohnen keine Menschen mehr, in jenen Wäldern, die den grünen Berggürtel bilden, schweifen nur Jäger umher, die dem Büffel nachstellen, über diese hinaus auf die grasbestandenen Hänge wagt sich nur die Antilope und der kletterkundige Elefant, dann verstummt in größeren Höhen auch der Vogelgesang und das Krächzen der Raben und der Schrei des Habichts; dann erlischt auch das Pflanzenleben, das uns zuletzt noch durch gelbe und violette Blumen erfreut, dann beginnt die Region des Todes, der ewige Schnee und das ewige Eis, welche den einst glühenden und donnernden, flammenspeienden Krater füllen, die tote Welt, in der nur der Sturmwind sein Lied heult.

Das wissen wir alles, und mit ernster Stimmung erfüllt uns jetzt der Blick zur Höhe, und ernst gestimmt sind auch unsere Genossen, die braunen Burschen, die von der feuchtwarmen Küste bis hierher mit uns gezogen sind. Sie wissen, daß auf diesem Berge (Kilima) der Ndscharo, der Dämon haust, welcher die Kälte bringt, und in ihrem Kopfe spuken hundert Geschichten von den Zauberkräften, welche die dort funkelnde und glänzende weiße Medizin birgt, welche jetzt der weiße Mann holen will. Sie haben hier eine neue Welt gesehen. Am Fuße des Berges, am ersten fühlen

Morgen, waren sie erstaunt, daß der Karawanenefel „Dampf schrie“, und daß ihr eigener Atemhauch sich zum Dampf verdichtete. Was werden sie wohl noch in diesem Lande der Kälte erleben, in dem sie sich in Decken hüllen müssen und wie der weiße Mann kleiden? Aber vorwärts geht's.



Baumfarn.

Kwa heri, Marangu! Lebe wohl, Marangu! Lebe wohl, du mit Menschenleben erfülltes Thal, der Buschwald nimmt uns auf, und wenn wir noch 100 Meter höher gestiegen sind, dann kommen wir in der Meereshöhe von 1900 Meter in die Region der Wolken, der unablässigen Niederschläge und in die Region des Urwaldes, dessen obere Grenze erst in 2700 Meter Höhe zu finden ist.

Es ist nicht der paradiesische Urwald von Taweta, sondern der Wald, wie wir ihn ähnlich an den östlichen Hängen der Anden in Südamerika finden, der finstere, undurchdringliche Feind des Menschen, in dem die Doradofahrer starben und verdarben, eine Wildnis, der sie fluchten! Ja, ähnlich ist es hier. Unaufhörlich hüllen dichte Nebel den Wald ein, und ein feiner Regen rieselt herab; dabei ist die Temperatur kühl im Vergleich zu der der niedrigeren Zone und sinkt bis auf $+ 6^{\circ}$ C. Meterlange Bartmoose durchwachsen den Wald und sein Boden ist ein Morast, auf dem man nur mit Mühe vorwärts dringen kann.

Tierisches Leben ist hier verhältnismäßig selten, nur gelegentlich begegnet man den Spuren der Elefanten oder findet ein paar zerstreute Federn des Helmvogels, dunkelblau mit roten Spitzen.

Glücklicherweise dauert der Marsch durch diese Wildnis nicht lange, wir gelangen in die von braunem Graße und Gruppen verkrüppelten Holzes bewachsenen Höhen und machen auf einem Lagerplatze Halt, den Johnston bei seiner versuchten Besteigung angelegt hatte.

Er hatte kurz vorher als Bundesgenosse Mandaras gegen die Eingeborenen von Kiboscho gekämpft und ihnen durch ein abgebranntes Feuerwerk eine heillose Furcht eingejagt. Trotzdem mußte er befürchten, daß sie an ihm Rache üben könnten, und verwandelte darum diesen Platz in eine Art befestigten Lagers. Die riesigen Erikas (Heiden), die hier wachsen, wurden abgehauen und ihre Stämme zu Hauspfählen, die trockene Heide zum Dach benutzt, während das den Boden bedeckende grobe Gras ausgerupft und auch zum Eindecken der Hütten und zur Ausfütterung von Schlafstellen benutzt wurde. Diese Arbeit wurde mit solcher Eile betrieben, daß noch vor Anbruch der Nacht fünfzehn einladende Hütten nahezu vollendet wurden. Am anderen Tage, der auf eine stürmische Gewitternacht folgte, wurde die ganze Ansiedelung mit einer starken Hecke oder „Boma“ umgeben. Der rauschende Bach floß längs einer Seite des kleinen Dorfes hin und das einzige Eingangs- und Ausgangsthor

war so angelegt, daß es leicht versperrt und unzugänglich gemacht werden konnte. Der dem Führer zugehörige Teil des Lagers war durch ein starkes Gitter von dem übrigen abgegrenzt und sollte im Falle eines Angriffs als Citadelle und letzte Zuflucht vor den Belagerern dienen.

Die Einwohner von Riboscho kamen auch, aber um Frieden zu schließen und Nahrungsmittel zu verkaufen, und so war der Platz die Stätte eines geselligen Treibens. Nach Johnston benutzte ihn Teleki und kurz darauf Meyer, dessen Weg wir auch von nun an bis zu der Schneeregion des Kibo verfolgen wollen. Als Johnston den damals höchsten Punkt von 4973 Meter erreicht hatte, schrieb er: „Vielleicht sind unter meinen Lesern einige, welche die Riesenspitzen in Südamerika, Indien und Armenien erklettert haben und über die unbedeutenden Schwierigkeiten lächeln würden, welche der Kilimandscharo bietet, ein Berg, der ohne einen Alpenstock erklettert werden kann, auf welchem die hauptsächlichsten Hindernisse von Nebel und Kälte herrühren, die aber kaum einen Schöppestedter abhalten würden, den Brocken zu besteigen . . .“ Johnston irrte in dieser Beziehung. Wir werden sehen, daß die Besteigung des Kilimandscharo mit ganz anderen Schwierigkeiten verbunden ist.

Meyer kam am 8. Juli auf dem Lagerplatze Johnstons an. Beim Durchzug durch den Urwald war einer seiner Soldaten spurlos verschwunden und fand sich auch später nicht wieder. Meyer und von Eberstein von der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft, der ihn begleitete, fanden die von Teleki gebauten Grashütten noch in guten Zuständen und konnten sich sofort zur Besteigung rüsten.

Meyer hatte Proviant nur für sechs Tage mitgenommen, da Mareale versprochen hatte, weiteren Proviant nachzusenden. Die Karawane zählte 22 Mann, und von diesen wurden acht Freiwillige genommen, welche die Weißen weiter hinaufbegleiten sollten. Hier wurden unter dieselben wollenes Unterzeug, Oberkleider und Schuhwerk ausgeteilt. „Gegen Abend,“ berichtet der Reisende, „legte sich dichter Nebel auf unser Lager, und mit bangen Erwartungen krochen wir in

die Schlafdecken. Kaum eingeschlummert, wurden wir durch angstvolles Geschrei aufgeschreckt. Wir stürzten aus dem Zelt und sahen zu unserem Schrecken die eine Hälfte des Lagers in heller Lohe stehen. Der heftige Wind wirbelte die Flammen und Funken zum schwarzen Nachthimmel empor, die rettenden Neger rannten hin und wieder, und dazwischen



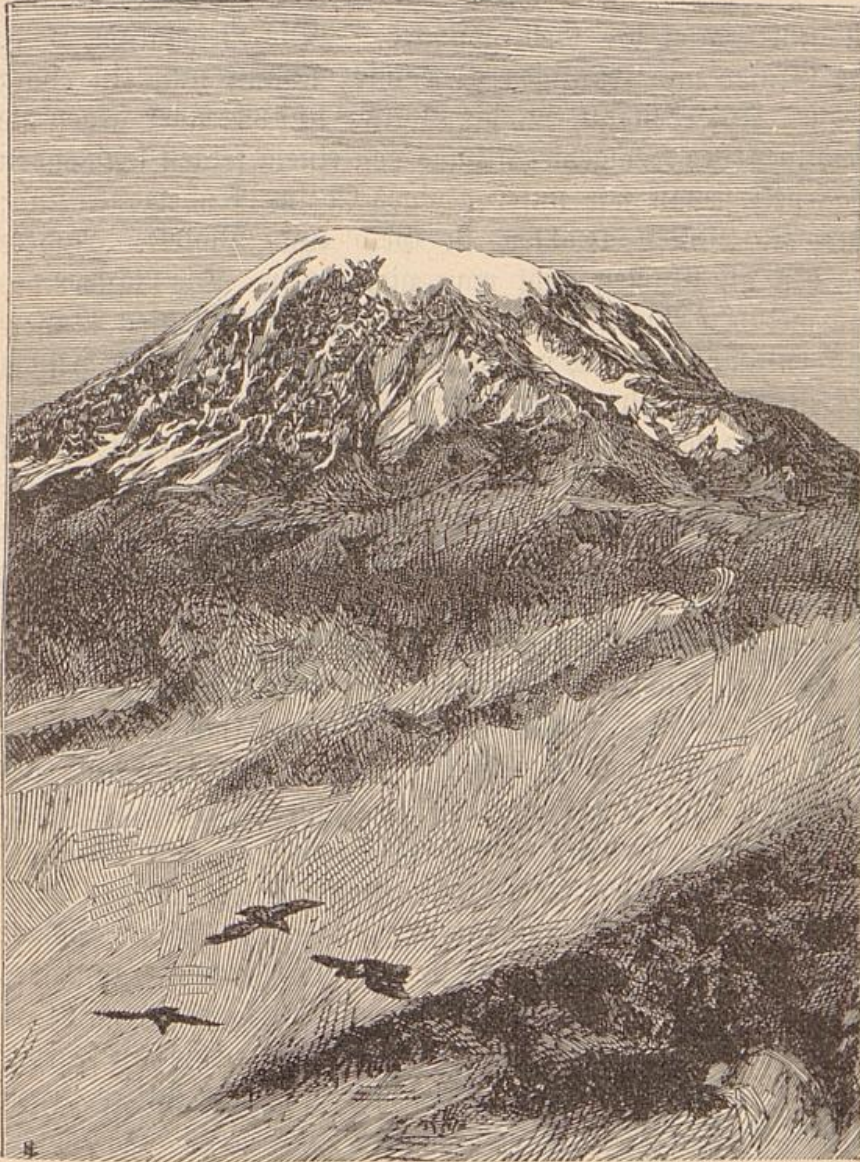
Senecio Johnstoni.

explodierten einige verbrennende Afikarigewehre, daß uns die Kugeln pfeifend am Kopfe vorüberslogen. In zehn Minuten waren die Hütten eingeäschert; von meinem Gepäck, das ich stets vor dem Zelt außerhalb der Hüttengruppe aufstapeln ließ, war nichts verbrannt, aber viele der Leute hatten Schlafmatte und Nahrungsmittel verloren. Die ver-
schont gebliebenen mußten mit ihnen teilen."

Trotz dieses Unfalls wurde am 9. Juli bei klarem Wetter der Anstieg auf die Mitte des Sattels zwischen dem

Kibo und Kimawensi zu unternehmen, wo ein Hügel eine weithin sichtbare Landmarke bildete.

Der Weg führte jetzt durch eine breitgedehnte Halde



Der Dom des Kibo.

mit gewaltigen Lavafeldern, welche, so weit das Auge reicht, mit einer herbstlich grauen Grassur überzogen ist. Der Busch verschwindet nach und nach; nur in den Einschnitten

der Bäche wächst der wunderbare *Senecio Johnstoni*, eine baumartige, 2—3 Meter hohe Komposita, die zuerst am Kilimandscharo gefunden wurde.

Bei 3800 Meter Höhe beginnt eine neue Terrainstufe zu dem Sattel des Gebirgsstockes. „Die Vegetation, d. h. die Gräser und krautigen Gewächse, nimmt nun ein völlig graues Aussehen an, da die Blätter und Stengel gegen die Unbilden des Hochgebirgsklimas von einem feinen schützenden Haarpelz genau wie unser alpines Edelweiß überzogen sind; nur die Blüten leuchten in Gelb und Violett. Andere Farben an Blumen sieht man nicht mehr. Die Ränder des murmelnden Bächleins, an dem wir von dem kleinen Wasserfall entlang aufwärts wanderten, bilden den einzigen grünen Streifen im Graubraun der Landschaft. Gelbblühende Ranunkulaceen und Strohblumen vermehren den Eindruck der Ähnlichkeit mit unserer heimischen Flora außerordentlich, aber die Eigenart der vulkanischen Wälle zur Rechten und Linken des Bachthales läßt die Illusion nicht vollständig werden.“

In 3970 Meter erreichten Meyer und von Eberstein die Quelle des Bächleins, der wegen der Anwesenheit des ersten Schneeflecks im Schatten des Felsens der Name der „Schneequelle“ gegeben wurde. In der Nähe derselben befand sich eine Höhle in dem Lavawalle, und hier bezogen die Freiwilligen das Nachtlager. Ihre Stimmung war eine gedrückte. Sie sahen nun zum erstenmal die weiße Daua (Medizin) und Meyer mußte sie, indem er etwas Schnee verschluckte, überzeugen, daß sie eigentlich nichts Furchtbares sei. Auch die unheimliche Stille der Natur und die mit dem Anbruch der Nacht zunehmende Kälte erfüllten sie mit Furcht, und so saßen sie zitternd und stumm um das mit trockenen Krautstengeln genährte Feuer da.

Ein wunderbares Schauspiel bot sich an dem kalten Morgen (5° C. Kälte) des 10. Juli. „Der schneeige Gipfel des Kibo strahlte uns im Lichte der Frühsonne in entzückender Klarheit entgegen; seine untere Hälfte sowie der ganze Kimawensi waren durch die vorliegende Terrainstufe verdeckt.

Aber gerade dieses geheimnisvolle Funkeln der Firnhaube schüchterte die Leute völlig ein."

Nur drei erklärten sich zögernd zum Weitermarsch bereit. So wurden denn die fünf Mutlosen mit dem großen Zelt in der Höhle zurückgelassen, während die drei Mutigen das kleine Zelt, den photographischen Apparat, Brennholz und Lebensmittel für drei Tage mit sich nahmen. Meyer und von Eberstein trugen die Messapparate. Alles andere, auch die Waffen, wurde als überflüssig zurückgelassen.

Der Sattel wurde überschritten und am Fuße des Kibo in einer Höhe von 4340 Meter das kleine Zelt aufgeschlagen. Da die Nacht klar und äußerst kalt zu werden versprach, so wurden die drei Neger zu den übrigen zurückgeschickt, mit dem Befehl, in zwei Tagen zurückzukommen und die Weißen abzuholen.

Die beiden Europäer blieben allein. Es war hier anders als auf dem großen Kamerunberge. An den Hügeln empor zogen sich Schneefelder. Weißblühende und weißblättrige Strohblumen waren die einzigen höheren Pflanzen, aber selbst hier fand Meyer im Schutze eines Auswurfblockes eine kleine gelbe Ranunkulacee, mehr noch war er über ein anderes Zeichen des Lebens in diesem stillen Gebiet der anorganischen Natur erstaunt, über das Auffinden von Spuren eines großen Spalthufers, vermutlich einer Antilope, die über den Plateausattel nach Norden und Süden hinführten. Von Lebewesen bemerkte er sonst nur noch eine winzige graue Spinne, die in der Asche und in dem Schlamme ihre kleine Höhle baut und doch wohl auch hier animalische Nahrung finden muß.

1000 Meter über diesem Hochplateau erhebt sich der Kibo als einstiger echter Krater, dessen firnbedeckter Oberrand vollkommen horizontal abgeschnitten erscheint. Von der schneefreien Nordseite war den steilen Wänden nicht beizukommen, aber auf der Ostseite entdeckte Meyer mit dem Fernglas dort, wo die zusammenhängenden Schneefelder bis zur Hochebene herabreichten, eine Angriffslinie, auf welcher die beiden Deutschen am nächsten Tage es wagen wollten.

Nach dieser Refognoszierung kehrten sie frostzitternd in das Bivak zurück, machten aus den Büschen der Strohblumen etwas Feuer und legten sich, nachdem sie etwas heißen Grog genossen, zur Nachtruhe nieder.

„Nur eine Nacht habe ich erlebt,“ schreibt Meyer, „die schlechter war als diese, nämlich die darauffolgende nach der Besteigung. Die Temperatur fiel rapid, der Wind pfiff durch das dünne Baumwollenzelt, als wäre es ein Fischnetz, vom Boden aus kroch uns die Kälte in die Glieder und schüttelte uns wie im Fieber und dazu marterte meinen Gefährten ein stechender Kopfschmerz, der ihn die ganze Nacht stöhnen machte, mich aber die nicht minder quälende psychische Erregung und der bange Zweifel: Wird's gehen?“

„Beim ersten Morgendämmern am 11. Juli trat ich hinaus. Die Luft war klar, aber ich erschrak fast, als ich am Minimumthermometer 11° C. Kälte ablas. An Feuer machen war nicht zu denken. Wir nahmen etwas Tafelschokolade und einen Schluck Cognac zu uns und machten uns mit Sonnenaufgang marschfertig. Jeder von uns war in wohlvernagelte Schnürschuhe, zweifaches wollenes Unterzeug, dicke wollene Oberkleider, Wollhandschuhe, Schneebrille und Schneeschleier gekleidet; jeder hatte einen selbstverfertigten festen Bergstock mit Eisenspitze, und außerdem trug Herr von Eberstein ein Gletscherseil, eine Provianttasche und ein Aneroid; ich selbst das andere Aneroid, die Stuis mit Hypsometer, Thermometer und Krimstecher und eine Wasserflasche. Kurz nach Sonnenaufgang waren wir unterwegs.“

Zunächst ging es über weite, übereinander gelegene Schneefelder, auf welchen hier und dort schwarze Auswürflinge hervorjagen. Das Wetter war äußerst günstig; der Kibo stand in handgreiflicher Nähe vor den Augen und mit freudigster Zuversicht schritten die Bergsteiger vorwärts, ohne irgend welche Folgen der Luftverdünnung zu spüren.

„Da trat ein plötzlicher Umschlag ein. Der oberste Bergteil begann sich aus Nordwest mit anfangs leichten, dann immer dichteren Nebeln zu umziehen, welche tiefer

sinkend allmählich auch uns einhüllten und uns auf die Dauer fast nur aus der jeweilig stärksten Terrainsteigung erraten ließen, wohin wir unsere Schritte zu lenken hatten. Immerhin hatten wir es noch als einen günstigen Umstand anzusehen, daß der ununterbrochen wehende Nordwest den Nebel in beständiger Bewegung erhielt und ihn einigemal für kurze Augenblicke zerriß, lange genug, um wieder ein oder das andere Merkzeichen für die einzuhaltende Richtung zu erkennen. Gleichzeitig mit dem Nebeltritt sank, da die Sonne nicht mehr durchdringen konnte, die Temperatur auf -3° C. und mit ihr unsere Stimmung auf den Nullpunkt. Psychologisch erklärlich ist es, daß wir nun mit einemmal auch die Einwirkung der Luftdünne fühlten; mich besiel Herzklopfen und Gliederschwere, Herr von Eberstein klagte über Kopfschmerzen, Blutandrang und allgemeine Mattigkeit. Dazu fing es an, ziemlich stark zu graupeln.“

Trotzdem ging es aber weiter, bis von Eberstein auf dem nächsten Firnhang plötzlich im Schnee niedersank und erklärte, er könne nicht weiter, Meyer möge selber vordringen. Nach kurzem innerem Kampfe entschloß sich Meyer, die Besteigung selbst zu wagen.

„Nunmehr allein und im Bewußtsein der ganzen Folgeschwere meines Handelns,“ fährt Meyer fort, „fand ich auch meine volle Energie wieder. Mit ihrer Rückkehr entflohen aber bald die Mattigkeit und die Atemnot, die mich anfänglich zu überwältigen drohten, und mit dem Entschluß, alles für die Erreichung meines Zieles einzusetzen, stieg ich im Nebelwehen und Schneestäuben auf dem steiler und steiler werdenden Firnfelde empor. Mein Aneroid zeigte 150 Meter über der Stelle, wo Herr von Eberstein geblieben war, als ich eine durch leichte Abflachung des Firnhanges gekennzeichnete Terrainstufe erreichte. Jenseit erhob sich das Firndach wieder im Winkel von 40—45 Grad und nach kurzer Rast machte ich mich von neuem auf. Der Nebel hatte sich inzwischen so verdichtet, daß ich trotz seines Wehens kaum 50 Schritt weit sehen konnte, ich ging deshalb mit größter Vorsicht zu Werke, als ich ca. 50 Meter höher plötzlich

einige große Eisblöcke zu Gesicht bekam. Als bald senkte sich das Firnfeld nach rechts hin beträchtlich; als sein Abschluß in Nordnordwest erschien ein dunkler Felswall, und einige Schritte weiter wurde ich durch ein großes Trümmerfeld von weißkrustigen Eisbrocken aufgehalten, hinter welchem in ca. 20 Meter Entfernung von mir eine blaue Eiswand, anscheinend 35 bis 40 Meter hoch, emporragte, deren Verlauf sich nach links und rechts, wo sie den Felswall horizontal zu kreuzen schien, im Nebel und Schneegestöber eine kleine Strecke weit verfolgen ließ. Dieser Wand war von einem einzelnen Menschen nicht beizukommen. Ich hatte aber damit, wie am nächsten Tag von unten mit dem Glase zu erkennen war, den oberen Ostrand des Berges, ca. 40 Grad nördlich über unserem Ausgangspunkt, an einer Stelle erreicht, wo die schneefreie Nordostseite des Berges in den Schneemantel der Südostseite übergeht und die dem Berg auflagernde Firneisdecke am Steilhang als Mauer abbricht. Ruhend setzte ich mich auf einen Eisbrocken, las vom Aneroid 254 Meter Erhöhung über Herrn von Ebersteins Rastort, vom Thermometer $5\frac{1}{2}^{\circ}$ Kälte ab, schlug vom bröckeligen Fels ein Lavastück für die Sammlung und versuchte in mein Tagebuch mit starren Fingern die Stelle zu skizzieren und zu beschreiben, schreckte aber in dem Gedanken auf, daß der anhaltend fallende Schnee meine Fußspuren gänzlich verwischen würde, wenn ich länger zögerte, vielleicht schon verwischt habe. Hastig steckte ich Buch und Instrumente in die Taschen und mehr stürzend als absteigend, ging es in den noch sichtbaren Spuren zu Herrn von Eberstein. Auf meinen Anruf erhielt ich schon von weitem fröhliche Antwort. Er hatte mit dem Kochthermometer eine Seehöhe von ca. 5200 Meter bestimmt, so daß also mein höchst erreichter Punkt am östlichen oberen Bergrand nach Ausweis meines Aneroids bei ca. 5450 Meter liegt."

So wurde am 11. Juli 1887 der (bis damals) höchste Punkt am Kilimandscharo erreicht; aber die Forscherarbeit war noch nicht zu Ende. Nach siebenstündiger Steigerarbeit kehrten die Forscher zu dem Bivak auf dem Hochplateau

zurück. Jetzt erst stellte sich bei beiden die Mattigkeit ein; sie konnten weiter nichts zu sich nehmen als einen auf dem Spirituslämpchen des Hypsometers gekochten Becher Kakao. Dann krochen sie unter das Zelt in ihre Decken, doch der ersehnte Schlaf blieb aus. In Meyers Schläfen hämmerte es, als wolle der Schädel springen, und Eberstein erging es nicht besser. „Um uns vor der grimmigen Kälte zu schützen, preßten wir uns aneinander; vergebens. Nie habe ich einen Morgen schmerzlicher herbeigesehnt als in dieser Nacht,“ ruft Meyer auf.

Und doch ging es am nächsten Morgen nicht hinunter, sondern wieder hinauf und zwar diesmal mit dem photographischen Apparat bis zum ersten Schneefeld an der Ribowand. Die Aufnahmen waren gelungen, davon zeugen die trefflichen Bilder in Meyers Prachtalbum „Zum Schneedom des Kilimandscharo“. Inzwischen hatten sich die treuen Schwarzen eingefunden, um die Weißen abzuholen. Nun ging's hinunter, zur Schneequelle und zum Lager am Sencio-bach, wo die Heimkehrenden mit Jubel empfangen wurden. Der Kibo aber strahlte nach wie vor, er war unbezwungen geblieben.

* * *

So standen die Dinge, als im Jahre 1888 trotz des Aufruhrs an der Küste ein deutscher Reisender, der bereits erwähnte Führer der Gesandtschaft Mandarás an unseren Kaiser, vom Kilimandscharo zurückkehrte und folgendes veröffentlichte:

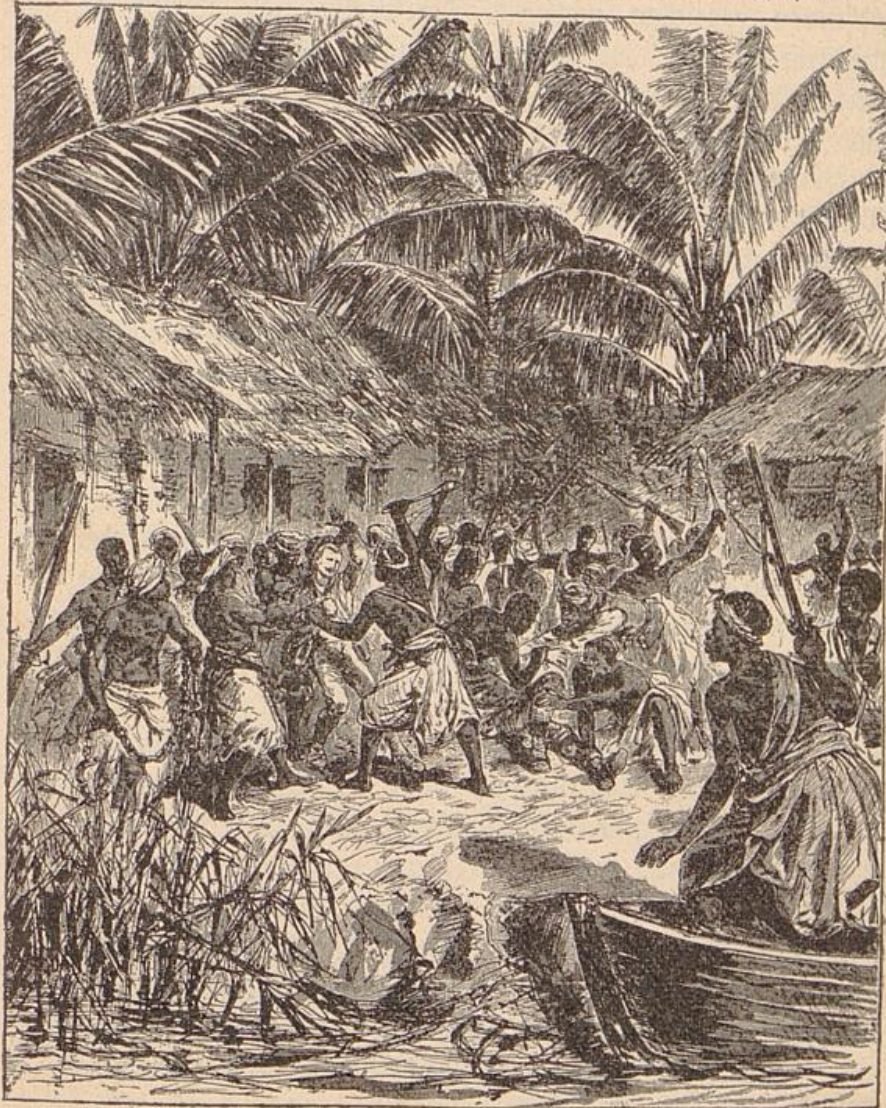
„Die Besteigung des Kilimandscharo ist für einen Menschen von normaler Muskulatur kein besonderes Kunststück, die Schwierigkeit liegt hauptsächlich darin, Träger zu bekommen, die das Zelt durch den Schnee schleppen. Auch gehören mindestens fünf nebelfreie Tage dazu. Die bisherigen Besteiger haben die Ostseite gewählt, ich nahm die Nordseite, als ich den Versuch machte, in Begleitung des Dr. Abbott von der englischen Mission.

„Wir stiegen zunächst bis zu 14800 Fuß aufwärts und

hatten kaum unsere Zelte aufgestellt, als ein heftiges Gewitter mit Schneesturm losbrach. Unsere fünf Träger hatten trotz aller Ermahnungen ihr Zelt schlecht versichert, so daß sie stark unter dem Hineinwehen des Schnees litten. Wir bereiteten uns ein Mahl über einer Stearinkerze und erwarteten sehnsüchtig den Morgen, der denn auch mit zwei Grad Kälte bei wolkenlosem Himmel anbrach. Um 9 Uhr brachen wir die Zelte ab und zogen durch 6 Zoll hohen Schnee, der die vulkanische Asche bedeckt, nach dem Ribogipfel. Ein neuer Schneefall, der unser Fortkommen sehr erschwerte, ließ die Träger zusammenbrechen, aber etwas Cognac half ihnen wieder auf. Die Leute hatten geradezu Unglaubliches geleistet. Nach einer Stunde Rast ließen wir sie zurückmarschieren, weil sie es im Schnee nicht aushalten konnten, und blieben nun allein in unserem Zelt. Als es später wieder klar wurde, stellte Dr. Abbott Schildkrötensuppe in Theewasser her, und wir sahen dem kommenden Tag mit bester Hoffnung auf gutes Wetter entgegen.

„Auf eine stille Mondnacht folgte denn auch am 18. November ein klarer, kalter Morgen und wir marschierten über hartgefrorenen Schnee wie auf Asphaltpflaster. Um 7 Uhr befanden wir uns 17200 Fuß hoch und hatten eine prachtvolle Aussicht über das Massailand. Dr. Abbott mußte sich erschöpft niedersetzen, ich fühlte mich aber noch völlig kräftig und gelangte nach zweistündigem Marsch an die vom Grafen Teleki und Dr. Meyer schon geschilderte unersteigliche, oben überhängende Eiswand. Ich sah, daß hier nichts zu machen war und ging an der Nordwestseite entlang, wo sich plötzlich eine Stelle zeigte, an der das Eis zusammengestürzt war und ein Aufstieg möglich schien. Es gelang mir, weiterzukommen, und auf 19300 Fuß Höhe befand ich mich auf einmal am Rande des alten Kraters des Berges und überblickte eine etwa 2 Kilometer im Durchmesser haltende Fläche, die nichts anderes war als der ausgefüllte Krater. Da der Schnee etwa 6 Zoll hoch lag, konnte ich über die Masse, die den Krater füllt, nichts Näheres feststellen, ich glaubte aber die Frage gelöst zu haben, ob der Krater des Kilima-

ndsharo ausgefüllt ist oder nicht. Leicht wäre es gewesen, um den Krater herumzugehen, da sich aber wieder drohende Wolken am Himmel zeigten, trat ich eilig den Rückweg an und vereinigte mich bald wieder mit meinem Gefährten.“



Ueberfall von Dr. Hans Meyer und Dr. Oskar Baumann.

Ehlers hatte sich bei seiner Besteigung getäuscht, er hatte einen unteren Rand des Kraters, aber nicht die höchste Spitze desselben erreicht. Dies blieb Dr. Hans Meyer vorbehalten.

Dieser hatte zunächst zu diesem Zwecke im Jahre 1888 im Verein mit Dr. Oskar Baumann eine Expedition unternommen, indem er den Pangani hinauf durch die Landschaften Usambara, Pare, Ugono und Aruscha den Kilimandscharo erreichen wollte. Die Reise fiel gerade in die ungünstige Zeit der ersten Unruhen an der Küste. Die beiden Reisenden waren noch mit der Erforschung des herrlichen Usambaralandes beschäftigt, als sie von dem Wafilindikönig Sembodja an Buschiri verraten wurden. Aller Mittel beraubt und in Ketten geschlagen wurden sie vor diesen geschleppt und erst gegen Anweisung auf ein Lösegeld freigelassen.

Trotz dieses Mißgeschicks verzweifelte Meyer nicht. Er rüstete eine neue Expedition aus, wählte diesmal zu seinem Begleiter Herrn Purtscheller aus Salzburg, der bereits als ein ausgezeichnete Alpinist bekannt war und landete mit demselben im August des Jahres 1889 in Sansibar. Dort herrschte noch die Blockade und an der deutschen Küste tobte der Krieg. Der Weg den Pangani hinauf war somit verschlossen; nur in den englischen Besitzungen war alles ruhig, der Weg nach dem Kilimandscharo mußte über Mombas gewählt werden.

Die Engländer waren allen deutschen Expeditionen gegenüber sehr mißtrauisch, aber in diesem Falle handelte es sich lediglich um eine Forschungsreise, um die Besteigung einer Bergspitze, die überdies in der deutschen Interessensphäre lag. So gelang es Dr. Hans Meyer, von dem Chef des englischen Blockadegeschwaders die Erlaubnis zum Einkauf der Waffen zu erwirken, und nachdem er auch die nötigen Träger erworben, setzte er nach Mombas über.

Den Weg über die Wildnis Njika nach dem reizenden Lameta kennen wir bereits. Schon eine halbe Tagereise vor dieser Oase war der Kilimandscharo genau zu erkennen, und zwar zeigte sich der Kimawensi völlig schneefrei, der Kibo aber mit viel weniger Schnee bedeckt als 1887. Am 22. September wurde die Residenz des Häuptlings Mandara von Moschi erreicht. Nur drei Tage hielt sich Meyer bei

demselben auf und brach dann zu seinem Freunde Mareale auf, dem mutigen jungen Fürsten von Marangu. Hier wurde für die Dauer der Reise Standlager genommen.

Die umfassendsten Vorbereitungen für die Besteigung des Kibo wurden mit größter Sorgfalt getroffen. Schon bei der früheren Besteigung hatte man die Notwendigkeit einer guten Verproviantierung eingesehen und erfahren müssen, daß gerade Mangel an Lebensmitteln die Ursache der Mißerfolge war. Zu dem Zwecke wurde auf dem Sattelplateau in 2900 Meter Höhe ein größerer Lagerplatz, auf dem Sattelplateau in 4350 Meter Höhe aber das Zeltlager errichtet. Hierher mußten vier Mann jeden dritten Tag frische Lebensmittel hinauffchaffen. Oben blieb nur der Panganineger Muini Jamani zurück, der sich in der Folge außerordentlich brauchbar und zuverlässig erwiesen hat.

Von diesem Zeltlager brachen nun, laut einem Vortrage Dr. Meyers*), morgens gegen 2 $\frac{1}{2}$ Uhr, am 3. Oktober die beiden Reisenden auf, wohl ausgerüstet mit Eispickeln, Schneebrillen, Gletscherseil, und Herr Purtscheller sogar mit Steigeisen, kletterten auf der großen nach Südost auslaufenden Lavarippe in die Höhe und erreichten nach mehrstündiger mühsamer Arbeit, wobei sich die Luftdünnung immer fühlbarer machte und darum Herzen und Lungen öfters eine kurze Ruhe gegönnt werden mußte, gegen 8 $\frac{1}{4}$ Uhr eine Höhe von 5200 Meter, d. h. weit über Montblanchöhe. Nach halbstündiger Rast kamen sie gegen 10 Uhr am Fuße des geschlossenen Eismantels in 5570 Meter Höhe an. Jetzt begann die schwere Arbeit des Stufenhauens, und in immer beschwerlicherem Anstieg ging es am Gletscherseil auf der steilen, spröden Eiswand über die Schründe des Gletschers, der zu Ehren des Professor Kappel in Leipzig Kappelgletscher benannt wurde, bis zu 5800 Meter hinauf, wo gegen 12 $\frac{1}{2}$ Uhr abermals gerastet werden mußte. Beim Weitersteigen wurde die Atemnot immer größer und die Kräfte nahmen zusehends ab, während sich der oberste Schneerand

*) Vgl. Leipziger Tageblatt, 8. Februar 1890.

noch immer nicht zeigen wollte. Endlich aber gegen 2 Uhr öffnete sich der Ausblick, der oberste Rand des Kraters war erreicht und das Geheimnis des Kibo lag entschleiert vor den Blicken der beiden Reisenden. Leider lag die höchste Stelle des Berges zu ihrer Linken, auf der Südseite, in einer Marschentfernung von etwa $1\frac{1}{2}$ Stunden. Diese sofort noch zurückzulegen, war bei ihrer Erschöpfung entschieden nicht ratsam; vielmehr traten sie nach flüchtiger Skizzierung des Kraters gegen halb 3 Uhr den Rückmarsch an, der auf den Eiswänden zunächst zwar auch sehr langsam, später aber auf dem festen Fels mit Benutzung der ansehnlichen Schutthalden desto schneller vor sich ging, so zwar, daß sie nach 16stündigem Auf- und Abstieg gegen 7 Uhr im Lager wieder anlangten, wo ihrer ein lustiges Feuer und ein warmes Nachtmahl wartete.

Nach $1\frac{1}{2}$ tägiger Ruhe, die zu Beobachtungen aller Art benutzt wurde, verlegten sie am Nachmittage des 5. Oktober das Bivak weiter aufwärts in eine Lavahöhle in 4620 Meter Höhe, d. h. in Höhe der Monterospitze, und begannen am 6. Oktober gegen 3 Uhr früh den zweiten Aufstieg, erreichten gegen Sonnenaufgang schon den Ratzelgletscher, waren um 9 Uhr an der höchsten Stelle vom 3. Oktober, $1\frac{1}{2}$ Stunden später am Fuße der höchsten der drei Spitzen, und um 10 Uhr 30 Minuten betrat Dr. Meyer als Erster die mittlere höchste Spitze deutscher Erde (rund 6000 Meter), pflanzte auf ihr die im Rucksack mitgenommene deutsche Flagge auf und taufte sie Kaiser-Wilhelm-Spitze. Von hier aus war der Kibokrater völlig zu übersehen. Bei einem Durchmesser von 2000 Meter senkt er sich im Süden steil, im Norden stufenförmig zum Kraterboden hinab, aus welchem sich gegen Norden hin ein aus dunkelbrauner Asche bestehender, unten mit einem Eispanzer umgebener Eruptionskegel zu 150 Meter Höhe erhebt, während im Westen eine breite Kraterspalte für den Abfluß der Schmelzwasser sich öffnet. Längere Zeit ließen die Reisenden die erhebenden Eindrücke in dieser feierlich stillen Hochregion auf sich einwirken, aber endlich mußten sie sich losreißen und waren so glücklich,

gegen 3 Uhr den Bivakplatz, gegen halb 6 Uhr das Zeltlager zu erreichen.

In der Folge führten sie dann noch während eines etwa 14tägigen weiteren Aufenthalts in über 4000 Meter Höhe, wobei das Frühaufstehen und die Kälte weniger lästig waren als die tägliche Kocherei und die tagelange Enthaltung gründlicher Körperreinigung wegen Wassermangels, noch drei Besteigungen des wildzerklüfteten und zerrissenen Mawenzi, zwei weitere des Kibo, und zwar auf der Nord- und Ostseite, aus, wobei auch ein Einstieg in den Krater gelang, bis endlich die Nachricht ernstlicher Streitigkeiten unter den eigenen Leuten sie zur Rückkehr nach Marangu zwang. Nach einer längeren Rast brachen die Reisenden alsdann nach dem vier Tagemärsche entfernten Bergland Ugueno auf, dessen Erforschung ihnen ebenfalls glückte, kehrten hierauf nach Marangu zurück, wo der Eintritt der Regenzeit und tägliche Gewitter die Arbeiten im Hochgebirge aufzugeben zwangen.

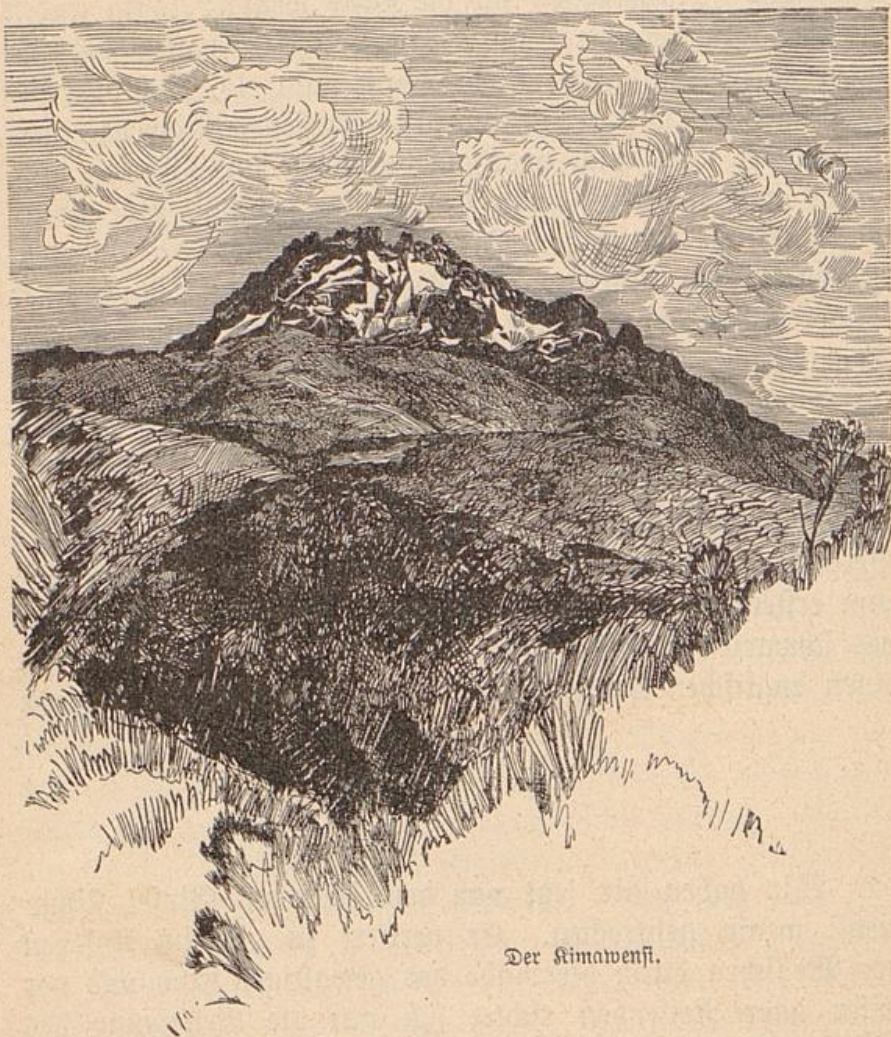
So wurde der höchste Berg Deutschlands und der höchste Berg Afrikas bestiegen und von seinen eisigen Zinnen wehte zum erstenmal eine deutsche Flagge. Und der höchste Gipfel des schwarzen Erdteils trägt nicht wie sein Bruder Kamerun einen englischen Namen, sondern den des deutschen Kaisers.

* * *

Wir haben bis jetzt von dem kleineren Gipfel Kimawensi wenig gesprochen. Er verliert zu viel im Ansehen der Menschen durch die Nähe des gewaltigen Kibo und der Eifer aller Reisenden richtet sich auf die Besteigung des höchsten Berges. Und doch dürfte der Kimawensi vielleicht schwieriger zu ersteigen sein, denn seine Spitze ist so wild zerklüftet, daß dort schwerlich ein Pfad zu einer der äußersten Zacken zu finden sein wird.

Während nun der Kibo mit seinem Schneehelm ein Symbol der Beständigkeit bildet, ist im Kimawensi die Veränderlichkeit verkörpert. Die Menge des Schnees auf ihm

ist stetem Wechsel unterworfen. Zuweilen ist der ganze Gipf bedeckt bis zu dem Felsgrat am Fuß herunter, so daß bloß die scharfen Nadeln schwarz aus dem weißen Schneemantel herausragen. Zu anderen Zeiten ist der Schnee bis auf unbe-



Der Kimawenssi.

deutende Spuren verschwunden, und der rötliche Sand, welcher die Spalten und Löcher zwischen den Lavafeldern ausfüllt, liegt frei vor Augen da. Dieser Uebergang von einer fast vollständigen Schneehaube bis zu fast völligem Mangel an Schnee vollzieht sich häufig innerhalb zwölf Stunden. Auch der beständige Kibo zeigt wenigstens an

seiner unteren Schneegrenze beträchtliche Schwankungen. Herrscht im Tieflande ein kühler regnerischer Tag, so rückt die Schneegrenze tiefer hinab; tritt aber darauf ein warmer und sonniger Tag ein, so rückt die Schneegrenze binnen zwölf Stunden um 300 Meter hinauf.

Auffällig ist auch das Vorkommen großer Säugetiere in bedeutenden Höhen des Kilimandscharo. Johnston sah die Losung und die Fährte der Büffel bis zur Höhe von 4200 Meter und es ist recht wohl möglich, daß sie den Verbindungsgrat zwischen den nördlichen und südlichen Abhängen des Kilimandscharo hin und her gehend übersteigen. Auch sah er, ebenso wie Dr. Meyer, die Fährte einer großen Antilope, möglicherweise einer Kudu-Antilope. Die Eingeborenen besteigen den Berg bis zur Höhe von 4000 Meter lediglich zu dem Zwecke, um Fallgruben für diese Tiere zu graben. Nach ihren Aussagen sollen dieser Büffel und Kudu identisch sein mit denen der Ebene. Johnston selbst hat sie nie gesehen. Er konnte sich aber selbst überzeugen, daß der Elefant, zu allen Zeiten ein ausgezeichnete Bergsteiger, den Kilimandscharo ebenso hoch wie der Büffel emporwandert. Er hat nicht allein seine frischen Spuren gesehen, sondern erblickte in der Höhe von 4000 Meter lebhaftig drei dieser Tiere, wie sie munteren Schrittes durch ein Quellenthal gingen und mit Leichtigkeit die steilen jenseitigen Abhänge hinaufstiegen.

Die eigentliche Wilddomäne sind aber die nordöstlichen Abhänge des Kimawensi, die, obwohl sie nicht minder fruchtbar sind, dennoch nicht bewohnt werden. Steigt man hier, nachdem der Urwald hinter uns liegt, durch die Parklandschaft bergab, so gelangt man an einen wundervollen See, der nur einige Kilometer nördlich von Taweta liegt. Es ist der Dschallosee, an den sich eine Sage knüpft. Sie lautet dahin, daß einstmals hier ein großes Massaidorf gestanden habe und in die Luft gesprengt sei. Die Eingeborenen erzählen noch jetzt, daß man zuweilen aus seinen flüssigen Tiefen das Brüllen der Kinder und das Blöken der Schafe herausschallen höre, sowie sonstige wie aus einem Dorfe

kommende Töne. Diese Ueberlieferung der Wilden steht in gewissem Sinne im Einklang mit der Naturforschung.

Der See liegt nicht in einem Thale, sondern bildet die Mitte eines kleinen Berges; er hat die Gestalt eines unregelmäßigen Vielecks, einen Durchmesser von etwa 3 Kilometer und einen Umfang von wenig unter 10 Kilometer. Sein Entdecker New behauptet, daß er von den steilen Wänden desselben an das Ufer hinabgestiegen und sein Wasser getrunken habe, und auch die Einwohner von Taweta behaupten, daß es eine Stelle gebe, wo man hinabsteigen könne. „Ich ging rund um ihn herum,“ bemerkt dazu Thomson, „und obgleich es mir nicht an Unternehmungslust und Energie mangelt, so fand ich keine Stelle, an der ich gewagt hätte, hinabzusteigen, oder wo ich nur gleich einem Affen von einem Schlinggewächs zum anderen mich hätte hinunterlassen können.“

Dieser See ist das letzte und jüngste Werk der vulkanischen Kräfte, welche in urgrauer Vorzeit das ganze Riesengebirge des Kilimandscharo aufgetürmt haben.

Versuchen wir in aller Kürze dieses Kapitel aus der Erdgeschichte zu schildern, wie es in den Trümmern und Felsen eingetragen steht und von dem Erdkundigen entziffert werden kann.

Unsere Leser müssen ihre Phantasie zu Hilfe nehmen; denn wir müssen uns in die Vergangenheit vieler Jahrtausende zurückversetzen. Es gab einst eine Zeit, wo der Kibo und alle die kleinen Bergkegel rings um ihn noch nicht da waren und aus der Ebene nur ein Berg sich erhob, der jetzt so arg zerackte Kimawensi. Er war der ursprüngliche Vulkan. Er arbeitete ruhig und stetig; schreckensgewaltige Ausbrüche, durch welche ganze Berge in die Luft geblasen und ganze Länderstrecken in die geschmolzene Lavaflut getaucht werden, fanden hier nicht statt. Allmählich quoll und floß das flüssige Innere über den Rand des Vulkans und erhöhte immer mehr und mehr den Rand desselben, bis der aus Lavaschichten, Geröll- und Tuffmassen gebildete Schlund eine solche Höhe erreichte, daß

die unterirdischen Kräfte zu schwach waren, das Gewicht der Lavafäule bis zu der beständig steigenden Oeffnung zu heben. Von Zeit zu Zeit fand hier noch ein Ausbruch statt, bis der Vulkan gezwungen wurde, entweder auszulöschen oder sich eine andere Krateröffnung zu bilden. Dies geschah westlich vom Kimawensi, der jetzt seine Thätigkeit einstellte und nach und nach sein Haupt in Eis und Schnee hüllte. Der neue Krater, der heutige Kibo, wetteiferte im Verfolg der Zeit bald mit seinem Nachbar in Höhe, türmte sich dann noch höher hinauf und zermalnte das eisgraue Haupt des Kimawensi mit einem Regen von Felsblöcken und drohte ihn unter seinen vulkanischen Auswürfen zu begraben.

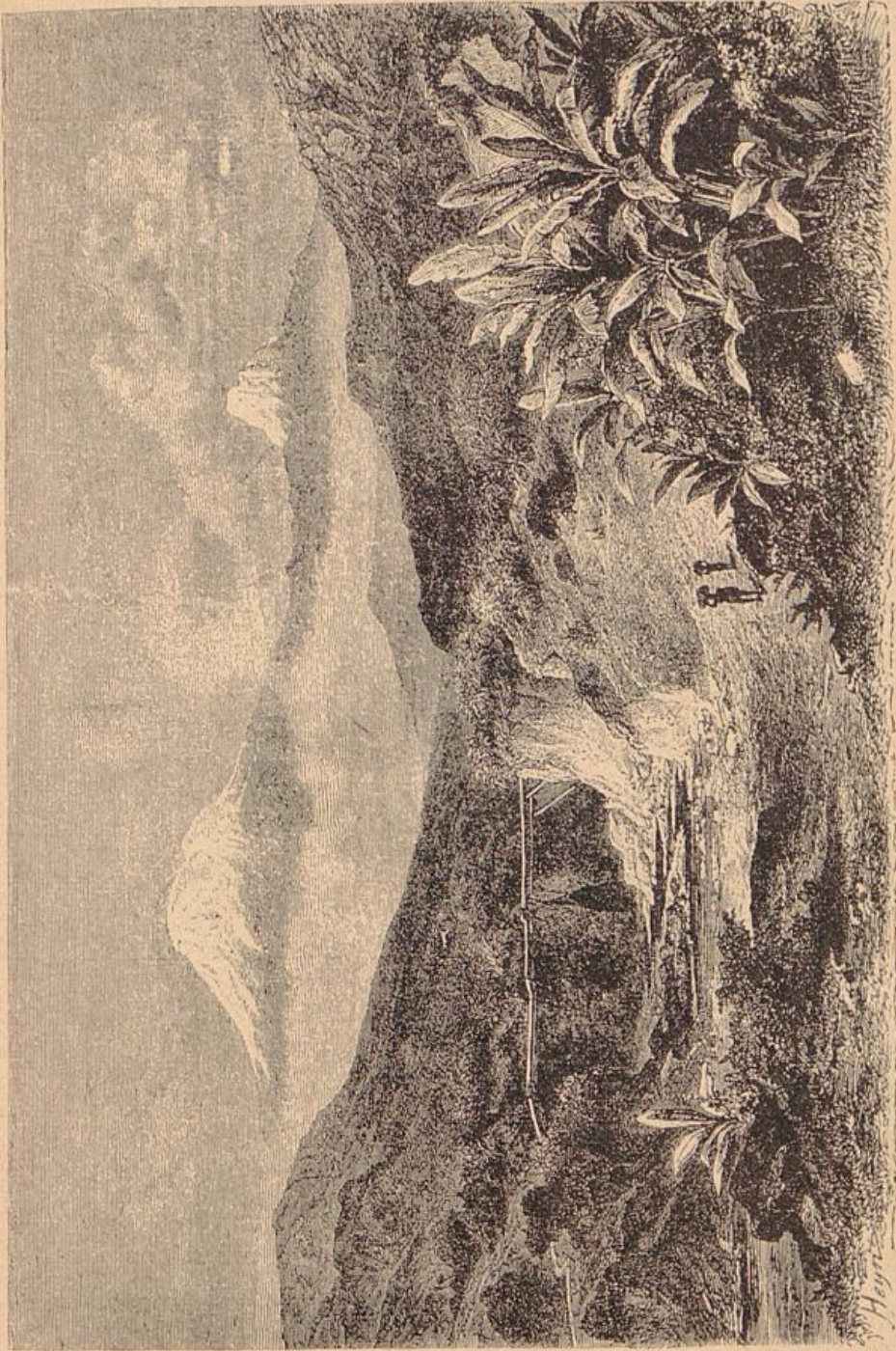
Inzwischen begann auch der jetzt nicht mehr unter der Herrschaft des Feuers stehende Kimawensi, nachdem seine vulkanische Thätigkeit zu Ende gegangen war, vor dem langsam vernichtenden Einfluß äußerer unscheinbarer Kräfte dahinzuschwinden. Regen, Schnee und Frost arbeiteten so tückisch wie beständig an seinem Verderben und seiner Entblößung, indem sie allmählich die lose Asche lösten und wegwuschen, welche einst den Krater bildete, und die fester gefügten Lavafelder unterwühlten und den Berg hinunterschütteten, bis endlich der solide Kern, welcher ursprünglich die Krateröffnung verstopft hatte, als ein zerfressener, vom Wetter zerzauster Gipfel herausragte, dessen leichte Einsenkung lediglich die Linien des ursprünglichen Kraters verriet. Die schöne Hohlkurve, welche so charakteristisch ist für große Vulkane, ist nur noch von Osten her zu erkennen und spricht für die einst schönen Verhältnisse des Kimawensi.

Das Schicksal des Kimawensi ereilte auch bald nachher den Kibo. Eine Höhe wurde erreicht, welche allen Versuchen des Vulkans spottete, die Lava bis zur Oberfläche desselben zu heben, und so löschte auch er aus wie jener. Augenscheinlich hatten nun die eingeschlossenen Kräfte ihre ursprüngliche Stärke verloren oder sie vertändelten ihre furchtbaren Gewalten in der Hervorbringung zahlreicher parasitischer Nebenkrater, anstatt sich zur Schaffung eines dritten großen Vulkans zusammenzuschließen.

Diese Kraterkegel finden sich zahlreich längs der südlichen Abhänge des Kibo und Kimawensi verstreut, als ob sie dieselben stärken und stützen wollten. Enorme Mengen von Laven und zusammengeballten Auswurfsmassen bildeten endlich die von Thomson so genannte Terrasse oder Hochfläche von Dschagga und den langen, weit ins Massailand austretenden Bergrücken. Diese Bethätigungen vulkanischer Kräfte setzten sich weit in die neuere Zeit — geologisch gesprochen — fort, und der Geologe darf häufig die kleinen wohlerhaltenen Kegel als noch in Thätigkeit befindlich ansehen.

Der schöne Dschallosee verdankt seine Entstehung einem der letzten dieser vulkanischen Ausbrüche. Die tief unten in den Eingeweiden der Erde eingeschlossenen vulkanischen Dämpfe, welche durch die gewöhnlichen Sicherheitsventile in der Nähe nicht entweichen konnten, erhielten zuletzt eine so überwältigende Gewalt, daß sie krachend in Trümmern um die Deffnung zurückfielen und sich zu einem Kraterring anhäuften. Dann hörte jedoch ihre Thätigkeit auf, mutmaßlich mangels einer Reservekraft oder der zur Schaffung einer solchen Kraft notwendigen Verbindungen. Dann erlosch nach diesem plötzlichen Ausbruch der ganze Vulkan so rasch, wie er entstanden war, und wo einst im tiefsten Frieden das Massaidorf mit seinen brüllenden Rindern und bellenden Hunden gestanden, liegen jetzt die unbekanntes Tiefen eines Geistersees, dessen Gewässer wohl nie von über den Berg wehenden Winden bewegt werden, sondern im weichen Russe die fahlen unzerstörbaren Felsen berühren und abergläubischen Lauschern das geisterhafte Echo des zerstörten Dorfes zusehnen.

So reichen sich an diesem in der Tiefe der Eingeweide der Berge ruhenden See Forschung und Dichtung die Hand. Die Entstehung des Kilimandscharo, wie wir sie nach Thomson geschildert, ist ein wahres Titanenepos, und auch den toten Vulkan haben Dichter verherrlicht. Kurz nach der Entdeckung des schneegekrönten Riesen, da noch das Innere des dunklen Weltteils nicht durchquert war, da man die Nilseen noch nicht kannte, sang Bayard Taylor unserem Berg zu Ehren:



Der Kifimandscharo, von Süden gesehen.



Der Kilimandscharo, von Süden gesehen.

Bibliothek der
Leschalle in Bremen

„Heil dir, dem König von Afrikas Bergen!
Fern, unerklümmbar, tief einsam und still!
Hebst aus dem Herzen der tropischen Gluten
Himmelwärts hoch du dein schneeig Gefild.

Ob deinen Mitgipfeln sah ich als höchsten
Dich allein stehn zwischen Himmel und Erd',
Erbe des Abendstrahls, Herold des Tags.
Von' über Zone bis oben zum Schneefeld
Jegliches Klima zeigt du wie ein Index,
Gleichsam ein Auszug vom Buche der Schöpfung.
Dort in den gähnenden Abgründen sammeln,
Niedergesendet aus Wolken und Frost,
Sommers die Fäden der eisigen Quellen
Rasch sich zu wilden kristallinen Bächen;
Schmückend die Thäler, durch welche sie tändeln,
Gold mit des Nordens beständigem Grün,
Strömen ins Land sie des Lotos und Leun.

König der Berge, dich grüßen die Brüder;
Sie, die gesalbt und gekrönt vor Zeiten,
Wachttürme der Erde, Altäre des Weltalls,
Nehmen dich auf in den mächtigen Bund;
Montblanc im Getöse der wilden Lawinen,
Rufet dir Heil; Drizaba der Stolze,
Umgürtet von Buchen und palmenbeschuhet;
Chimborazo, der Herrscher im Reiche des Mittags
Bieten im herrlichen Chore dir Willkomm.

Keinem gebühret der Ruhm der Geschichte,
Oder die stolzere Ehre des Liedes,
Keinem vor dir in Geheimnis Gehüllter —
Dir, dem Beherrscher von Afrikas Bergen,
Vater des Nils und Erzeuger Aegyptens.“

Der Kilimandscharo und der Kamerunberg — die zwei
gewaltigen Wachttürme an der Ost- und Westküste von
Afrika — werden wohl den Ausgangspunkt wichtiger For-
schungen bilden. Sie sind die äußersten Massive großer
Bergzüge, welche den dunklen Weltteil durchschneiden und
von denen wir noch so wenig wissen. Ob der Kilimandscharo
mit dem Fortschreiten der geographischen Forschung sich als
der höchste Berg Afrikas behaupten wird? Wer kann diese

Frage entscheiden? Wer kann wissen, was die noch nicht bereisten Gebiete bergen? Schon ist die Kunde von einem anderen schneebedeckten Riesen nach Europa gekommen. In der Nähe von Albert-Nyanza hat Stanley den „Ruvenzori“ entdeckt, der gleichfalls eine Schneehaube trägt und dessen Höhe er mindestens auf 5000—5500 Meter schätzt. Er ist ein Rival unseres Kilimandscharo.

Die hohen Berglandschaften Afrikas haben aber noch eine kolonialpolitische Bedeutung. Sie allein bieten dem Weißen die Möglichkeit einer direkten Besiedlung. Während die Stationen, die bis jetzt in Niederungen gegründet wurden, nur Stationen und keine Ansiedlungen sind, während in ihnen stets die weiße Bevölkerung schon nach Ablauf weniger Jahre durch frische Zuzüge ersetzt werden muß, ist die Hoffnung berechtigt, daß auf den Bergen der Weiße dauernden Wohnsitz wird nehmen können. Er wird hier, entrückt dem tropischen Klima, geschützt vor dem Fieber arbeiten und wirken können. So werden diese Berge im Inneren des Landes mit der Zeit zu Wachtürmen der Zivilisation, zu Wiegen einer besseren Kultur des dunklen Weltteils werden!

Anhang.

Der Kenia.

An den nördlichen Abhängen des Kilimandscharo verläuft die Grenzlinie von Deutsch-Ostafrika. Sollen wir an derselben Halt machen? Wir wollen lieber noch weiter nördwärts unsere Leser führen und zwar aus doppelten Gründen.

Die politischen Grenzen fallen nur in seltensten Fällen mit den geographischen zusammen und so ist auch in unserem Falle der Kilimandscharo gleichsam losgetrennt von einem Gebirge, zu dem er gehört, dessen südlichsten und erhabensten Wachturm er bildet. Jenes Gebirge, das jetzt unter Englands Schutz steht, war nun in den letzten Jahren der Schauplatz vielfacher Züge, welche von der Küste des Indischen Ozeans nach dem Victoria-Nyanza aufbrachen. Durch diese Gebiete zogen die Engländer nach Kawirondo, wohin Stanley den Gouverneur der Aequatorprovinz locken wollte, und alle ihre Expeditionen hüllten sich in das Dunkel des Geheimnisses.

Durch diese Gebiete marschierte aber auch der Führer der deutschen Emin-Pascha-Expedition, Dr. Karl Peters. In dem deutschfreundlichen Witu hatte er zunächst Zuflucht gefunden, um seine Schar zu organisieren, ohne feindlichen Belästigungen von seiten der Engländer ausgesetzt zu sein. Von hier rückte er in das Innere des Landes vor, den Tana hinauf, in das Land der Massai, in dem er eine Zeitlang totgesagt wurde. Er zog durch jenes Gebirgsland am Kenia vorüber und rastete am Baringosee. Darum

dürfte es, wie gesagt, auch für unsere Leser von doppeltem Interesse sein, den Schauplatz jener Ereignisse und den Bruderberg des Kilimandscharo, den Kenia, kennen zu lernen.

Dringen wir von Dschagga nach Norden vor, so erreichen wir nach einigen Tagemärschen die große Ndschiriebene, welche, in einer Meereshöhe von etwa 1000 Meter liegend und rings von Bergketten eingeschlossen, unzweifelhaft ein ehemaliges Bett eines großen Sees darstellt.

Stellen wir uns mitten in der Ebene auf und lassen wir einen Blick über dieselbe schweifen! In unmittelbarer Nähe erblicken wir nicht einen Grashalm, welcher uns über den dürren Anblick des feuchten, schlammigen Sandes hinwegheben könnte, der, mit verschiedenen Salzen getränkt, das Wachsen jeder Pflanze verhindert. Hier und da erblickt man jedoch am Horizonte einige kleine, von Ringen grüner Gräser umgebene Wasserflächen, einige zerstreute Bäume und armselige Gebüsche. Andere grüne Tüpfel langen, wogenden Schilfgrases und Papyrus bezeichnen den Ort verschiedener Sümpfe. Diese Teiche und Sümpfe zeigen Süßwasserquellen an, welche hier, mit aufgelösten Salzen erfüllt, entspringen und sich nach Verdunstung des Wassers ihrer Bürde wieder entledigen. Neben ihnen breiten sich weite Strecken aus, die mit einer reinen, weißen Kruste von Natron und Salpeter bedeckt sind, die durch die Verwitterung der von den ausgetrockneten Sümpfen der Regenzeit zurückgelassenen Salze entsteht. Diese Flächen erscheinen dem Auge als Tücher von frischem weißem Schnee oder Seen von entzückend klarem Wasser. Zu anderen Zeiten erscheinen sie, getroffen von den Strahlen der Sonne, in dem blendenden Glanze polierten Silbers. Ein zauberischer Nebel verhüllt schattig und gespenstisch zugleich die Landschaft, während Luftspiegelung die seltsamen Eindrücke wesentlich vergrößert, so daß zuletzt alles wie Schein und Täuschung aussieht. Die ungewöhnliche Natur der Erscheinung wird noch gesteigert durch die staunen-erregende Masse des Kilimandscharo, die pyramidale Gestalt des Meru, die Doppelspitze des Ndapduk und die schwarzen Höhen des Doenje-Grof, welche von der mattgrauen Helle

alle noch eben zu unterscheiden sind. Trotz aller Dede und Unfruchtbarkeit der Landschaft ist Wild in wunderbarem Ueberfluß vorhanden. Die Giraffe, die zu solcher Gegend so recht paßt, zeichnet sich am Horizonte ab wie ein überirdisches Ungeheuer, welches Bäume und Gebüsch abknuspert. Das Gnu, an sich teuflisch und wütig von Aussehen, springt in ungeschlachten Sägen umher oder eilt in raschem, linkischem Galopp über die Natronfläche dahin. Zebras wandeln in langen Reihen gemächlich von einem entfernten Weidegrund herbei. Hyänen schleichen von ihrem Naschmaus nach Hause. Löwen drücken ihre Befriedigung über den nächtlichen Raubzug durch wiederhallendes, donnerähnliches Gebrüll aus. Unwillkürlich fragt man sich, wie so zahlreiche Scharen größeren Wildes in dieser offenbaren Wüste leben können. Eine merkwürdige Täuschung bringt die feuchte, heiße, vom Sande aufsteigende Luft hervor. Sie versetzt die schwarzen und weißen Streifen des Zebras in eine wunderbar schöne, wellenförmige Bewegung, so daß sie auf und nieder zu zittern scheinen, wie die Papierschnitzel bei dem wohlbekannten elektrischen Versuch. Während wir noch die Trugbilder der Ebene anstaunen und das eindrucksvolle Schauspiel achtungsvoll bewundern, verdichtet sich der Nebel in der Ferne und verhüllt allmählich die niedrigeren Berge. Da berührt eine mit Feuchtigkeit von der See her beladene Morgenbrise die Spitze des Kimawensi, kühlt sich ab und hinterläßt eine Wolke. Weiterziehend zum Kibo hüllt sie ihn ein in ein Grabtuch von Schichtwolken. In kurzer Zeit verschwindet der ganze Berg aus unserem Gesichtskreis wie das „fundamentlose Gebilde eines Traumes“.

Hinter jener Ebene erreicht man nach einem Marsche durch bergiges Terrain eine Mulde, welche zwischen Bergzügen von Norden nach Süden streicht. Wüste Strecken, wie z. B. die Dogilaniwüste, wechseln hier mit wildreichen Gebieten ab, die namentlich um die in diese Mulde eingestreuten Seen Naiwascha, Elmeteita und Nakuru gelegen sind.

Hier begegnet man Zebras zu Tausenden, und man kann leicht die Tiere jagen, indem man Herden derselben

umzingelt. Es ist alsdann ein herrlicher Anblick, diese schönen Tiere schwadronenweise dahindonnern zu sehen, bald sich streckend wie Rennpferde, wenn sie an ihren Feinden nahe vorbei müssen, bald zuwartend sich sammelnd, mit aufgerissenen Lichtern und gehobenem Kopfe oder in prächtiger Gangart herumtrabend, als wollten sie dem Jäger zu Leibe gehen. Der Naiwaschafee ist zu gewissen Zeiten ein Sammelplatz von allerlei Wasservögeln; die ganze Oberfläche desselben ist mit wilden Enten, Ibissen und Pelikanen bedeckt — eine lebendige weiße Masse.

In den benachbarten Bergen finden sich noch Spuren frischer vulkanischer Thätigkeit; aus dem Erdboden, der in seinem Inneren noch glühendheiße Lavamassen zu bergen scheint, zischt durch sogenannte Dampföcher weißer Dampf hervor mit einer Gewalt, als ob er dem Ventil einer Dampfmaschine entspränge.

Im Osten von dieser Mulde erhebt sich ein Hochplateau, auf dem sich die malerische Kette der Aberdareberge türmt, die noch durch den schneebedeckten Kenia überragt wird.

Eine entzückendere Gegend ist schwerlich in ganz Afrika, vielleicht nicht einmal in Abessinien zu finden, bemerkt Thomson. Wenn auch 1800 Meter hoch gelegen, ist sie doch nicht gebirgig, sondern zeigt wogenförmige, schwellende Flächen und enthält alles, was nur eine Landschaft angenehm machen kann. Hier erblickt man dichte Strecken blühender Gebüsch, dort herrliche Wälder, bald durchwandert man eine parkartige, von Rudeln Wild belebte Landschaft, und dort wandern wieder große Herden von Kindern, Schafen und Ziegen knietief in üppiger Weide. Im Aeußeren des Landes ist gar wenig von den volkstümlichen Vorstellungen eines Tropenlandes zu erkennen. Das Auge verweilt auf Nadelhölzern, auf Wäldern fichtenartiger Bäume, und überall kann man Heideblumen, süßriechenden Klee, Anemonen und andere bekannte Blumen sich zu Sträußen winden. Vergeblich schaut man aus nach anmutigen Palmen, die in den bilderreichen Vorstellungen des ungereisten Reisenden eine so große Rolle spielen. Das Land ist mit einem Netze geschwätziger

Bäche und Flüsschen bedeckt, welche in Leikipia zu dem geheimnisvollen Guaso Njiro zusammenfließen, während sie in Kituju den Tanasfluß bilden, welcher durch das Gallaland zum Indischen Ozean fließt und weiter im Süden, in Kapte, die Wasserläufe sich zum Flusse Athi vereinigen, welcher durch Ukumbani zum Flusse Sabaki fließt.

Der Aequator läuft gerade mitten durch dieses Hochland; aber wir spüren hier nicht die sengende Schwüle der Tropen. Wohl herrscht mitunter am Tage eine gewaltige Hitze, aber die Luft ist trocken und kräftigend, die Winde bringen erfrischende Kühle und die Nächte richten den Menschen nach den anstrengenden Arbeiten des Tages wieder auf. Allerdings gibt es hier mitunter ungeheure Temperaturunterschiede. Man steht am Morgen zähneklappernd auf, findet das Gras mit Reif bedeckt, und am Nachmittage schwitzt man bei einer Hitze von etwa 32° C. In feuchten Gebirgsländern sind solche Temperaturschwankungen der Gesundheit sehr schädlich, Katarrhe der Athmungswege, Rheumatismen bleiben infolge der Erkältung nicht aus. Auf jenem afrikanischen Plateau ist die Luft trocken, und diese schroffen Aenderungen darum weniger lästig, und es ist wunderbar anzusehen, wie unter dem Aequator die Leute bei einer Temperatur von Null im Freien ohne einen Felsen Kleidung schlafen.

Aber die feuchte Kälte bleibt auch hier bei gewissen Anlässen nicht aus. Dieses Hochplateau wird sehr häufig von heftigen Hagelwettern heimgesucht. Werden Karawanen auf dem Marsche von denselben überfallen, dann ergeht es den Leuten von der heißen Küste recht schlimm und viele von ihnen werden alsdann getötet. Die Kälte lähmt nicht allein ihre Glieder, sondern auch ihre Willenskraft, sie brechen zusammen oder hocken stumpfsinnig und sind nicht zu bewegen, vorwärts zu marschieren.

„Auf meinem Rückmarsche,“ erzählt Thomson, „überfiel uns östlich vom Naimaschasee in Miansini einer dieser Stürme, begleitet von Donner und Blitz von erschreckender Wut und Heftigkeit. Der Hagel fiel beständig, und als er aufhörte,

war das Land völlig weiß und verblieb so die ganze Nacht. Wären wir von diesem Sturm unterwegs ohne den Schutz unserer Hütten überfallen, so fragt es sich sehr, ob zehn Mann ihn überlebt hätten. Selbst jetzt fühlten sie sich so gelähmt, daß sie selbst in ihren Hütten ihre Feuer aufgehen ließen und sie buchstäblich gezwungen werden mußten, sich zu bewegen.“

So ist das Hochplateau von Zeikipia beschaffen, durch welches wir auf dem Wege nach dem Kenia den englischen Reisenden Thomson begleiten wollen.

Thomson unternahm diesen Marsch mit einer kleinen Schar von nur 30 Mann, mit denen er vom Naimaschasee aufbrach, während er das Gros seiner Karawane direkt nach dem Baringosee marschieren ließ. Allgemach ging es hinauf, bis der Höhenkamm eines trachytischen Gesteins erreicht wurde, durch den sich der Giligilifluß in einem sehr tiefen Durchschnit den Weg gebahnt hat. Das Bett des Flusses erreicht man vermittelst einer langen, geneigten Ebene, in welcher man ein Werk von Menschenhand hätte vermuten können, wenn es nicht von den Myriaden von Vieh ausgetreten wäre, die beständig seit ungezählten Jahren darüber hingehen.

Am folgenden Tage wurde eine angenehme, mit einem silberblättrigen Busch, *Leleschwa*, bestandene Ebene erreicht. *Leleschwa* oder, wie andere Forscher es nennen, *Elelescho*, ist der charakteristische Strauchbaum dieser Gegend; Blätter, Blüten und Holz sind von stark aromatischem Geruch, und das in seiner Nähe geschöpfte Wasser hat einen eben solchen Geschmack. Die Landschaft, durch die jetzt Thomson zog, war aber dadurch auffällig, daß es in ihr eine ganze Menge abgestorbener Bäume gab, so daß die Massai in ihrer Vorliebe für beschreibende Namen dieses Land *Angata-Elgef*, d. h. *Brennholzebene*, genannt haben.

Auf diesem Marsche stieß Thomson auf einen ungeheuren Massaitraal, welcher nicht weniger als 3000 Krieger zählte, und in dessen Nähe sich ein anderer von gleicher Ausdehnung befand. Die Leute waren nicht in friedlicher Absicht in ihre gegenseitige Nähe gekommen; sie führten

Tag für Tag Kämpfe aus, bis eine der Parteien nachgeben und das Land räumen würde.

Am Bache Refupe wurde am zweiten Tage Rast gehalten, und hier erweckte der Anblick der Landschaft in dem Reisenden eine Menge Erinnerungen an die Heimat, so europäisch war der Anblick der Felsspitzen und der Böschung, die lavabedeckten Fels und das zerrissene Aeußere der Abhänge — und auf jedem günstigen Fleck wuchsen Gruppen und kleine Haine von herrlichen Wachholdern und Podocarpus mit ihrem fichtenartigen Aussehen. Ueberhaupt macht in Zeikipia die Riesengröße der Wacholderbäume einen mächtigen Eindruck auf den europäischen Reisenden, da sie häufig eine Höhe von über 30 Meter mit herrlichen Stämmen erreichen. Bartmoos (*Usnea* oder Haarflechte) hängt von jedem Zweige herunter und gibt den Bäumen ein höchst seltsames, gespenstisches Aussehen. „Wenn es im Winde hin und her wehte, sahen die Koniferen ehrwürdig und greisenhaft und fast überirdisch aus.“

Wir haben den ersten Anblick des Kilimandscharo beschrieben; wie derselbe überwältigend auf die meisten Reisenden einzuwirken pflegt, ist unseren Lesern bereits bekannt. Wir nähern uns jetzt dem Kenia, und plötzlich, unvermittelt tritt auch er unseren Blicken entgegen.

Thomson war in ein Hügelland auf der Hochebene gelangt; als er hier nach der ersten kalten Nacht am frühen Morgen ins Freie trat, sah er das Gras mit unverkennbarem Reif bedeckt, und so wärmte er, einige Kilometer vom Aequator entfernt, seine Füße in den Stiefeln am Feuer, während er, in Ueberzieher eingehüllt, seine Hände in den Hosentaschen vergrub. An diesem frischen Morgen ging er auf die Jagd und verfolgte einen Büffel und später einen Leoparden, der hinter einem Bergkamme verschwand.

„Als ich den Kamm des Hügels hinan lief,“ erzählt Thomson, „wurde ich plötzlich durch einen Anblick festgebannt, der mir geradezu den Atem benahm. Vor mir im Vordergrunde lag im prächtigen Wechsel von Wald und Lichtung, von Hain und Ebene ein Hügelland, welches in

wellenförmigen Strecken bis zu dem Sumpfe von Kope-Kope sich ausdehnte. Jenseit desselben erhoben sich steil und jäh die schwarzen unbewohnten Berge der Aberdare-Kette. Dies alles war es aber nicht; was mich geblendet hatte, lag weiter entfernt. Durch eine zerklüftete und malerische Einsattelung der Bergkette erhob sich ein schimmern-der, schneeweißer Pfl mit glitzernden Facetten, welche in der stolzen Schönheit eines riesigen Diamanten funkelten. Es war in der That das leibhaftige Bild eines einzigen großen Krystalls oder Zuckerhuts. Am Grunde dieser schönen Spitze sah man zwei kleine Auswüchse wie am Fuße eines Denkmals. Von ihnen zog sich unter sehr flachem Winkel eine lange, weiße, glitzernde Linie hin, welche, über die schwarzen Massen der Aberdare-Kette hinweggesehen, wie die silberne Grenzlinie einer dunklen Sturmwolke aussah. Dieser Pfl und diese silberne Linie bildeten den mittleren leuchtenden Punkt des Berges Kenia.

„Wie ich entzückt über die Erfüllung meiner teuersten Hoffnungen dastand, stieß ich einen tiefen Freudenruf aus, und als ich meinem Begleiter Brahim zurief: ‚Siehe da!‘ und auf den blinkenden Krystall hinwies, bin ich nicht sicher, ob nicht etwas wie eine Thräne aus meinem Auge hervorquoll. Da aber, während ich noch staunend dastand, berührte ein wie mit Feuchtigkeit beladener Wind die Spitze, wob einen Flockenmantel um sie und verhüllte allmählich das himmlische Schauspiel. Binnen wenig Minuten war nichts übriggeblieben, als eine Wolkenbank über dem Walde von Settima. Ich aber hatte eine Vision gesehen, wie von dem Ungeesehenen, die mich fördern sollte.“

Selbst als die Reisenden nach tagelangem Marsche durch die Hochebene von Zeikipia sich bereits am Fuße des Berges befanden, wollte der vliebartige Schleier, der den Berg verdeckte, sich nicht heben. „Die Sonne ging unter am westlichen Himmel und voll Kummer wollten wir uns auch schon zurückziehen,“ fährt der Reisende fort, „als plötzlich hoch oben am Himmel die Wolken sich teilten und im nächsten Augenblick eine funkelnd weiße Rinne die letzten Strahlen

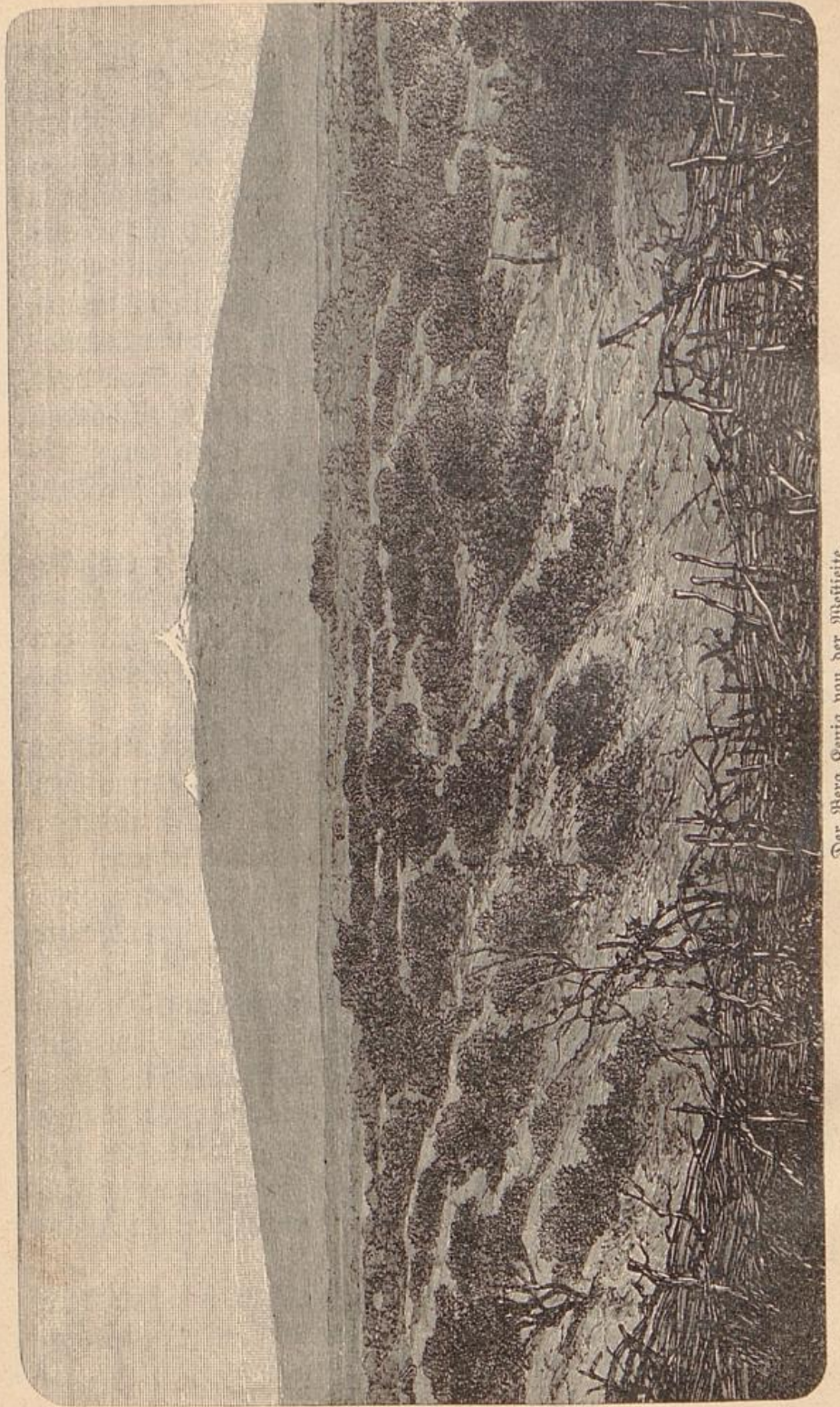
der Sonne fesselte und in einer wunderbaren göttlichen Schönheit erglänzte, indem sie durch unmeßbare Entfernung von aller Verbindung mit der niedrigen Erde abgetrennt erschien. Die Sonnenstrahlen verzogen sich und dann blieb, weich wie in einer traumhaften Atmosphäre, welche so schön zur Dämmerung paßt, jene weiße Spitze zurück, als ob eine Fee in unterwürfiger keuscher Liebe auf ihr die Abendandacht verrichte. Wie das blendende Licht des Tages in die sanften Farben der mond hellen Nächte überging, so legte der himmelstüßende Berg allmählich seine Gewänder ab und stand dann in seinen strengen Umrissen und seiner keuschen Schönheit vom Gipfel bis zum Fuße vor uns, entzückend und Ehrfurcht einflößend zugleich — eine süße Belohnung für Tage voll rasender Plage und Nächte schlafloser Angst.“

Die Hochebene, von der Thomson den Kenia erblickte, liegt in einer Meereshöhe von 1740 Meter, aus ihr erhebt sich der majestätische Berg. Er ist unstreitbar vulkanischen Ursprungs und das Gegenstück zu der zerrissenen Spitze des Kimawensi.

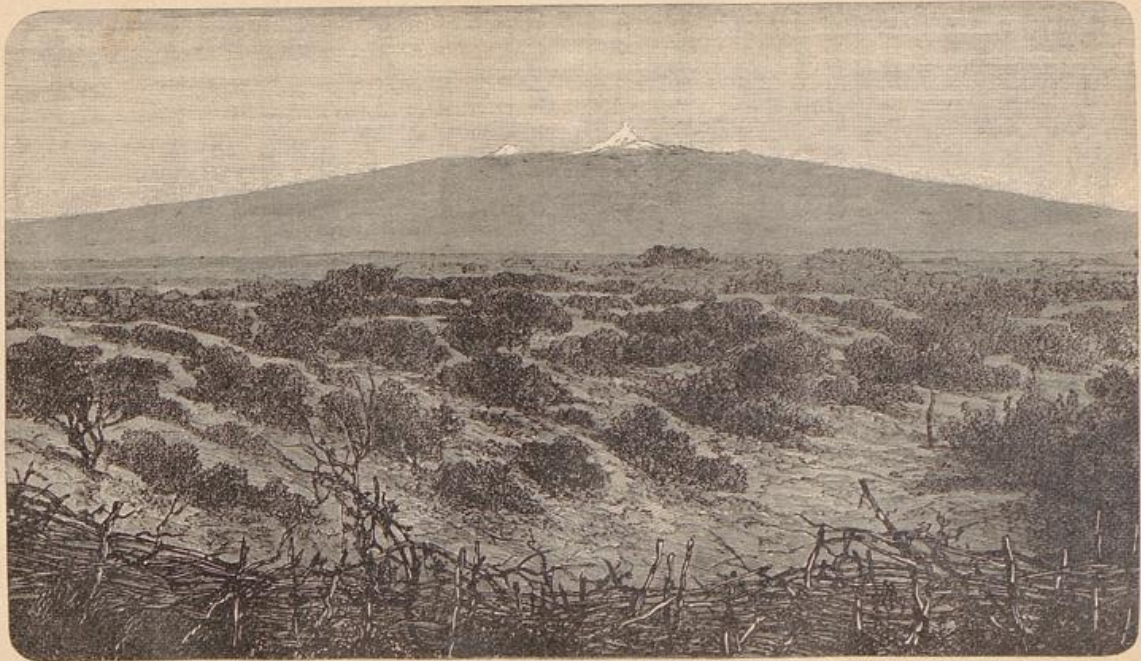
Die vulkanischen Kräfte haben den Brennpunkt ihrer Thätigkeit bei diesem Vulkane nicht verlegt und darum steht der Kenia jetzt als ein einzelner Ke gel da. Er ist niedriger als der Kilimandscharo; während die Höhe des letzteren auf rund 6000 Meter geschätzt wird, erhebt sich der Kenia etwa 3900 Meter über die Hochebene und erreicht eine absolute Höhe von etwa 5600 Meter.

Bis zu einer Höhe von 4600 Meter ist der Böschungswinkel außerordentlich gering, zwischen 10—12°, woraus ziemlich deutlich hervorgeht, daß die ausgeworfenen Lavamassen in einem viel flüssigeren Zustande gewesen sein müssen als die des Kilimandscharo. Der Böschungswinkel des letzteren ist viel größer und deutet an, daß die Auswurfsmassen viel zäher waren und deshalb nicht so weit von der Mündung des Kraters wegfließen.

In einer Höhe von 4600 Meter erhebt sich der Berg plötzlich unter einem starken Neigungswinkel zu einer zuckerhutartigen Spitze, welche seiner Höhe noch 1040 Meter zu-



Der Berg Genia von der Westseite.



Der Berg Kenia von der Westseite.

fügt. Am Fuße dieser Spitze bemerkt man zwei kleine Auswüchse und in einiger Entfernung nach Norden erhebt sich ein dickerer Höcker. Diese Spitze stellt, wie auch beim Kilimawensi, ohne Zweifel diejenige Lavasäule vor, welche das vulkanische Leben des Berges abschloß, indem sie den unruhigen Geistern des Erdinneren den Weg verlegte und denselben wie mit einem Pfropfen verschloß. Der Krater ist dann allmählich weggewaschen, da er ohne Zweifel aus loser Asche und Lavaschichten bestand, und jetzt ragt der Kern allein heraus, eine passende Spitze für die majestätische Masse unter ihr. Wie beim Kilimandscharo, so hat auch hier die Natur für sein greises Haupt eine weiche Krone ewigen Schnees geschaffen, dessen kühler, ruhiger Schein einen wunderbaren Gegensatz und zugleich einen seltsamen Abschluß für die feurige Geschichte des Berges bildet. Die Seitenwände dieser oberen Spitze sind so jäh und steil, daß an vielen Stellen der Schnee nicht liegen bleiben kann und deshalb die Felsen hier und da als schwarze Flecken auf dem weißen Mantel erscheinen. Daher stammt sein Name bei den Massai, Doenje-Egere (der gefleckte oder graue Berg). Der Schnee bedeckt die ganze obere Spitze und dehnt sich noch eine Strecke weit nach allen Seiten hin aus, indem er die höckerige Masse im Norden auch noch erreicht und umschließt. Die Spitze gleicht höchst auffällig einem ungeheuren weißen Krystall oder Stalagmit, der auf ein rußartig schwarzes Postament gestellt ist, welches sich allmählich zu dem dunkeln Smaragdgrün der Waldregion um den Fuß des Berges herabsenkt.

Der Kenia ist fast nie, außer am frühen Morgen und des Abends zu sehen. Während des Tages bleibt er in der Regel von Wolken verhüllt; gleichwie bei seinem kolossalen Vetter, dem Kibo, sieht man die obere Spitze häufig, nachdem der untere Teil verschwunden ist, und sie bildet dann das denkbar imposanteste Schauspiel eines gewissermaßen überirdischen Gebildes am Himmel.

Am Fuße des Kenia erwartet den Reisenden noch eine andere Ueberraschung; er findet hier im Besitz der Massai

Kamele, die von den Gallas im weiten Nordosten geraubt worden sind. Die Massai kennen nicht deren Verwendung als Lasttiere; sie verspeisen dieselben, obwohl sie sonst in ihrer Nahrung sehr wählerisch sind. Auch das Pferd ist hier den Eingeborenen unter dem Namen Burta bekannt.

* * *

Der Kenia wurde, wie wir dies schon in vorhergehenden Kapiteln erzählt haben, im Jahre 1846 vom Nestor der deutschen Afrikaforschung, dem Missionar Krapf, entdeckt. Später versuchten der Baron Klaus von der Decken, der Missionar New und Hildebrandt den Berg zu erreichen, aber ihre Bemühungen scheiterten an den Schwierigkeiten, welche die Route bot. Thomson konnte eine Besteigung des Berges nicht ausführen, da ihm die Massai feindlich entgegentraten und er froh war, ihnen nach dem Baringossee entzuschliffen zu können.

Erst im Jahre 1887 gelang dieses Vorhaben dem Grafen Teleki und Lieutenant Höhnel. Sie verließen im Januar 1887 Sansibar, erreichten Anfang Juni mit 250 Trägern den Kilimandscharo und zogen dann trotz aller Warnungen durch die gefürchtete Landschaft Kifuju nach dem Kenia. In der That wurde die Haltung der Eingeborenen so zudringlich, daß es zum Kampfe kam, aus dem die Europäer als Sieger hervorgingen und in dem sie eine reiche Beute machten. Die Eingeborenen baten nunmehr um Frieden.

Die Landschaft Kifuju war früher ganz bewaldet, während jetzt der Feldbau fast alles beherrscht, so daß Wald nur in der Umgebung der Dörfer und längs der Grenze geblieben. Man baut Bohnen, Mais, Bataten, Jams, Hirse, Zuckerrohr, Bananen, Tabak. Das Zuckerrohr wird theils gekaut, theils zur Bereitung der beliebten, aber stark berauschenden Pombe benutzt. Kifuju gilt als die Kornkammer für die Karawanen. An Haustieren werden Ochsen, Kühe, Ziegen, Schafe und Hühner gehalten. Die reichlich

vorhandenen Lebensmittel werden gegen Perlen, Draht und Stoffe ohne viel Handeln hergegeben.

In der Landschaft Leikipia, die unseren Lesern bereits bekannt ist, bezog Graf Teleki ein Standquartier und brach von hier am 17. Oktober zur Besteigung des Kenia auf. In einer Höhe von 4000 Meter fand er ewigen Schnee und stieg im Bette des Keniabaches weiter aufwärts. Auf dem höchsten Punkte der Kraterwand, etwa 1000 Meter unter der Spitze, zeigte das Thermometer nur 7° C. — —

Die Expedition Telekis drang noch weit nach Norden über den Baringossee vor und schloß mit der Entdeckung zweier anderer Seen, welche Kronprinz Rudolf- und Stephanie-See genannt wurden.

* * *

Westlich von Kenia liegt der in letzter Zeit so viel genannte Baringossee.

Thomson schildert seinen Anblick von einem etwa 1000 Meter höher liegenden Orte mit folgenden Worten:

„Ich habe in meinem Leben auf viele wunderbare und packende Seelandschaften in Afrika heruntergesehen, aber keine dieser Ansichten kann an Schönheit, Großartigkeit und Mannigfaltigkeit auch nur annähernd mit der Landschaft wetteifern, welche sich jetzt vor mir auf dem Rande des Hochlandes von Leikipia ausbreitete. Man stelle sich eine Mulde oder Bodensenkung von etwa 1200 Meter Meereshöhe und 30 Kilometer Breite vor, an deren beiden Seiten zwei Bergwände in sehr großer Steilheit zu einer Höhe von 2700 Meter aufragen. In der Mitte dieser Bodensenkung liegt eine funkelnde Wasserfläche, strahlend gleich einem Spiegel in den kräftigen Strahlen der tropischen Sonne. Fast in ihrer Mitte erhebt sich eine malerische Insel, umgeben von vier kleineren Inseln — gleich einer Gruppe von natürlichen Smaragden in einer glitzernden Schale polierten Silbers. Um den unregelmäßig geformten See blickt ein Streifen blassen Grases hervor, welches ein morastiges Ufer

verrät, und in dem äußeren sich zu den Bergen erhebenden Kreise hebt sich eine sehr dunkelgrüne Fläche ab, in welcher wir die Akazienbäume mit ihren tischartig flachen Baumkronen erkennen. Viele gerade Linien durchziehen wie Mauern und Winkelvorsprünge die Landschaft. Alles verrät in beredtester Weise den feurigen Ursprung.“

So ist die Landschaft um den Kenia, den Bruderberg des Kilimandscharo, beschaffen; dieses Stück von Englisch-



Die Bösung von Leikipia.

Ostafrika ist, wie wir sehen, kein schlechtes Land. Die Natur ist herrlich, nur die Menschen sind schlecht, das ist das allgemeine Urteil aller Reisenden, die durch jene Gebiete zogen. Wir wissen jetzt alle, wie unaufhörlich Peters mit allen den Stämmen, die in jenen Bergen und Hochweiden wohnen, Schritt um Schritt kämpfen mußte, bis er endlich aus allen Schlachten als Sieger hervorging und am Victoria-Nyanza hervortauchte!

Im allgemeinen kennen wir bereits diese wilden Stämme: es sind zunächst die Massai und die Wakuasi zu erwähnen,

die wir ausführlicher in unserer Schilderung der Njika beschrieben haben. Unter diesen verstreut lebt in walddreichen Distrikten ein eigenartiges Jägervolk, die Andorobbo, von den Suaheli Wandorobbo genannt. Ihre Sprache ist mit derjenigen der Massai verwandt, und sie werden von dem ungestümen Hirtenvolke als eine niedriger stehende Menschenklasse behandelt.

Die Andorobbo, einer kleinen Menschenrasse angehörend, halten kein Vieh wie die Massai, bebauen kein Land wie die Wakuafi, sie leben ganz und gar von der Jagd wie die Zwergstämme in den Waldungen des Kongo und des Aruwimi. Darum findet man sie auch vornehmlich in den Waldungen der Berge Kenia, Elgejo u. s. w., wo das Hochwild Afrikas, der Elefant, zahlreicher vorkommt. Hier wohnen sie als Jägergemeinden in kleineren Dörfern und treiben Jagd auf die Kolosse des Tierreichs.

Ihre Jagdwaffen sind ziemlich einfach. Es sind besonders geformte Lanzen, die äußerlich wie der Ladestock einer Kanone aussehen; das schwere Ende soll dem geführten Schläge eine vermehrte Wucht geben; an demselben sitzt eine Speer- oder Pfeilspitze von 4 Centimeter Länge, die mit dem tödlichen Gifte des Mordju eingeschmiert ist. Der ganze Speer ist nahezu $2\frac{1}{2}$ Meter lang.

Die Andorobbo führen den Stoß aus nächster Nähe gegen das Wild aus. Da die Spitze nur lose am Speere befestigt ist, so bleibt sie in der Wunde stecken. Dann setzt der Jäger einen neuen Pfeil auf und greift das Tier von neuem an. Nur selten überlebt der Elefant die Wirkung dieses Giftpfeiles und so gelingt es den kühnen Jägern, ganze Herden auszurotten.

Sie sind also in diesem Gebiete die eigentlichen Elfenbeinlieferanten, sie sind es, um deretwegen die Händler ins Land kommen, und darum lassen die Massai die Andorobbo in Ruhe.

Außerdem aber ist dieses Jägervolk in einer anderen Beziehung nützlich. Die Andorobbo sind auch geschickte Handwerker. Sie fertigen für die Massaikrieger die mächtigen

Büffelhautschilde und für die Massaifrauen die groben irdenen Kochtöpfe.

Was ihre Nahrung anbelangt, so leben sie hauptsächlich vom Fleisch der erlegten Elefanten, Büffel und Antilopen, aber sie wissen sich auch vegetabilische Nahrung zu verschaffen, indem sie bei ackerbauenden Stämmen dieselbe gegen Wild und Häute austauschen.

Hier und dort haben sie sich als Zwischenhändler niedergelassen, welche den Tauschverkehr zwischen den Massai und anderen ackerbautreibenden Stämmen vermitteln.

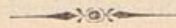
Trotz alledem ist ihre Stellung eine untergeordnete, und wenn sie mit den Händlern gute Elfenbeingeschäfte gemacht haben, so verheimlichen sie dieselben und verbergen ihren Reichtum, denn die Massai sind stets bereit, auch den Andorobbo ihren Ueberfluß abzunehmen.

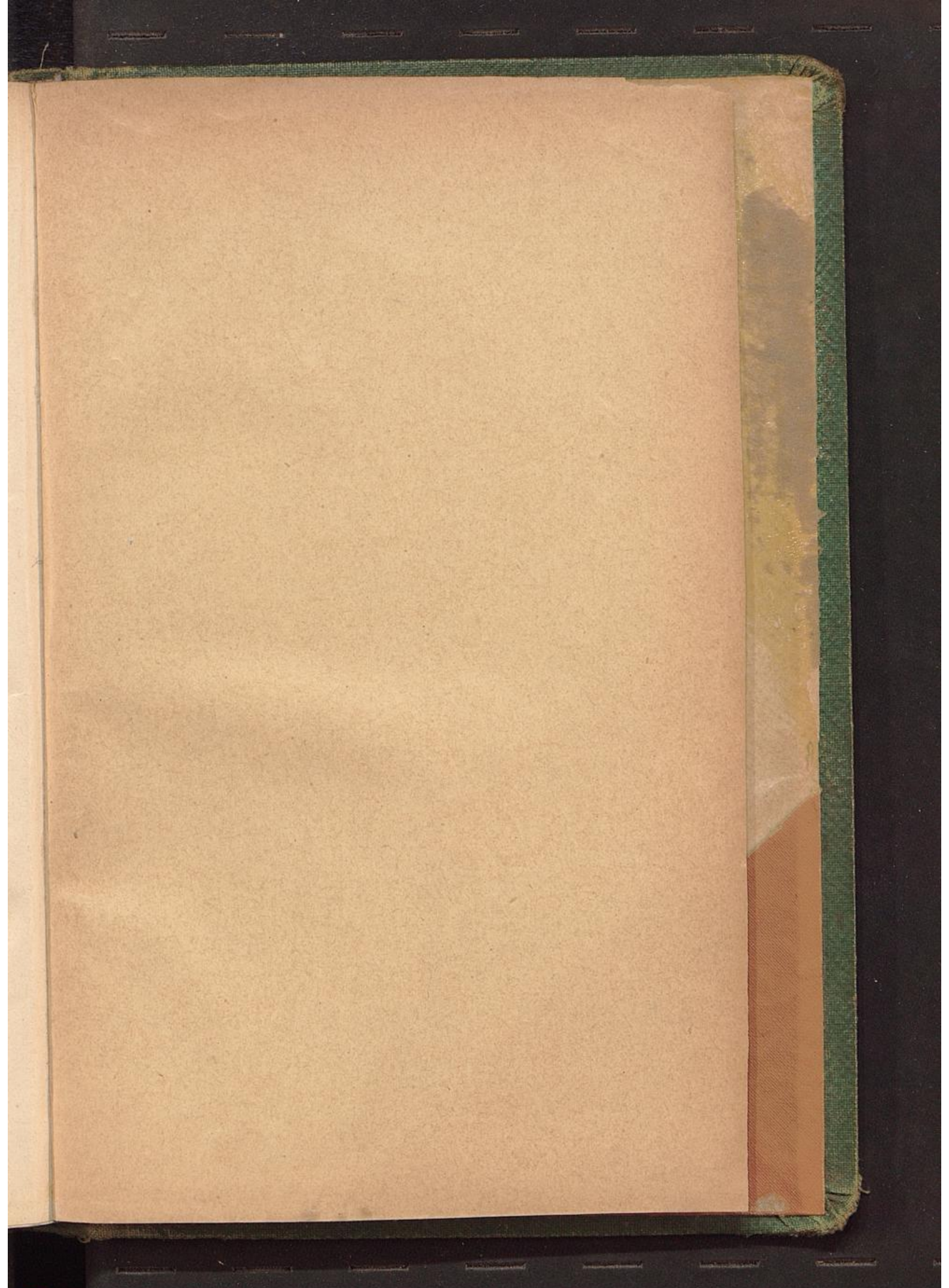
In letzter Zeit sind nun alle diese urwüchsigen Stämme von den Expeditionen, die nach der Nordostküste des Victoria-Nyanza nach Kawirondo zogen, wiederholt gezüchtigt worden, und so dürfte ihr unbändiges Benehmen und ihre Lust zu Raubüberfällen nach und nach besseren Gewohnheiten weichen. Immerhin aber ist noch augenblicklich die englische Keniaroute nach Innerafrika die unsicherste von allen.

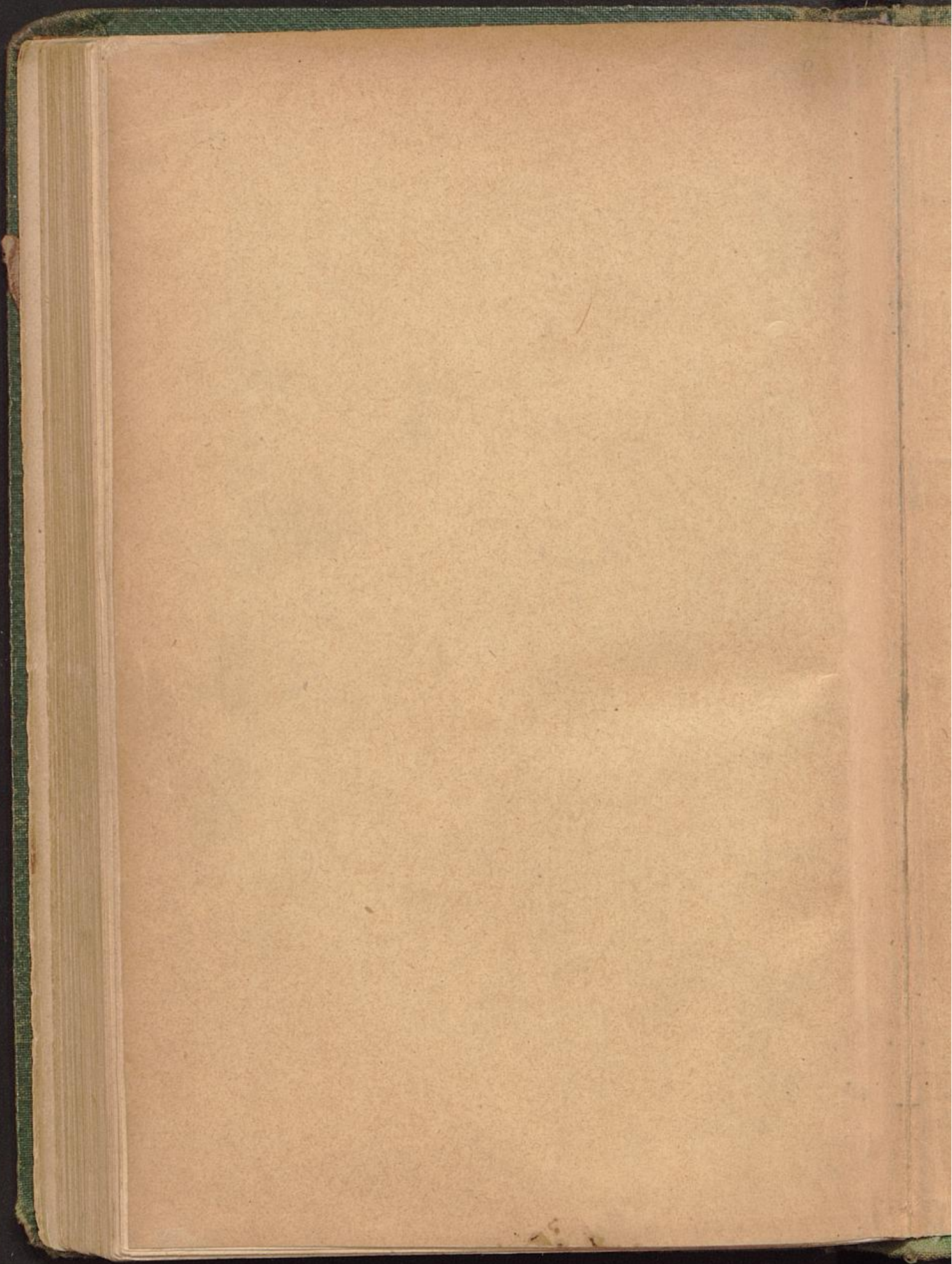
Darum werden auch die Karawanen von Uganda und Unyoro noch lange den Weg über das deutsche Gebiet über Tabora und Mpwapwa nehmen; darum wird auch der Weg über den Kilimandscharo dem über den Kenia vorgezogen werden.

Wir brauchen also, wenn wir nur die Lage im Augenblick ausnutzen, die Konkurrenz des englischen Nachbargesbietes nicht zu befürchten.

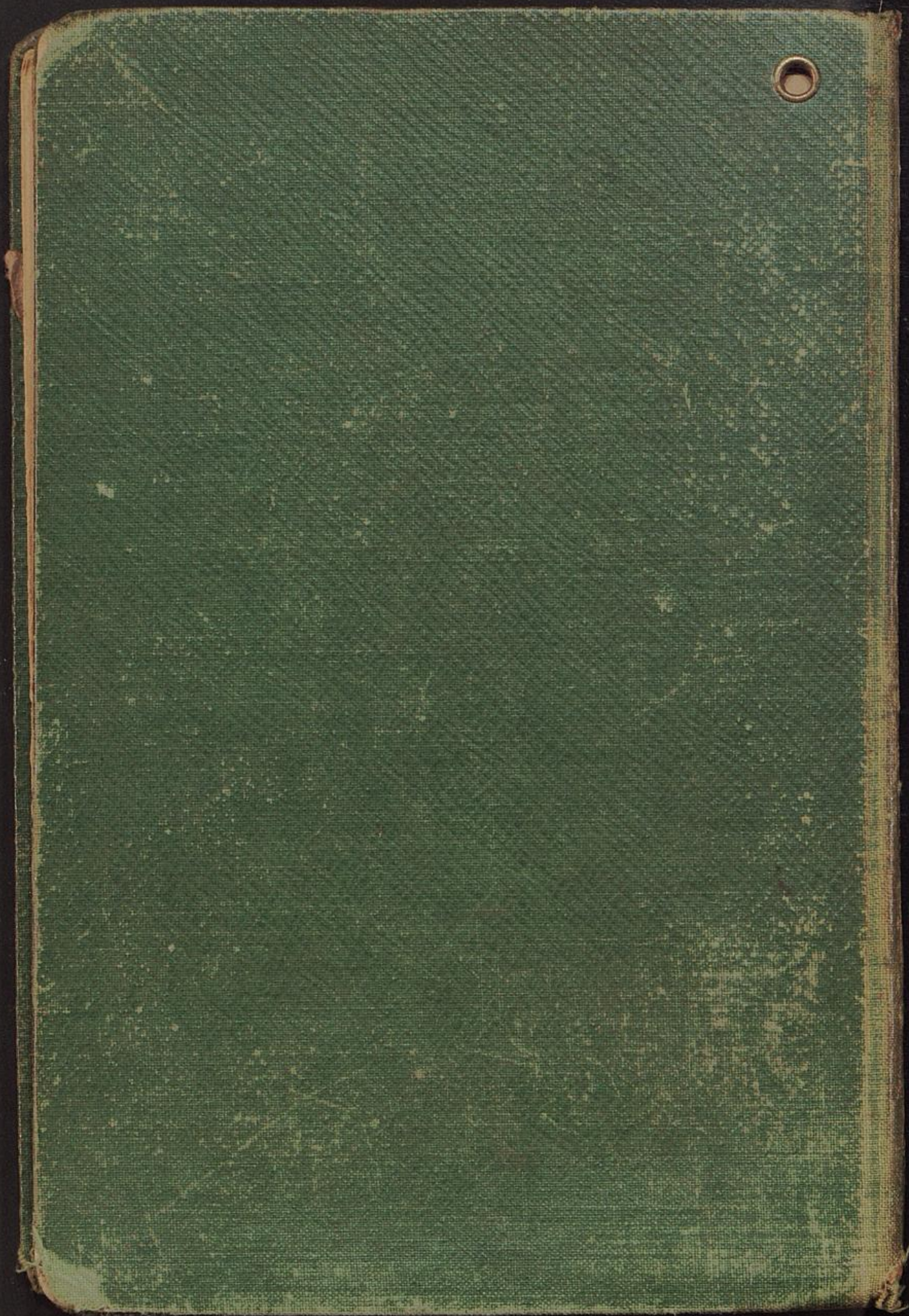
3/7135







12 Cf 5
b



34
c
3617

12

EF

5
B